Geschichte

von

Paraguay.

Erster Band.

Wien 1830.

Herausgegeben von dem Vereine zur Verbreitung guter katholischer Bücher.

Kurze Uebersicht des Vereines zur Verbreitung guter katholischer Bücher.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist das Lesen ein Haupthebel geistiger Bildung, der falschen sowohl, als der wahren geworden; ja heut zu Tage erscheint die Lectüre in der Reihe menschlicher Bedürfnisse, und übt auf Religion und Sitten, und auf das Wohl einzelner Menschen und ganzer Völkerschaften einen solchen Einfluß aus, daß man ihr unter den Mächten im geistigen Gebiete unstreitig den ersten Rang zugesteht. Wenigstens Frankreich und Italien haben dieß so lebhaft anerkannt, daß sich in diesen beiden Ländern eigene Vereine bildeten, um einerseits diesem Bedürfnisse abzuhelfen, und andererseits der Lectüre eine Richtung zu geben, wodurch die nachtheiligen Wirkungen derselben hintan gehalten, und die wohlthätigen sicher gestellt und befördert werden. Wird Deutschland allein hier zurückbleiben? Oder sollten den Deutschen Religion, Sitte und echte Geistesbildung allein gleichgültige Namen geworden seyn? — Uns Oesterreichern sind sie es noch nicht geworden; unter uns fehlt es nicht an erleuchteten Männern, die das Bedürfniß der Zeit lebhaft fühlen, und den Augenblick herbei wünschen, wo ein Verein sich erhebt, der zum Zwecke hat, die Segnungen einer guten Lectüre zu verbreiten. In Oesterreich ist es ein Leichtes, solche schöne Wünsche zu befriedigen, und im Eifer für die gute Sache mit dem Auslande gleichen Schritt zu halten.

Die unterzeichnete Congregation, durch die Allerhöchste Gnade Sr. Majestät im Besitze einer Buchhandlung und einer Buchdruckerei, die an und für sich die Aufgabe hat, gute Bücher zu verbreiten, hat daher einen Verein gegründet, um der weniger bemittelten Classe von Lesern Gelegenheit zu geben, sich gute Bücher zu einem Preise, der ihr Vermögen nicht übersteigt, anzuschaffen, und den einfachen Subscriptions-Preis auf die, durch denselben jährlich erscheinenden sechs Bände, jeden Band zu beiläufig zwanzig Bogen, mithin im ganzen Jahre 120 Druckbogen, auf drei Gulden Conv.-Münze festgesetzt.

Wer doppelt mit 6 fl. Conv.-Münze jährlich subscribirt, erhält die doppelte Zahl von Bänden jährlich zu seiner Disposition und wird Theilnehmer des Vereins; wer sechsfach mit 18 fl. C. M. unterzeichnet, stellt sich dadurch in die Classe der Mitglieder desselben, erhält jährlich sechs und dreißig Bände zu seiner Verfügung, und erwirbt auch das

Geschichte

von

Paraguay,

und den

Missionen der Gesellschaft Jesu

in diesen Ländern.

Nach dem Französischen

des

P. Franciscus de Charlevoix,

weiland Priester der Gesellschaft Jesu.

Erster Band.

Wien 1830.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

Wb 44/115

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECAE CONGR. MISS. DOM. COLONIENS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Auf eine freundliche Abwechslung in der Auswahl solcher Werke bedacht, die das Gemüth zugleich erheitern und erbauen, beschloß der Verein zur Verbreitung guter Bücher, dem ersten Bande, der das schönste und treueste Bild heiliger, in Gott gegründeter Freundschaft wie in einem klaren Spiegel zeigte, ein historisches Werk folgen zu lassen. Die Wahl fiel allgemein auf die Geschichte der Missionen im Paraguay; und nicht leicht auch zeigt eine Geschichte die Wirkungen der allmächtigen Gnade Gottes so anschaulich als die sehr anziehende Schilderung der Bekehrung dieser Heidenvölker, die mitten in den dichtesten Finsternissen und Schatten des Todes sitzend, kaum mehr als die Gestalt des Menschen an sich hatten, und von dem Lichte des Evangeliums bestrahlt, in sehr kurzer Zeit zu einer Höhe der christlichen Vollkommenheit sich erhoben, wie

die Kirchengeschichte, außer den ersten Jahrhunderten des Christenthums wenige Beispiele entfaltet.

Glorreich auch zeigt sich darin die göttliche Vorsehung, die ihre Auserwählten von allen Gränzen des Erdkreises sammelt; wundersam spiegelt sich ferner, nicht nur die Kraft des heiligen Glaubens, der, den Verheißungen seines göttlichen Stifters gemäß, Werke Gottes wirkte, sondern auch der feurigsten Liebe, die bis zum Blutvergießen widerstand; lieblich und stark die ewige Weisheit, die in ihren Dienern unübersteigliche Hindernisse besiegte, diese Völker in ihr himmlisches Reich zu führen; und unerforschlich die Gerichte des Allmächtigen, der nach einem so gesegneten Tage reicher Ernte, wie einst in der Kirche zu Japan, es zuließ, daß das himmlische Licht allmälig wieder erlosch und diese großen Länder größten Theils in die alte Nacht der Verwilderung zurückkehrten.

Wir sprechen nichts von den Anstrengungen der menschlichen Habgier und Bosheit, die, im Einklang mit dem alten Feinde der Ehre Gottes und des menschlichen Heiles, nichts unversucht ließ, diese junge Kirche, die gegen drei Jahrhunderte blühte, schon von ihrem frühesten Anbeginn zu zerstören; noch von den schwärzesten

Verleumdungen und den grausamsten Verfolgungen, welche die getreuen Arbeiter in diesem Weinberge des Herrn selbst von Solchen zu erleiden hatten, deren heiligste Pflicht es gewesen wäre, mit aller Macht sie zu unterstützen, die diese weiten Länder mit ihrem Schweiße und Blute begossen, allem Ungemach, dem Hunger, Durst und der Blöße, den offenbarsten und vielfältigsten Gefahren, ja selbst dem schrecklichsten Tode unter diesen Menschenfressern mit Freuden sich preis gaben, den Samen des Evangeliums auszustreuen und unsterbliche Seelen dem ewigen Tode zu entreißen.

Es mögen die Thatsachen selbst sprechen, die in diesem riesenhaften Gemälde sich entfalten werden; und da jetzt diese Ereignisse, als abgeschlossene Actenstücke der Vergangenheit, zur Geschichte der Völker gehören, — indem die Oberherrschaft eines europäischen Zepters, der einst diese großen Völker beherrschte, aber den Feinden des christlichen Friedens nicht wirksam wehrte, gänzlich darin erlosch, — mag die unparteiische Nachwelt, welcher diese Dinge hier vor Augen geführt werden, wenn anders sie über den Untergang dieses wunderlieblichen Flors im Garten der heiligen Kirche nicht von tiefster Wehmuth beklommen und von schwerstem Unwillen über die

Zerstörer desselben hingerissen wird, ein gerechtes Urtheil fällen.

Manches minder Bedeutende, das nicht unmittelbar und nothwendig zu dieser Geschichte gehört, ward hier übergangen; den der Verfasser schrieb solche in sechs Bänden zusammen und nahm darin viele Rechtfertigungsacten, großen Theils in spanischer Sprache auf, die nicht sowohl die Geschichte als seinen Orden unmittelbar angingen, und schaltete auch manche Episoden ein, die mehr den Zusammenhang stören als denselben schmücken. Es ward also die eigentliche Geschichte des Landes Paraguay und der Missionen in jenem großen Welttheile hier etwas gedrängter gegeben, das Wesentlichste selbst jener Rechtfertigungsacten im Verlauf der Erzählung mitgetheilt und nichts von Bedeutung übergangen.

Wir übergeben also diese Geschichte unsern Lesern zur Erbauung, Erheiterung und zu heilsamer Belehrung, und sind der Hoffnung, daß Niemand dieselbe unbefriedigt aus der Hand legen wird. Vieles Merkwürdige und Interessante wird der Liebhaber der Länder- und Völkerkunde darin finden, das ihm sowohl zum Nutzen als zum Vergnügen gereichen wird. Zu hoher Bewunderung und Eifer wird der Priester des Herrn

bei dem Anblick der heroischen Tugenden, riesenhaften Aufopferungen und der heiligen Eifersgluth vieler großen Diener Gottes sich angeregt fühlen, die, ohne den mindesten Vorbehalt, auf sich selbst verzichteten, dem Himmel Seelen zu gewinnen, und von dieser Welt nichts als bittern Undank und grausame Verfolgungen zum Lohn erhielten; deren Lohn aber groß und bleibend vor Gott ist, mit dem sie nun in der ewigen Glorie herrschen. Nicht minder auch wird der Laie an den großen Tugenden, der Frömmigkeit, ja der Heiligkeit dieser Neubekehrten sich erbauen, und von dem heiligen Eifer beschämt werden, mit welchem sie das hohe Gut des Glaubens umfingen, liebten und bewahrten, ja nicht selten mit ihrem Blut und Leben besiegelten, das in unsern Tagen oft selbst von Solchen gleichgültig geachtet wird, die im friedlichen Schooße der heiligen Kirche geboren und erzogen wurden.

Auch wird selbst der Staatsmann hier eine, in jedem Betracht wunderbare Regierungsform schauen und innigst überzeugt werden, daß die christkatholische Religion allein das feste und unauflösliche Band ist, das die Völker an ihre Fürsten fesselt; und daß dieß heilige Band nur in dem Maße sich auflöst, als den Feinden der Religion nicht gewehrt wird, den Samen der Gott-

losigkeit auszustreuen und die Herzen zu vergiften. Alle endlich werden darin die Führungen der göttlichen Vorsehung bewundern, die auch aus Steinen Kinder Abrahams zu wecken vermag, und durch ein stilles, aber wahrhaftes Gericht alle Dinge ordnet und zum Besten ihrer Auserwählten lenkt.

Die Karte von Paraguay folgt im zweiten Bande.

Da es der Raum in diesem Bande nicht gestattet, so wird die Fortsetzung des Namens-Verzeichnisses der P. T. Subscribenten im nächsten Bande folgen.

Vorwort des Verfassers.

Die Entdeckung der neuen Welt war noch in ziemlich frischer Erinnerung, als man die Frage aufzuwerfen begann, ob diese Entdeckung Europa wirklich zu so großem Nutzen gereichte, als man Anfangs erachtet hatte? Dieser Frage aber folgte bald eine andere über die Gerechtigkeit des Eroberungsrechtes, kraft dessen man diese Völker unterjocht hatte, die seit so vielen Jahrhunderten im Besitz ihrer Freiheit gewesen waren, oder Fürsten gehorchten, welchen Niemand die Krone streitig machte, die ihr Haupt schmückte. Zu diesen beiden Fragen fügte sich dann wie von selbst noch eine dritte, die Denjenigen sich aufdrängte, welchen die Dinge kund sind, die seit beinahe drei Jahrhunderten in jenem großen Welttheile sich ergeben haben; ob nämlich, die Religion ausgenommen, die Inwohner desselben mehr dabei gewonnen als verloren haben,

daß sie unsre Bekanntschaft machten. Ich will es mir nicht anmaßen, diese wichtigen Fragen entscheidend zu beantworten; mein vorzüglichstes Ziel bei Verfassung dieser Geschichte ist, meine Leser in den Stand zu setzen, daß sie richtig beurtheilen mögen, ob das Verfahren, das gegen die Amerikaner beobachtet ward, immer das geeignetste war, nützliche Niederlassungen bei ihnen zu begründen; die Schätze zu benützen, deren sie eben nicht sonderlich achteten; sie glücklicher zu machen als sie es waren; und sie dahin zu stimmen, daß sie den Tag segneten, an welchem das Licht des Evangeliums vor ihren Augen erglänzte.

Gar wohl sind die Vorurtheile mir bekannt, die hinsichtlich des Gegenstandes, den ich hier erörtere, so ziemlich allgemein verbreitet sind. Ich weiß, daß die Meinung über die Herrschaft und den großen Reichthum der Jesuiten bei Jenen selbst vorherrschend ist, die der Gesellschaft Jesu große Achtung bezeigen; da sogar Einige, aus Theilnahme an ihrem Wohl, von meinem Vorhaben mich abbringen wollten. Gesichert jedoch durch die große Anzahl und die Authenticität der Beweise, auf die ich mich stützen konnte, glaubte ich, dieß Vorurtheil selbst sei ein Grund mehr, dieser Aufgabe nicht zu entsagen; und ich hoffe,

daß man deßfalls mir danken wird. Wahrlich nicht gering ist auch die Freude eines Lesers, der die Wahrheit liebt und aufrichtig sucht, wenn er wahrnimmt, wie dieselbe durch alles dunkle Gewölk hindurch strahlt, mit welchem man bemüht war, dieselbe zu verhüllen. Ich bin sogar überzeugt, daß Manche sich wundern werden, wie man so lange zögern konnte, Diejenigen aufzuklären, die eben kein persönlicher Vortheil anzieht, über eine Sache sich beirren zu lassen, die nichts weniger als gleichgültig ist.

Übrigens entfaltet diese Geschichte in reichlichem Maße was immer geeignet ist, zu belehren und zu unterhalten; anziehend ist sie durch ihre Mannigfaltigkeit und zumal durch die Neuheit und Schönheit wundersamer Anstalten, die zu den vorzüglichsten Gegenständen derselben gehören. Dieß sind jene christlichen Republiken, von welchen die Welt bis dahin noch keine Muster gesehen hatte, und die in dem Mittelpuncte der wildesten Barbarei nach einem Plan gegründet wurden, der die Entwürfe eines Plato, eines Baco und des gefeierten Verfassers des Telemach bey Weitem an Vollkommenheit übertrifft. Und zwar wurden die Grundvesten derselben durch den Schweiß und das Blut von Männern gelegt, die mit der Schärfe des Geistes allein

bewaffnet, und das Evangelium in der Hand, der Wuth der furchtbarsten Wilden trotzten, die durch die Waffen der Spanier nur waren erbittert worden; und die dieselben bildeten und in Christen umwandelten, welche seit mehr denn hundert fünfzig Jahren alle, die sie in der Nähe sehen, zur Bewunderung hinreißen.

Diese Völkerschaften unterwarfen sie der spanischen Krone kraft eines Gehorsams, der um so fester ist, als er freiwilliger war, öfter denn Ein Mal durch die strengsten Prüfungen bewährt wurde, und sich immer gleich blieb; denn sie, die ihrem Monarchen mit größter Schnelligkeit gehorchen, und Gut und Blut mit so großer Uneigennützigkeit opfern, wie bis dahin nie gesehen ward, sind überzeugt, daß sie, dem Monarchen dienend, Gott selbst dienen, von dem allein sie auch ihre Belohnung erwarten; ja sie werden beinahe, sobald sie Christen werden, auch Apostel, gewinnen der Seelen oft nicht weniger als ihre geistlichen Hirten selbst, und halten sich durch die Marter reichlich belohnt, wenn der Erfolg ihrer Sehnsucht und ihren Bemühungen nicht entspricht.

Da diese Thatsachen durch die einstimmigen Zeugnisse solcher Männer erhärtet sind, denen es leicht war, dieselben zu sehen und zu unter-

suchen, und auch überaus viel daran lag, sich nicht täuschen zu lassen, werden Viele sich nicht wenig wundern, wie Anstalten, die der Kirche zu so großem Ruhm, und dem Statt zu so reichlichem Nutzen gereichen, beständig des gewaltigen Ansehens der spanischen Könige zu ihrer Aufrechthaltung bedurften; und wie sogar Solche, die vielfältige Gründe hatten, sie zu begünstigen, nichts unterließen, den Stiftern derselben ihre Arbeiten zu verleiden und zu vereiteln; ja wie dieselben mehr denn Ein Mal von Menschen zerstört werden konnten, die sich Christen nannten, und die, eines niedrigen Gewinnes wegen, mehr denn hundert tausend Neubekehrte in der härtesten Gefangenschaft aufrieben oder ermordeten.

Indessen war diese Begründung ein Werk Gottes und zwar Eines der geeignetsten, seine Größe und Allmacht öffentlich zu zeigen; auch waren Jene, die Er zu einem so glorreichen Werke berufen hatte, allerdings gefaßt, daß die Hölle ihre ganze Macht aufbieten würde, dasselbe zu vereiteln; wie sie denn auch hierin nicht irrten. Denn der unermeßlichen Arbeiten und Gefahren aller Art zu geschweigen, die bei einem so neuen Apostelamte unvermeidlich sind, wo sie mit allen Elementen zu kämpfen und meist unwegsame Länder zu durchwandern hatten, deren In=

wohner noch furchtbarer denn selbst die reißenden Thiere waren, die bei jedem Schritte ihnen aufstießen: was mußten sie nicht selbst von den Hausgenossen des Glaubens erdulden? — Ohne Unterlaß befeindet, in allen Theilen der bewohnten Welt verleumdet, mit Gewalt, ja mit Schande und Spott aus ihren Häusern verjagt, vor die Richterstühle gezogen, und gleich Landesverräthern und Verbrechern mißhandelt, sahen sie oft vor ihren Augen, wie die Früchte ihrer Arbeiten zerstört wurden; ohne deßhalb sich abschrecken zu lassen, und bezeigten nur um so größern Eifer, ihren Verlust zu ersetzen; und zwar mit einer Beharrlichkeit, die endlich den Sieg über alle Hindernisse errang.

Bevor wir jedoch die Erzählung so verschiedener und so unerwarteter Ereignisse beginnen, müssen wir nothwendig eine allgemeine Schilderung der Länder voransenden, worin dieselben sich ergeben haben, und die nur Wenigen bekannt sind, wie sehr auch täglich davon gesprochen wird.

1.

Von dem Lande Paraguay.

Paraguay ist der Name eines Flusses, der dem See Xarayes entspringt, und etwa sechzehn Grade dreißig Minuten südlicher Breite, und fünf und zwanzig Grade der Länge liegt. Dieser Fluß fließt eine ziemliche Strecke gegen Süd-West und wendet sich dann zuletzt wieder gegen Süden. Der Ausdruck selbst bedeutet in der Sprache einiger umwohnenden Völker: der gekrönte Fluß, weil der See, dem er entspringt, gleichsam eine Krone desselben bildet. Dom Martin del Barco, Archidiacon zu Buenos-Ayres, der ein historisches Gedicht in spanischer Sprache verfaßte: Argentina genannt, behauptet, der See Xarayes sei nicht der Ursprung dieses Flusses; und erzählt, man sei weit über diesen See hinaufgefahren, durch den derselbe fließt, ohne daß man habe den Ursprung desselben entdecken können. Auch erinnert er, Viele versicherten, derselbe entspränge dem See Parima in der Provinz del Dorado, das ein Schriftsteller neuerer Zeit nicht für so fabelhaft hält, als gewöhnlich erachtet wird.

Auch erzählt P. Lozano in seiner Beschreibung des Reiches Chaco, ein Spanier, Namens Johannes Garcia, zu Assumtion, der Hauptstadt des

Paraguay geboren, sei, nachdem er mehrere Jahre in der Sclaverei der Paquaya's gewesen, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in sein Vaterland zurückgekehrt, und habe ausgesagt, er sei auf einer Reise, die er im Gefolge dieser Indier gethan, dem Paraguay entlang, und dann über den See Xarages gezogen; wo sie zu einem Flusse gekommen wären, der in denselben sich ergossen habe. Als sie nun weiter fortgezogen und dem Flusse einige Tage nachgegangen wären, seien sie einem Berge gegenüber gekommen, unter welchem derselbe durchfließe. Bevor jedoch die Paquaya's sich in diesen finstern Canal gewagt, hätten sie Fakeln aus Harz angezündet, um sich vor den Fledermäusen zu schützen, Andiras genannt, die von ungeheurer Größe sind, und die Reisenden anfallen, die diese Vorsicht außer Acht lassen. Zwei Tage seien sie also fortgefahren, und als sie endlich herausgekommen und noch einige Zeit auf demselben Wege fortgegangen waren, da hätten sie sich plötzlich bei dem Eingang eines See's befunden, dessen anderes Ufer man nicht habe ersehen können. Nun seien sie nicht mehr weiter gegangen, sondern auf demselben Wege zurückgekehrt.

Was immer an dieser Erzählung seyn mag, so viel ist gewiß, daß der Fluß Paraguay, von seinem Austritt aus dem See Xarages an, das Gewässer vieler anderer, zum Theil großer Flüsse aufnimmt, und dann unter dem sieben und zwanzigsten Grade mit einem andern Flusse sich vereint, der beinahe

in gleicher Linie mit ihm läuft; hierauf aber, von Osten nach Westen sich wendet und eine ziemliche Strecke gegen Nord-West fließt; wo er dann wegen seiner ungeheuern Breite den Namen Parana erhält, der so viel bedeutet als ein Meer. Nach dieser Vereinigung wendet der Paraguay, der nun tiefer, aber minder breit wird, sich geradezu gegen Süden bis zu dem vier und dreißigsten Grade, wo er einen großen Fluß aufnimmt, der von Nord-Ost kommt, und Uruguay genannt wird. Hierauf fließt er gegen Ost-Nord-Ost hin bis in's Meer, in welches er unter dem fünf und dreißigsten Grade und unter dem Namen Rio de la Plata sich ergießt. Diesen Namen führt gewöhnlich auch der Parana nach seiner Vereinigung mit dem Paraguay, und da dieser Fluß seinen Lauf in einer einzigen Provinz abschließt, ward dieselbe nach seinem Namen genannt.

Dieß unerhört große Land, das unter dem Namen Paraguay bekannt ist, enthält außer Chaco, das der Mittelpunct desselben und noch nicht erobert ist, den See Xarayes, die Provinzen Santa-Cruz und Charcas sammt Tucuman gegen Abend; — den ganzen Strom des Paraguay und des Rio de la Plata gegen Morgen; — gegen Mittag aber den ganzen übrigen Theil des Festlandes, bis an die Magellanische Meerenge; wo in neuern Zeiten die Jesuiten eine Mission begründeten. Da dieß ungeheure Land, von zahllosen Flüssen bewässert, von unermeßlichen Wäldern bedeckt und von lan-

gen Bergketten besetzt ist, die meist sehr hoch sind, ja aus welchen manche sogar bis in die Wolken reichen; und da das flache Land niedrig und Überschwemmungen ausgesetzt ist, die durch ihre Ausbreitung und Dauer Alles übertreffen, was immer anderswo in dieser Art gesehen wird, und allenthalben Teiche und Moräste angetroffen werden, deren stehendes und faules Gewässer die Luft nothwendig verunreinigt und vergiftet, und endlich das angebaute Erdreich mit den brach liegenden und öden Flächen in keinen Vergleich kommt: kann man sich leicht vorstellen, daß das Klima daselbst, so wie der Charakter und die Sitten der Inwohner ungemein verschieden sind.

2.

Von den Völkern, Thieren und Producten des Landes überhaupt.

Diese Völker haben, überhaupt davon zu sprechen, eine olivenfarbe Haut; ihr gewöhnlicher Wuchs ist mehr unter als über der mittleren Größe; wiewohl man auch Menschen unter ihnen findet, die sehr hohen Wuchses sind. Die Meisten haben ziemlich starke Beine und Gelenke, ein feines, doch etwas plattes Angesicht; beinahe überall gehen die Männer und die Kinder, zumal in heißen Gegenden, nackt, und selbst die Personen des Frauengeschlechtes sind nur in sofern bedeckt, als eine minder strenge Schamhaftigkeit es erfordert. Beinahe jede

einzelne Nation hat ihre eigene Art sich zu schmücken, oder vielmehr sich zu verunstalten; und dieß oft auf eine solche Weise, daß sie Abscheu und Entsetzen einflößen; wiewohl es auch einige unter ihnen gibt, die bei gewissen Gelegenheiten sich Hauben und andern Putz aus den schönsten Vogelfedern bereiten. Beinahe alle sind von Natur aus dumm, wild, unbeständig, meineidig, Menschenfresser, außerordentlich gefräßig, der Trunkenheit ergeben, ohne Vorsicht, und kümmern sich nicht um die Zukunft; ja nicht einmal um die Bedürfnisse des Lebens; denn die Trägheit und Unthätigkeit, in welcher sie ihr Leben zubringen, übertrifft alle Vorstellung. Einige Wenige ausgenommen, welche durch die Raubsucht oder vielmehr durch die Leidenschaft, an ihren Feinden sich zu rächen, nicht sowohl tapfer als wüthend wurden, sind sie beinahe alle feige; und die ihre Freiheit bis jetzt erhielten, verdanken solche einzig ihren unzugänglichen Wohnplätzen, wo sie sich eingeschanzt halten.

Die ersten Spanier, welche nach Paraguay kamen, hegten nicht den geringsten Zweifel, daß in diesem Lande der größte Reichthum anzutreffen sei. Sie konnten es sich nicht denken, daß ein Land, das so nahe an Peru gränzt, nicht Überfluß an Gold- und Silberminen habe; und wiewohl der Irrthum sich bald entdeckte, der diese Meinung bestätigt hatte, so sprach man dennoch auch hernach noch länger denn ein Jahrhundert von Paraguay als von einem Lande, das die reichsten Bergwerke besitze. Dieß läßt

sich schon aus dem Titel Argentina ersehen, welchen Don Martin del Barco seinem Werke vorsetzte; als ob das ganze Land nur eine große Silbermine wäre. Zwar glaubte man, unfern der Stadt Xaras, die von den Spaniern auf dem Wege nach Brasilien, nahe bei dem Flusse Paraguay, angelegt, späterhin aber von den Portugiesen aus Brasilien zerstört ward, eine ziemlich lange Zeit hindurch Anzeichen von Goldminen entdeckt zu haben; doch verschwand auch diese Hoffnung gar bald, und eben so erging es auch an andern Orten; und die Inwohner gewannen sehr Vieles dadurch, daß sie diese Hoffnungen verloren, weil sie dann gedrängt wurden, trifftigere Mittel zu ergreifen, ihren Unterhalt sich zu verschaffen.

In einem Teich nahe bei dem Orte, wo einst die Stadt Santa-Fé stand, fischte man einige Zeit hindurch Perlen; und der Verfasser der Argentina spricht hierüber mit seiner gewöhnlichen Begeisterung; nichts desto minder hat diese Fischerei so gänzlich aufgehört, daß in der Folge sogar das Andenken daran sich verlor. Endlich kam ein Spanier, der in seiner Kindheit von den Abiponen war gefangen worden, zu seiner Familie zurück, und da er sah, daß die Weiber sehr begierig nach Perlen waren, erzählte er ihnen, die Indier, unter welchen er gelebt habe, fänden derselben oftmals in ihrem Netze, wenn sie in dem erwähnten Teiche fischten; doch betrachteten sie dieselben als unnütze Dinge. Auf diese Aussage hin ward zu jenem Teiche ge-

sandt, die Sache zu untersuchen, die denn auch wahr befunden ward. Doch allem Anschein nach war die Fischerei nicht sonderlich ergiebig, oder aber es waren die Perlen nicht von sonderlichem Werthe, da sie niemals in dem Handel zu Buenos-Ayres vorkamen noch auch Santa-Fé bereicherten. Selbst das Eisen ist in diesem Lande so selten, daß man dasselbe aus andern Ländern beziehen muß.

In den unabsehbaren Ebenen, die sich von Buenos-Ayres bis nach Chili, und sehr weit gegen Süden hin erstrecken, vermehrten einige Pferde und Rinder, welche die Spanier, als sie kurz nach der Erbauung dieser Stadt, wieder von dort hinweggezogen, daselbst zurückließen, sich in so großer Anzahl, daß man um das Jahr 1628 ein treffliches Pferd um zwei Nadeln, und in eben demselben Verhältniß auch einen Ochsen erkaufen konnte. Heut zu Tage aber muß man ziemlich weit gehen, diese Thiere aufzufinden. Indessen lief seit etwa dreißig Jahren kein Schiff von dem Hafen zu Buenos-Ayres aus, das nicht eine Last von vierzig bis fünfzig tausend Ochsenhäuten mit sich geführt hätte; nun müssen aber, um eine solche Anzahl zu gewinnen, mehr denn achtzig tausend solche Thiere erlegt werden, da eigentlich nur die Stierhäute von einer bestimmten Größe im Handel vorkommen.

Doch um sich einen richtigen Begriff von der ungeheuern Vermehrung dieser Thiere im Paraguay zu machen, muß noch erinnert werden, daß die Hunde, die daselbst in großer Anzahl wild umher irren,

dann die Tyger und Löwen derselben eine unglaubliche Menge zerreißen. Man sagt sogar, daß die Löwen nicht einmal warten, bis der Hunger sie antreibt, die Ochsen zu tödten, wie dieß bei den Tigern der Fall ist; sondern daß sie oft gleichsam zur Lust eine Jagd mit ihnen treiben; denn man sah öfters, daß sie derselben bis zu zehn und zwölf erwürgten, und nur Einen berührten. Die größten Feinde dieser Thiere aber sind unstreitig die Hunde. Schon seit länger denn zwanzig Jahren sind die Preise der Ochsenhäute mehr als um zwei Drittel zu Buenos-Ayres gestiegen; und wenn je das Hornvieh in diesem Lande verschwindet, so geschieht dieß unfehlbar durch die Hetze der Hunde, die, wenn sie keine Thiere mehr finden, die Menschen anfallen werden. Das Sonderbarste dabei ist, daß die Inwohner hierüber keine Belehrung annehmen; denn als einst der Gouverneur einer Provinz Soldaten auf die Jagd dieser Thiere ausgesandt hatte, wurden sie bei ihrer Rückkehr nach Buenos-Ayres mit lautem Hohngelächter empfangen und Hundejäger geheißen; weßhalb denn auch seit dieser Zeit kein Einziger mehr zu bewegen war, diese Jagd fortzusetzen.

Die Art, diese Ochsenjagd zu treiben, ist ziemlich sonderbar. Eine Gesellschaft Jäger begibt sich zu Pferde in eine Ebene, wo diese Thiere in großer Anzahl sich aufhalten. Dort vertheilen sie sich, und jeder haut mit einer halbmondförmigen Art links und rechts um sich, versetzt den hintern Füßen

des Thieres einen Hieb, und schneidet ihm die Gelenke entzwei. Das Thier fällt hierauf zu Boden, und kann sich nicht wieder aufhelfen. Die Jäger aber lassen dasselbe liegen und fahren fort um sich zu hauen, so lange sie Ochsen finden; und man behauptet, was an's Übertriebene zu gränzen scheint, daß jeder Einzelne in Einer Stunde mehr denn acht hundert Ochsen auf solche Weise fällt. Wenn nun diese Thiere in Schrecken gerathen, so laufen sie, die Flucht zu nehmen, verworren unter einander und vertreten sich selbst den Weg; wodurch die Jäger Zeit gewinnen, sich zu erholen und auszuruhen. Endlich kehren sie nach einigen Tagen einer so gewaltigen Arbeit auf dem Wege zurück, auf dem sie gekommen waren, finden die niedergeworfenen Ochsen abermal auf, tödten solche vollends, nehmen derselben so viele mit als sie können und lassen die übrigen liegen.

Es läßt sich leicht erachten, daß eine so große Anzahl getödteter Thiere die ganze Luft vergiften und die Ansteckung ungemein weit verbreiten würde, wenn sie daselbst lange liegen blieben. Doch nicht lange, und es fliegen ganze Wolken von Geyern, groß wie die Adler, und andere Raubvögel herbei, stürzen sich auf dieselben und verzehren sie in kurzer Zeit so gänzlich, daß nichts mehr denn die nackten Knochen zu sehen sind. — Die Pferde werden mit Schlingen gefangen; und da sie spanischer Abkunft sind und wild geboren werden, sind sie überaus schön und vortreffliche Renner. Die Indier aber, die nicht

minder sehr hurtig und gewandt sind, trieben sie gegen Orte hin, wo sie bald Hindernisse finden und nicht entkommen können; und sobald sie ihnen nahe genug sind, werfen sie ihnen Schlingen um die Füße, erschwingen sich in Einem Sprunge darauf und zähmen sie in kurzer Zeit. Es gibt auch viele Maulthiere in Paraguay, und diese thun treffliche Dienste in einem Lande, wo es wenig gebahnte Wege gibt, und wo man bald bergauf, bald bergab steigen, ja auch oft gefährliche Sprünge wagen muß.

3.

Von dem Paraguay-Kraut.

Der größte Reichthum der Spanier sowohl als der Indier, zumal Derjenigen, welche die Jesuiten in Ortschaften vereinigen, war lange Zeit hindurch und ist zum Theil noch in diesen Ländern das sogenannte Paraguay-Kraut. Der Verschleiß desselben soll ehemals so bedeutend gewesen seyn und so viele Personen bereichert haben, daß der Luxus sogar bei Denjenigen überhand nahm, die früher auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt waren. Diese Prunksucht zu unterstützen, die gleich dem Feuer wächst, und nicht eher erlischt als es an allem Brennstoff gebricht, mußte man die Indier in Anspruch nehmen, die man unterjocht hatte, oder die den Spaniern sich freiwillig unterworfen hatten; und man gebrauchte sie Anfangs als Diener, zuletzt aber als Sclaven. Da man ihrer jedoch nicht schon-

te, unterlagen Viele derselben unter dem Druck einer ungewohnten Arbeit und schwerer Mißhandlungen, mit welchen man nicht sowohl ihre Trägheit als die Erschöpfung ihrer Kräfte bestrafte. Andere nahmen die Flucht und wurden die unversöhnlichsten Feinde der Spanier. Dadurch versanken nun diese Letztern großen Theils wieder in ihre vorige Armuth zurück, ohne dadurch arbeitsamer zu werden. Der Luxus hatte ihre Bedürfnisse vermehrt, und das bloße Paraguaykraut genügte nicht, dieselben zu bestreiten; ja die Wenigsten konnten dasselbe mehr kaufen, weil der starke Absatz den Preis desselben gar sehr erhöht hatte.

Dieß Kraut, das in Europa, Spanien allein ausgenommen, wenig bekannt, aber im südlichen Amerika und in dem genannten Lande sehr berühmt ist, ist das Blatt eines Baumes von der Größe eines mäßigen Apfelbaumes. Der Geschmack desselben kommt dem Geschmack des Pappelkrautes nahe, und es hat in seinem vollendeten Wuchs die Gestalt eines Pomeranzenblattes. Auch sieht es dem peruvianischen Caco etwas ähnlich, wird aber in Peru selbst weit höher geachtet, wohin es auch häufig ausgeführt, und vorzüglich in den Gebirgen und allenthalben gebraucht wird, wo man in Bergwerken arbeitet. Die Spanier halten dasselbe für um so nothwendiger, als der Gebrauch des Weines daselbst verderblich wirkt. Man bringt es getrocknet und beinahe in Staub zerrieben dahin; läßt es auch nicht lange im Wasser, weil es demselben eine

Schwärze gleich der Tinte ertheilt. Es gibt dessen verschiedene Sorten; die vorzüglichste aus allen aber ist die Chaacuys; die, wenn sie an Ort und Stelle gebraucht wird, eine Bitterkeit hat, die sie anderswo nicht behält, und die ihre Kraft und ihren Werth erhöht. Von diesem Kraute werden bloß von Villarica aus, gegen hundert Tausend Arroben nach Peru geführt, die Arrobe zu fünf und zwanzig Pfunden, sechs Unzen; und der Preis einer Arrobe wirft die Summe von sieben Thalern ab.

Die Spanier glauben an diesem Kraut eine Arzeney oder ein Verwahrungsmittel gegen beinahe alle ihre Krankheiten zu besitzen. So viel ist gewiß, daß demselben eine eröffnende und harntreibende Kraft innewohnt. Auch wird versichert, daß Einige die desselben zu viel auf ein Mal nahmen, in gänzliche Zerrüttung der Sinne verfielen, die mehrere Tage anhielt; doch die sonderbarste Eigenschaft desselben ist, daß es oft entgegengesetzte Wirkungen hervorbringt. Es erwirkt nämlich Schlaf den Schlaflosen, und erweckt dagegen Jene, die mit der Schlafsucht befallen sind; dabei ist es auch nährend und abführend. Wer desselben gewohnt ist, kann es nur sehr schwer entbehren; und es gehört Selbstüberwindung dazu, im Gebrauch desselben die Mäßigkeit nicht zu überschreiten; wiewohl es, in zu reichlicher Menge genommen, berauscht und beinahe alle Unbequemlichkeiten hervorbringt, die der Gebrauch der hitzigsten Getränke nach sich zieht.

4.

Von andern Naturproducten. Bienen, Schlangen, Caymane und Chamäleone.

Beinahe in allen Wäldern dieser Provinzen findet man Bienen, die ihre Honigzellen in hohlen Bäumen anlegen; und man zählt derselben mehr denn siebenzehn verschiedene Arten. Am meisten wird, wegen ihres Wachses, die Gattung geachtet, die dort Opemus heißt; auch ist das Honig dieser Bienen besser als das der übrigen. — Die Baumwolle ist in diesem Lande gleichsam zu Hause und der Baum wächst wie ein kleiner Wald; wie ich selbst dieß in Louisiania gesehen habe. Er trägt gleich im ersten Jahre, blüht im December und Januar, und seine Blüthe gleicht einer gelben Tulpe. Im Februar ist die Frucht reif, ungemein weiß und von bester Beschaffenheit.

Außer dem Maïs, dem Manioc und den Pataten, die an manchen Orten mit gutem Erfolg angebaut werden, und von welchen die ackerbauenden Indier sich großen Theils ernähren, findet man in diesen Ländern auch manche Früchte und Kräuter, die in Europa gänzlich unbekannt sind. Es gibt zumal Früchte daselbst, aus welchen die Spanier treffliches Confect bereiten. Man hat auch angefangen, des Weinstockes dort zu pflegen; doch geräth der Wein nicht überall gleich gut; indessen wird dennoch zu Mendoza, einer Stadt, die noch zu Chili gehört, und an der Gränze gegen Corduba hin liegt,

Wein gebaut, der dem spanischen nicht viel an Güte nachgibt. Man hat auch an verschiedenen Orten Weitzen gesäet; indessen bedient man sich desselben gewöhnlich nur zu Kuchen und zu Backereien. Allenthalben gibt es giftige Kräuter; mit welchen einige Indier ihre Pfeile vergiften; doch gibt es auch überall Gegengifte; zu welchen unter andern auch das Sperlingskraut gehört, das zu ziemlich großen Stauden aufwächst. Die Art und Weise, wie dasselbe erkannt ward und diesen Namen erhielt, ist sehr merkwürdig und verdient die Aufmerksamkeit des Lesers.

Unter den verschiedenen Gattungen Sperlingen, die in diesen Gegenden zu Hause sind, und von welchen die meisten unsern Amseln an Größe gleich kommen, gibt es eine, die sehr schön ist und Macaqua genannt wird. Dieser Vogel ist sehr lüstern nach dem Fleische der Ottern und stellt ihnen beständig nach. Sobald er nun eine zu Gesichte bekommt, verbirgt er seinen Kopf unter einen seiner Flügeln und scheint gleich einer runden Kugel ohne Bewegung zu liegen. Die Otter, die ihn wahrnimmt, nähert sich ihm ohne Arges zu besorgen; da aber sein Kopf nicht so gänzlich verborgen ist, daß er nicht durch die Federn seines Flügels hindurch sehen könnte, rührt er sich nicht, bis er nicht der Otter einen Biß mit seinem Schnabel versetzen kann. Die Feindinn vergilt ihm auf der Stelle mit einem Stich ihrer Zunge; sobald aber der Vogel sich verwundet fühlt, frißt er augenblicklich von seinem Heilkraut, das ihm

auch hilft. Nun kehrt er abermal auf den Kampfplatz zurück; und so oft er verwundet wird, nimmt er seine Zuflucht zu diesem Balsam. Dieß Spiel dauert so lange, bis die Otter, die kein gleiches Heilkraut kennt, sich gänzlich verblutet hat. So wie sie aber todt ist, zehrt der Sperling sie auf; und ist die Malzeit zu Ende, so verwahrt er sich abermal durch sein Gegengift.

Es dürften wenig Länder anzutreffen seyn, in welchen Schlangen und andere kriechende Thiere in so großer Anzahl und von so verschiedener Art gefunden werden. Es gibt jedoch derselben auch viele, die nicht giftig sind, oder deren Gift wenigstens nicht sonderlich schädlich ist. Die Indier kennen dieselben genau, fangen sie lebendig mit den Händen und machen sich Gürtel daraus, ohne daß ihnen dadurch der mindeste Schade widerführe. Es gibt derselben, die zwei und zwanzig Schuh lang sind und eine verhältnißmäßige Dicke haben. Diese ungeheuern Schlangen verschlingen ganze Hirsche, wenn anders man den Spaniern Glauben beimessen will, welche behaupten, sie hätten Solches als Augenzeugen gesehen. — Die Klapperschlange, die überhaupt sehr gemein in den Gegenden des südlichen Amerika ist, ist es vielleicht nirgend so sehr als im Paraguay. Der Biß dieser und verschiedener andern Schlangen wirkt außerordentlich schnell. Zuweilen fließt das Blut augenblicklich aus den Augen, Nasenlöchern, Ohren, aus dem Zahnfleisch, und unter den Nägeln hervor. Überall jedoch finden sich Gegengifte

vor. Besonders wendet man, und zwar mit sehr gutem Erfolg, einen Stein an, dem man den Namen des heil. Paulus beilegte; auch bedient man sich des Bezoard und des Knoblauchs, der gekäut und dann auf die Wunde gelegt wird. Sogar der Kopf des Thieres, und die Leber desselben, die als Blutreinigung gegessen wird, ist ein treffliches Mittel. Das Sicherste indessen ist, daß man auf der Stelle einen Einschnitt an den Ort macht, wo man gestochen ward und solchen dann mit Schwefel überlegt. Zuweilen ist dieß allein schon hinreichend.

Es gibt auch Schlangen, die man Jäger nennt. Diese kriechen auf die Bäume und sehen sich nach ihrem Raube um. Erblicken sie solchen in ihrer Nähe, dann schießen sie auf ihn herab; fassen ihn so fest, daß er sich nicht rühren kann, und fressen ihn dann nach ihrer Bequemlichkeit lebendig auf. Haben sie aber große Thiere aufgezehrt, dann werden sie so schwer, daß sie sich nicht mehr fortschleppen können. Es ergibt sich zuweilen auch, daß sie nicht innerliche Wärme genug haben, so große Stücke zu verdauen; und sicherlich müßten sie dann ihren Fraß mit dem Leben büßen, wofern nicht die Natur ihnen ein Mittel eingeflößt hätte, das sie wohl schwerlich anwenden würden, wenn sie Vernunft hätten; das jedoch von trefflichem Erfolg ist. Es wendet sich nämlich die Schlange und kehrt den Bauch der Sonne zu, durch deren glühende Hitze derselbe zu faulen beginnt. Und dann setzen sich Würmer an, und es flie-

gen Vögel herbei und nähren sich von dem Überfluß, welcher der Schlange den Tod bringen würde. Indessen hat sie wohl Acht, daß die Vögel nicht zu weit gehen; befindet sich auch bald hierauf wieder hergestellt und in gesundem Stande.

Sehr viele auch nähren sich von Fischen; und Pater de Montoya erzählt, er habe einst eine Natter gesehen, deren Kopf groß wie der Kopf eines Kalbes war, und die an dem Ufer eines Flusses fischte. Sie spie Anfangs vielen Schaum in das Wasser aus, der eine große Anzahl kleiner Fische herbeilockte. Die Schlange blieb dabei eine Zeit lang unbeweglich; endlich aber sperrte sie plötzlich den Rachen auf und verschluckte eine ziemliche Menge dieser Fische auf Ein Mal.

Die Flüsse und die großen Teiche, welche niemals austrocknen, sind mit Caymanen erfüllt, die zehn bis zwölf Schuh in der Länge haben. Es gibt derselben zumal eine erstaunliche Menge in dem Pilco Mayo, dem größten Flusse in Chaco, wo man sie Yacaras nennt. Wenn sie mit Fischen sich ersättiget haben, begeben sie sich an das Land und legen sich auf den Rücken, damit die Sonne ihre Verdauung fördere. Wiewohl die Schuppen, mit welchen sie bedeckt sind, sehr hart und enge beisammen sind, tödten dennoch die Spanier sie mit der Flinte; die Indier aber haben eine ganz eigene Art sie im Wasser zu fangen. Sie befestigen nämlich an einen Baum das Ende eines Seiles, an das andere Ende des Seiles aber einen Stab, der an beiden

Enden zugespitzt ist. Sehen sie dann einen Cayman, der sich herbeinaht, dann werfen sie ihm den Stab in den Rachen, den er jeder Zeit geöffnet hat. Da nun diese Amphibie keine, oder wenigstens nur eine ganz kleine Zunge hat, und durch den Stab genöthigt wird, den Schlund zu erweitern, verschluckt sie eine große Menge Wassers; je mehr aber sie sich anstrengt, des Stabes ledig zu werden, um so tiefer dringt derselbe ihr in den Rachen, so daß sie bald ersticken muß. Ist solche nun todt, so ziehen sie dieselbe mittelst des Seiles an das Land.

Der Cayman hat unter den vordern Pfoten Blasen, die mit einer Substanz angefüllt sind, deren Geruch so stark ist, das sie alsbald betäubt; wird sie aber an der Sonne getrocknet, so erhält sie ganz den lieblichen Geruch des Bisams. Man behauptet, das Weibchen lege mehr denn zwanzig Eyer auf Ein Mal; da sie aber solche in den Sand verscharrt, gehen bei dem Austreten der Flüsse viele derselben zu Grunde; auch verderben die Männchen viele durch ihre Klauen. Herrera behauptet, die Caymane im Rio de la Plata fielen die Menschen nicht an; indessen habe ich mit Reisenden gesprochen, die hierüber sehr traurige Geschichten erzählten; und sie versicherten, sie hätten dieselben mit Augen gesehen.

Man sieht an einigen Orten Chamäleons, die fünf bis sechs Schuh lang sind, ihre Jungen mit sich führen und beständig den Rachen gegen die Seite hin offen halten, von welcher der Wind weht. Dieß Thier ist sehr freundlich, aber dabei sehr

dumm. — Die Affen dieses Landes sind beinahe von der Größe eines Menschen; sie haben einen stark behaarten Bart und sehr langen Schweif. Wenn sie von einem Pfeile getroffen werden, erheben sie ein fürchterliches Geheul, ziehen denselben aus der Wunde und schleudern ihn nach Demjenigen der sie verwundet hat. — Die Füchse sind in einigen Gegenden sehr gemein; es gibt derselben gegen Buenos-Ayres hin, die den Hasen ziemlich ähnlich sind, und deren Balg sehr schön und von großer Manchfaltigkeit ist. Dieß Thier ist wunderschön, und so vertraulich, daß es die Vorübergehenden liebkoset. Indessen muß man sich wohl vor ihm in Acht nehmen; denn wenn man dessen am wenigsten sich versieht, läßt es seinen Harn, dessen Gestank so durchdringend ist, daß er sich mit nichts vergleichen läßt, und auch durch nichts kann vertrieben werden; weßhalb man, was davon benetzt ward, in's Feuer werfen muß. — Die Tataren daselbst sind von zweierlei Gattung; die einen, die von der Größe eines halbjährigen Schweines sind, haben eine Art Perlmutter oder Muschel im Bauche; eine andere aber hat dieselbe um die Gegend der Nieren. Alle haben eine längliche Schnautze; die vordern Pfoten sind ihnen statt der Hände, und jede derselben hat fünf Zehen. Dann gibt es auch noch eine Art Kaninchen, welche die Spanier Apercos nennen, deren Fell silbergrau, das Fleisch aber sehr wohlschmeckend ist. Ein anderes Kaninchen hat einen so kleinen Schlund, daß kaum eine Ameise hinein kommen kann.

5.

Von Löwen, Tigern, Hirschen; Anta's und Geflügel.

Die Löwen und Tiger sind, seit die spanischen Ochsen, Pferde und Schweine sich beinahe in's Unendliche vermehrt haben, hier allenthalben sehr gemein. Die Löwen indessen sind weit kleiner und auch bei weitem nicht so wild als die in Afrika; die Tiger hingegen sind nirgend größer noch grausamer. Gleichwohl haben die Indier ein sicheres Mittel aufgefunden, sie in die Flucht zu jagen. Wenn sie einen Tiger sehen, der auf sie zukommt, und sie keine Mittel zur Vertheidigung bei sich haben, erklettern sie, da sie sehr behende sind, in größter Schnelligkeit einen Baum. Das Thier, das ihnen nicht nachsteigen kann, hält sich am Fuße des Baumes auf, und würde sicherlich auch so lange daselbst verweilen, bis es seine Beute nöthigte, sich ihm zu ergeben, oder vor Erschöpfung herab zu fallen, wenn man nicht wahrgenommen hätte, daß es den Geruch des menschlichen Urins nicht ertragen kann. Diese Erfahrung benützt der Indier, und der Tiger flieht weit genug, dem Geängsteten Zeit zu lassen, daß er in Sicherheit komme. Die mit dem Schießgewehr umgehen können, fürchten diese Thiere noch weniger; denn sie treffen so sicher, daß man oft sah, wie sie einen Tiger niederschossen, der in grimmigster Wuth auf sie loslief.

Man unterscheidet in diesen Gegenden Hirsche von dreierlei Art. Einige sind beinahe von so gro-

ßer Gestalt als unsre Ochsen und haben ein vielästiges Geweih; diese halten sich meist in sumpfigen Gegenden auf. Andere sind etwas größer als unsre Ziegen und diese weiden in den Ebenen. Die der dritten Art sind kaum stärker als ein halbjähriger Ziegenbock. — Die Rehe im Paraguay sind wenig oder gar nicht von den unserigen verschieden. — Die Wildschweine haben den Nabel oder vielleicht eine Art Luftlochs auf dem Rücken; das Fleisch derselben ist so zart und so gesund, daß man es sogar den Kranken zum Essen bereitet. — Die Ebenen von Chaco sind mit schwarzen, rothen und weißen Ziegen gleichsam bedeckt; letztere jedoch finden sich meist nur an den Ufern des Pilco Mayo. Die Damhirsche und die Rehe ziehen beinahe immer in Schaaren, gleich den Hämmeln, die man in Europa hält.

Ein anderes Thier, das in diesem Theile von Amerika beinahe überall gefunden wird, ist eine Art Büffel, den man Anta nennt. Er hat die Größe und auch beinahe die Gestalt eines Esels; nur daß er sehr kurze Ohren hat. Das Sonderbarste an diesem Thiere ist der Rüssel, den es nach Willkühr verlängern oder einziehen kann und durch welchen es auch, wie man glaubt, Athem schöpft. An jedem seiner Füße befinden sich drei Klauen, welchen eine unfehlbare Kraft gegen Gifte aller Art zugeschrieben wird, zumal der Klaue des linken Vorderfusses, auf den es sich niederlegen soll, wenn es sich unwohl fühlt. Der Anta bedient sich seiner vordern Füße gleich den Affen und Bibern, und mit der nämlichen

Leichtigkeit. In seinem Bauche findet man Bezoard-steine, die sehr hoch geschätzt werden. Er graset bei Tage, Nachts aber frißt er eine Art Thon, der sich in den Morästen findet, wohin er sich bei Sonnen-untergang begibt. Das Fleisch desselben ist sehr gesund und unterscheidet sich vom Rindfleische nur dadurch, daß es leichter und zarter ist. Seine Haut ist so hart, daß man behauptet, es dringe, wenn solche getrocknet ist, keine Flintenkugel hindurch; daher auch bereiten die Spanier sich Helme und Harnische daraus, wenn sie solche bekommen können. Die Jagd dieser Thiere, die sehr leicht ist, wird nur bei Nacht angestellt. Man erwartet sie in ihren Schlupfwinkeln, wo sie gewöhnlich in Schaaren sich versammeln. Sieht man sie kommen, so geht man ihnen mit angezündeten Fakeln entgegen, wodurch sie geblendet und so sehr betäubt werden, daß sie über einander fallen. Hierauf schießt man sie nieder; und bei Anbruch des Tages findet man derselben eine große Anzahl auf der Erde liegen, die entweder todt oder gefährlich verwundet sind.

Beinahe überall wimmelt es in diesem Lande von Geflügelwerk jeder Art; es gibt darin sechs Arten Gänse. Die Raben sind daselbst weiß, die Sperlinge goldfarbig, die Repphühner groß wie die Hühner und in so großer Anzahl, daß man sie in den Ebenen, über welche man nach Buenos-Ayres reisen muß, gleich den Fischen mit der Angel fängt, ohne vom Pferde oder vom Wagen herab zu steigen. Strauße und Seewölfe sind an verschiedenen

Orten sehr gemein. Unter den Fischen, die in Flüssen und Teichen gefangen werden, findet sich einer, der ein vollkommenes Schwein ist, nur daß er keine Zähne hat; und ein Wasserhund, der gleich den unserigen bellt. Ein Missionär nahm einst einen wahr, der, von einem Pfeilschuß verwundet, zu bellen anfing; worauf augenblicklich andere erschienen, die ihn von dem Ufer des Flusses, wo er war, hinweg trugen und an das andere Ufer hinüber brachten.

6.

Erste Entdeckung des Paraguay und unglückliches Schicksal der Entdecker.

Dieß ist überhaupt die Schilderung jenes großen Landes, das Viele als eines der reichsten der neuen Welt betrachten. Die erste Endeckung desselben geschah im Jahre 1516 durch Juan de Solis, Großsteuermann von Castilien, und zwar zufälliger Weise. Solis nämlich war abgesegelt, die Entdeckungsreise von Brasilien fortzusetzen, die im Jahre 1500, bevor noch die Portugiesen die geringste Kenntniß dieses Landes hatten, von Vincenz Yannes Pinsone war angefangen worden, der den berühmten Christoph Columbus auf seiner ersten Reise begleitet hatte. Am ersten Jenner 1516 lief er in einen Hafen ein, den der Ausfluß eines Stromes bildete, welchen er Rio Genero (Fluß des Jenner) nannte, und von welchem er im Namen der spanischen Krone Besitz nahm; gleichwie Pinsone sechzehn Jahre zu-

vor auf dem Cap Sanct Augustin gethan, dem er den Namen Cap de Consolation gegeben hatte. Solis fuhr dann weiter längs des Ufers fort, und da er sich zur Linken wendete, befand er sich bei einer Bucht, in welche ein großer Fluß sich ergoß, dem er seinen Namen gab. Indessen wagte er es dennoch nicht, mit seinem Schiffe weiter zu segeln, weil er daselbst auf viele Sandbänke, Felsen und Klippen stieß, an welchen er zu scheitern fürchtete. Da er jedoch nicht nach Spanien zurückkehren wollte, ohne genauere Kundschaft von diesem Flusse einzuziehen, schiffte er sich in seiner Schaluppe ein und segelte gegen das westliche Ufer hin. Bald hierauf bemerkte er einige Indier, die ihn zu sich einzuladen schienen, da sie alles was sie hatten, vor ihre Füße legten, gleich als wollten sie es ihm anbieten.

Durch diese zweideutigen Zeichen der Freundschaft betrogen, landete er ohne die geringste Vorsicht mit einem geringen Gefolge, und beschloß, wie erzählt wird, Einige aus ihnen zu fangen, um sie nach Spanien zu führen. Er hatte nicht einmal darauf Acht, daß diese Barbaren, je weiter er fortschritt, sich immer um so mehr zurück zogen; und ihn auf solche Weise bis zu einem Walde lockten, in welchen sie eingingen, und wohin er ihnen beinahe allein folgte. Kaum aber war er daselbst, so wurden eine zahllose Menge Pfeile von Leuten auf ihn abgeschossen, die er nicht sah und er und alle die ihm gefolgt waren, fielen todt darnieder. Hierauf zogen die Indier sie gänzlich aus, zündeten ein großes

Feuer außerhalb dem Walde an, brieten und fraßen sie unter den Augen Derjenigen auf, die in der Schaluppe geblieben waren, oder sich dahin geflüchtet hatten; und diese wußten sich nicht anders als dadurch zu retten, daß sie in aller Eile zu ihrem Schiffe zurück kehrten und die Rückreise nach Spanien einschlugen. Dieß war das klägliche Loos eines Mannes, der für einen der erfahrensten Seefahrer seiner Zeit gehalten wurde; dem es aber an der nothwendigen Klugheit fehlte, den Erfolg einer so wichtigen Unternehmung zu sichern.

Nicht minder unglücklich war das Loos einiger Portugiesen, die wenige Jahre hierauf nach Paraguay kamen. Auf das Gerücht hin, die Spanier hätten große Schätze in Peru gefunden, faßte Dom Martin Sosa, Gouverneur und commandirender General in Brasilien, den Entschluß, solche mit ihnen zu theilen. Er sandte also einen sehr beherzten Mann dahin ab, der sein Vertrauen besaß und Alexis Garcia hieß; und dieser trat, von seinem Sohne und noch drei andern Portugiesen begleitet, die Reise gegen Westen an. Als er nun an dem Ufer des Paraguay angekommen war, traf er daselbst eine große Anzahl Indier, von welchen er, der Sage zufolge, Tausend beredete, ihm zu folgen. Er setzte dann über den Fluß, drang bis an die Gränzen von Peru vor, sammelte daselbst etwas Gold und viel Silber, und hatte bei seiner Rückkehr den Plan, daselbst eine Niederlassung zu gründen, die jenen seiner Landsleute dienen könnte, welche seine Entde-

ckungen benützen wollten. In dieser Absicht sandte er zwei aus seinen Leuten ab, die seinem General Bericht von dem glücklichen Erfolg seiner Reise abstatten und von seinem Vorhaben Nachricht geben sollten. Er übergab ihnen auch einige Gold- und Silberstangen, und blieb allein mit seinem Sohne und einem andern Portugiesen an dem Orte zurück, wo er sich befand. Es waren aber Jene kaum abgegangen, als die Indier den Garcia überfielen, ihn nebst den Portugiesen ermordeten, den jungen Garcia zum Sclaven machten, und des ganzen Schatzes sich bemächtigten.

Indessen erregte die Ankunft der beiden Portugiesen in Brasilien und die Nachricht so wie die Beweise von einem gangbaren Wege bis nach Peru eine große Freude; und sechzig Portugiesen machten sich auf der Stelle mit einer großen Anzahl Brasilier, unter der Leitung des Georg Sedenno, auf den Weg, zu Garcia zu stoßen. Sie waren aber noch nicht bis zur Stelle gekommen, wo sie hofften, ihn zu finden, als sie bereits traurige Spuren von der Treulosigkeit der Indier ersahen. Nun fingen sie an, mit größerer Behutsamkeit fortzuschreiten; doch waren die Barbaren nicht minder auf ihrer Hut; und sobald sie nur von fern wahrnahmen, daß die Portugiesen im Anzug seien, trafen sie Anstalt, ihnen die Lebensmittel abzuschneiden, um sie dadurch zu nöthigen, nach Brasilien zurück zu kehren.

Sedenno sah bald ein, daß man sich hier schlagen müsse, wenn man zu Mundvorrath kommen

wolle, und er traf Vorkehrungen dazu; doch es kamen die Indier ihm zuvor und fielen ihn unter dem Schutz der Wälder von allen Seiten so urplötzlich an, daß er nicht einmal Zeit gewann, sich zu vertheidigen. Er ward mit einem großen Theile seiner Leute in Stücke gehauen; und nur mühsam retteten sich die übrigen an die Küste des Parana. Um aber in gänzliche Sicherheit vor Denjenigen zu kommen, die sie verfolgten, mußten sie über diesen Fluß setzen. Es erschienen auch einige Indier, die sich erboten, ihnen deßfalls behilflich zu seyn; und die Portugiesen nahmen ihr Anerbieten dankbar an, und begaben sich in die Kähne, die sie ihnen antrugen. Diese Kähne aber waren durchlöchert und die Löcher so wohl verstopft, daß sie die Falle, die ihnen gelegt ward, nicht einmal bemerkten. Kaum aber waren sie in der Mitte des reißenden Stromes, da sprangen ihre Führer in's Wasser und erreichten schwimmend das Ufer, von welchen sie gekommen waren. Nun bemerkten sie erst, daß das Wasser in die Kähne eindringe; und indeß sie die Ursache dessen aufsuchten, sanken die Kähne in den Grund und alle ertranken.

7.

Entdeckungsreise des Sebastian Gabot.

Nun sollte man wohl glauben, daß sowohl den Spaniern als den Portugiesen die Lust hätte vergehen sollen, in einem Lande sich niederzulassen, das ihnen nur durch so traurige Ereignisse bekannt war.

Wirklich war man auch in Spanien auf nichts weniger bedacht, als die Entdeckung des Solis zu benützen; als plötzlich Nachrichten einliefen, die, wiewohl aus sehr seichten Gründen, bei der Nation die Hoffnung erregten, so große Schätze im Paraguay als nur immer in einem andern Theile Amerika's zu gewinnen.

Sebastian Gabot oder Gabato, ein Venetianer, der i. J. 1496 mit seinem Vater und mit seinen Brüdern die Insel Terra nova und einen Theil des benachbarten Festlandes für Heinrich VII., König von England entdeckt hatte, mißmuthig darüber, daß die Engländer, — die damals viel zu sehr mit eigenen Angelegenheiten zu thun hatten, um daran zu denken, in der neuen Welt sich festzusetzen, — seiner nicht mehr sonderlich achteten, reiste nach Spanien ab, wo sein glänzender Ruf ihm die Stelle eines Großsteuermannes von Castilien erwirkte. Nicht lange vor seiner Ankunft war das berühmte Schiff Victoria, das einzige, das von der Magellanischen Flotte nach Spanien zurück gekommen war, und das erste, das die Reise um die Welt gemacht hatte, mit Spezereien und andern kostbaren Waaren aus den molukkischen Inseln angelangt. Es machten also einige reiche Kaufleute von Sevilla dem Gabot den Antrag, eine Flotte dahin zu führen, die sie auf eigene Kosten ausrüsten wollten. Gabot willigte auch in den Antrag; da er jedoch nicht im Dienste einer Handlungsgesellschaft stehen wollte, verlangte er deßhalb einen Auftrag vom Kaiser, und begab

sich in dieser Absicht nach Madrid, wo er mit Carl V. einen Vertrag schloß, der am 4. März 1525 unterzeichnet ward.

Diesem zufolge segelte Cabot am ersten April des folgenden Jahres ab und vermehrte sein Geschwader noch mit einem fünften Schiffe, das ein Privatmann auf eigene Kosten hatte ausstatten lassen. Indessen betrug er sich auf dieser Reise weder als ein guter Befehlshaber noch als ein erfahrener Seemann; aus Mangel an gehöriger Eintheilung gebrach es ihm auch in kurzer Zeit an Lebensmitteln; zudem schonte er auf keine Weise Diejenigen, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen; und als er endlich ohne allen Mundvorrath auf der Gänse-Insel landete, die unfern des Gebirges Sanct Augustin in Brasilien liegt, wo die Inwohner ihn freundlich aufnahmen und seine Schiffe reichlich mit Lebensmitteln versahen, vergalt er diesen großen Dienst mit dem schwärzesten Undank, da er einige Kinder, die den angesehensten Personen auf der Insel gehörten, wider den Willen ihrer Ältern in seinen Schiffen entführte. Da er nun vor dem Eingang der Bucht angekommen war, in welche der Strom sich ergießt, der damals Rio de Solis hieß, beschloß er, nicht weiter zu gehen; sowohl weil er nicht Lebensmittel genug hatte, durch die Magellanische Meerenge zu ziehen, als auch aus dem Grunde, weil das Schiffsvolk anfing zu murren und ihm zu widerstreben. Er nahm also dem Martin Mendez, auf den jene Kaufleute ihr größtes Ver-

trauen gesetzt hatten, dann dem Franz von Rojas und Michael von Rodas, die sein Betragen freimüthig tadelten, ihre Ämter ab, setzte sie auf einer öden Insel aus, und faßte dann erst den Entschluß, die Bucht, wo er sich befand, genau zu untersuchen.

Diese ungeheure Bucht des Rio de la Plata, hat eine Breite von fünfzig Meilen, und wird wegen der vielen darin befindlichen Klippen die Hölle der Schiffer genannt. Dagegen ist der Fluß selbst sehr fischreich und man fängt darin eine große Menge Goldforellen, womit die Sandbänke gleichsam besäet sind. Sobald das Wasser anfängt süß zu werden, scheint es vortrefflich; doch kostet es einige Mühe sich daran zu gewöhnen. Trinkt man desselben Anfangs zu viel, so bringt es Koliken, Durchfall, ja auch die Ruhr hervor. Nach einem Monat aber hat man nichts mehr zu besorgen. Außerdem, daß es sehr gesund ist, macht es auch die Stimme so hell, daß man Diejenigen leicht unterscheidet, die längere Zeit davon getrunken haben; hört man auf, desselben zu trinken, so verliert sich dieß allmälig wieder. Einige Nachrichten melden eben dasselbe von den Gewässern des Uruguay, und von den meisten Flüssen, die in denselben sich ergießen; und ist dieß wirklich so, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Rio de la Plata diese Eigenheit von dem Uruguay erhielt.

Indessen besiegte Cabot alle Gefahren, entkam allen Klippen und langte ohne widrigen Zufall bei den Inseln Sanct Gabriel an; welchen Namen die-

se Inseln von ihm empfangen, die ein wenig oberhalb Buenos-Ayres liegen. Die erste, die er antraf, hat eine Stunde im Umkreis und er fand daselbst einen trefflichen Ankerplatz. Er ließ also seine Schiffe daselbst, schiffte sich in seine Schaluppen ein, wagte sich in den Canal, den diese Inseln mit dem Festlande bilden, das zu seiner Rechten lag; — und von dort in den Uruguay, den er irriger Weise für den eigentlichen Fluß hielt. Er segelte also weiter fort; fand zu seiner Rechten einen andern Fluß, den er Rio de San Salvador nannte, und baute darauf ein Fort, wo er den Juan Alvarez Ramon nebst einigen Soldaten mit dem Befehl zurückließ, den Fluß hinauf zu schiffen, den er noch immer für den wahren Rio de Solis hielt; allein nach drei Tagen ward dieser Officier mit einem Theil seiner Leute von den Indiern getödtet, die übrigen retteten ihr Leben schwimmend und kehrten zu Gabot zurück; der wegen dieses traurigen Vorfalls beschloß, nach den Inseln Sanct Gabriel zurückzukehren.

Dort erkannte er seinen Irrthum, schiffte den wahren Fluß etwa dreißig Meilen hinauf und baute eine feste Schanze bei dem Eingang eines Flusses, der aus den Tukumanischen Gebirgen entspringt und den die Spanier Rio Tercero nannten. Seinem Fort gab er den Namen Santo Spirito, doch ist dasselbe in den Reisebeschreibungen mehr unter dem Namen Thurm des Gabot bekannt. Er ließ daselbst eine Besatzung und fuhr fort den Strom hinauf zu schiffen, bis er an den Zusammenfluß des Paraguay

und des Parana kam. Doch es dauerte nicht lange, so ward er von Indiern angefallen, die ihm fünf und zwanzig Mann tödteten und drei derselben gefangen nahmen.

Indessen fand er bald Gelegenheit, sich zu rächen, und richtete ein ungeheures Blutbad unter diesen Barbaren an, die, wie es scheint, eben Diejenigen waren, welche den Alexis Garcia getödtet hatten; da man versichert, die Frucht seines Sieges sei ein großer Theil der Beute gewesen, die sie diesem Portugiesen hinweggenommen hatten. — Weil aber diese traurige Begebenheit ihm nicht kund war, erachtete er, so viel Gold und Silber könne nur aus den Minen des Landes kommen, worin er sich nun eben befand; und er ward hierin noch mehr bestärkt, als er mit andern Indiern einen Bund einging, welche die Furcht vor seinen Waffen oder seine gute Art, mit ihnen umzugehen, gewonnen hatte. Denn diese versorgten ihn nicht nur reichlich mit Lebensmitteln, an welchen er bereits anfing Mangel zu leiden; sondern sie gaben ihm auch Silberstangen für spanische Waaren von geringem Werthe. Da er also nicht länger zweifelte, daß es in diesem Lande Silberminen gebe, gab er dem Paraguay den Namen Rio de la Plata; was alle Diejenigen beirrte, die den Grund dieser Benennung nicht kannten.

Als er eben Vorkehrungen traf, mit seinem Schatze zu seinen Schiffen zurückzukehren, sah er einen portugiesischen Officier, Namens Diego Gar-

cias ankommen, den der Gouverneur von Brasilien abgeordnet hatte, das Land auszukundschaften und im Namen der portugiesischen Krone in Besitz zu nehmen. Indessen aber hatte er nicht Leute genug, seinen Auftrag gegen den Willen der Spanier zu vollziehen, die er sich nicht versehen hatte, in so großer Anzahl an den Ufern des Paraguay anzutreffen. Gavot hinwieder bedachte, daß er die Portugiesen nimmermehr abhalten könne, des Landes sich zu bemächtigen, wenn solche mit überwiegender Macht zurückkehrten; was sie wegen des nahen Brasiliens leicht zu thun im Stande wären. Er entschloß sich daher, dem Garcias einige Geschenke zu machen, um ihn dahin zu bewegen, daß er ihm in die Festung Santo Spirito folgte; was denn auch geschah; worauf nach wenigen Tagen der Officier seine Rückreise nach Brasilien antrat.

Gabot beschloß nun sein Vorhaben aufzugeben, nach Spanien zurückzukehren, wie er sich früher vorgenommen hatte; denn er hielt seine Anwesenheit im Paraguay für nothwendig. Zu Folge dessen übergab er dem Ferdinand Calderon, den er statt des Mendez zum Schatzmeister seines Geschwaders ernannt hatte, Alles, was er an Silber hatte, nebst einem Schreiben, in welchem er dem Kaiser die Gründe angab, die ihn verhindert hatten, seine Aufträge auszuführen, schilderte hierauf das Land, das er entdeckt habe, zeigte ihm die nothwendigen Maßregeln an, den Besitz desselben der spanischen Krone zu sichern, und bat den Monarchen, ihm

genugsame Verstärkung zu senden, damit er im Stande sei, den Anfällen sowohl der Indier als der Portugiesen sich zu widersetzen.

Calderon und ein Capitain, Namens Georg Barloc, den Gabot ihm beigegeben hatte, kamen zu Anfang des Jahres 1527 in Spanien an. Der Kaiser nahm sie sehr huldvoll auf, und bewilligte ihnen Alles, was sie Befehl hatten, zu verlangen. Der Anblick des Silbers des ersten, das aus Amerika nach Spanien kam, und mehr noch die Hoffnungen, die sie in diesem Fürsten erregten, stimmten ihn, Alles zu billigen, was Gabot gethan hatte. Carl V. wollte sogar von seinen eigenen Einkünften die Ausgaben für einen Theil der Ausrüstung einer großen Flotte bestreiten, die er nach Paraguay bestimmte. Indessen verflossen zwei Jahre, ohne daß seine Befehle ausgeführt wurden, und Gabot ward des Wartens überdrüssig. Er hielt also seine Gegenwart in Spanien für nothwendig, damit nicht durch eine längere Zögerung die Portugiesen Lust und Zeit bekämen, nach Paraguay zurückzukehren. Das Commando während seiner Abwesenheit übertrug er dem Nunno von Lara, dem er hundert und zwanzig Mann und so viele Lebensmittel zurückließ, als er hatte zusammen bringen können; und begab sich hierauf zu seinem Geschwader, das sich auf der Stelle segelfertig machen mußte, nach Spanien zurückzukehren.

8.

Fortsetzung. Meineid eines Kaziken. Unglückliches Schicksal Lara's. Tapferkeit Moschera's.

Lara, welcher sah, daß er rings von Völkerschaften umgeben war, die er nur in sofern in Schranken halten konnte, als es ihm möglich war, sich tapfer gegen sie zu vertheidigen, dafern es ihnen etwa einfiele, ihn anzugreifen, glaubte, das Beste, was er thun könne, sei, seine nächsten Nachbarn, die Timbuez sich zu Freunden zu machen. Es schien auch Anfangs, als ob ihm dieß vollkommen gelinge; der Kazike selbst kam oftmals zu ihm in das Fort; doch einmal als er dessen am wenigsten sich versah, und ihm eben ein großes Gastmal gab, hatte dieser meineidige Barbar gegen vier Tausend auserwählter Timbuez heimlich in eine ziemliche Nähe des Forts stellen lassen und gab nach dem Gastmal, als bereits Alles in tiefem Schlafe begriffen war, seinen Leuten das verabredete Zeichen, das Magazin der Spanier anzuzünden, das bereits in Flammen stand, noch ehe Jemand dessen wahrnahm. Plötzlich ertönte der Ruf: Feuer, Feuer! Und da nun Alles aus dem Schlafe aufgeschreckt ward, stürzten die Indier herbei, um Alles nieder zu machen. Viele wurden getödtet, die nicht wußten wie ihnen geschah, und da nun auch jene vier tausend Timbuez eingelassen wurden, ward das Entsetzen und fürchterlichste Blutbad allgemein. Der Commandant, der bereits verwundet war, bekam endlich den meineidi-

gen Kaziken zu Gesichte, der an dem glücklichen Fortgang seiner Verrätherei sich erfreute. Alsbald eilte er auf ihn zu, und rannte ihm den Degen durch den Leib; ruhte auch, mehr auf Rache als auf eigene Sicherheit bedacht, wiewohl er von Barbaren umringt war, nicht eher als bis er ihn unter seinen Stichen den Geist aufgeben sah; und fiel dann selbst, von allen Seiten durchbohrt, todt zur Erde nieder.

Kurz hierauf kam Ruiz Moschera, den der getödtete Befehlshaber wenige Tage vorher mit fünfzig Soldaten um Lebensmittel ausgesandt hatte, mit seiner Mannschaft zurück und erstarrte beinahe, als er statt des Forts nur eine Brandstätte erblickte. Da er nun leicht errieth, was vorgegangen war, schiffte er sich mit seiner Mannschaft auf einem kleinen Fahrzeug ein, das noch vor Anker lag, fuhr den Fluß hinab bis in das Meer, segelte dann der Küste entlang, und da er gegen den zwei und dreißigsten Breitengrad hin einen bequemen Hafen wahrnahm, lief er daselbst ein und erbaute eine kleine Veste. Die Eingeborenen des Landes waren auch sehr geneigt, Freundschaft mit ihm einzugehen. Er ließ also ein Stück Landes besäen, das ihn fruchtbar bedünkte. Wenige Tage hierauf kam ein portugiesischer Edelmann, Namens Eduard Perez, der in die Nähe war verwiesen worden, sammt seiner Familie zu ihm; und er nahm ihn mit größter Bereitwilligkeit auf. Perez indessen ward daselbst nicht lange in Ruhe gelassen; er erhielt von dem commandirenden General Brasiliens den Be-

fehl, an den Ort seiner Verbannung zurückzukehren; dem Moschera aber ward bedeutet, daß er, wofern er Lust habe, zu bleiben wo er wäre, vor Allem dem Könige von Portugal, dem dieß Land gehöre, den Eid der Treue schwören müsse. Nun fügte sich zwar Perez dem Befehl; Moschera aber gab die mündliche Antwort, daß er, weil die Theilung Indiens zwischen den Königen, ihren Herren noch nicht in's Reine gebracht sei, fest entschlossen wäre, bis dahin auf dem Posten sich zu behaupten, wo er sich nun befinde. Gleichwohl hatte er weder Waffen noch Munition; da aber ein französisches Schiff bei der Insel Cananea ankerte, die seinem Fort gegenüber lag, glaubte er, er könne diese Gelegenheit benützen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, wofern er sollte angegriffen werden. Er schiffte sich also mit allen seinen Spaniern und zwei hundert Indiern in zwei Fahrzeugen ein, suchte bei Nacht das französische Schiff zu erreichen, bemächtigte sich desselben, entwaffnete die Mannschaft und führte es in sein Fort.

Wenige Tage hierauf bekam er Nachricht, ein bedeutendes Corps Portugiesen käme zu Wasser, ihn aufzuheben. Auf diesen Bericht ließ er ungesäumt eine Batterie von vier Kanonen aufwerfen, die er erbeutet hatte, errichtete neue Bollwerke und stellte einen Theil seiner Leute zum Hinterhalt in einen Wald, der ihn von der Meerseite bedeckte. Die Portugiesen waren achtzig an der Zahl, und hatten eine große Menge Brasilier in ihrem Gefolge. Da

sie erachteten, sie hätten es nur mit einer Handvoll Spanier zu thun, die erst vor Kurzem gelandet wären und denen es an Allem fehlte, zogen sie mit so sicherem Vertrauen auf dieß Unternehmen aus, wie etwa ein Grand-Profoß, der beauftragt ist, eine Räuberbande aufzuheben. Dieß Vertrauen nahm noch zu, als sie in dem Hafen ankamen und Niemand sahen, der ihnen die Landung streitig machte. Sie zogen sogar ungehindert durch den Wald. Kaum aber hatten sie das Fort entdeckt, da wurden sie von dem Kanonenfeuer empfangen und zugleich im Rücken von Denjenigen angegriffen, die, ohne sich zu entdecken, sie hatten durch den Wald ziehen lassen. Schrecken und Entsetzen ergriff die Brasilier, und bald darauf auch die Portugiesen; Alle geriethen in die gräulichste Verwirrung; und Diejenigen ausgenommen, die gleich Anfangs die Flucht ergriffen hatten, wurden alle, die dem Kanonenfeuer entgangen waren, ohne Barmherzigkeit niedergemacht.

Moschera ließ es bei diesem Siege nicht bewenden; er schiffte sich mit einem Theil seiner tapfersten Leute und einer großen Anzahl Indier auf den Schiffen ein, die seine Feinde herbeigeführt hatten und wagte eine Landung bei Sanct Vincenz. Dort plünderte er die Stadt und die königlichen Magazine; und zwar mit um so leichterer Mühe, als sogar die mit der Regierung unzufriedenen Portugiesen sich zu ihm schlugen. Indessen sah er wohl ein, daß er ungeachtet seines bisherigen Glückes seine Niederlassung nicht nur nicht würde festbegründen können,

sondern sich auch Feinde auf den Hals ziehen würde, denen er nicht widerstehen könnte; daher übersetzte er seine kleine Colonie auf die Sanct Katharinen Insel, wo er hoffte, vor jedem Überfall in Sicherheit zu seyn; doch auch hier verblieb er nicht lange.

9.

Carl V. sendet den Dom Pedro Mendoza als Statthalter nach dem Paraguay. Unwürdige That desselben. Gründung der Stadt Buenos-Ayres. Krieg mit den Indiern.

Unterdessen hatte man am spanischen Hofe Paraguay nicht aus dem Gesichte verloren; als man aber erfuhr, es wäre kein einziger Spanier mehr in diesem Lande, waren sowohl die Bedenklichkeiten, alles auf's neue zu beginnen was man bis dahin gethan hatte, als auch die Abwesenheit des Kaisers Ursache, daß viele Zeit verfloß, bis deßfalls ein Entschluß gefaßt wurde. Ja, man hatte gleichsam die ganze Sache aufgegeben, als plötzlich die Nachricht sich verlauten ließ, der Hof zu Lissabon scheine Anstalten zu treffen, eine Colonie dahin abzusenden. Zwar verdeckten sie die Zurüstungen unter dem Vorwand, die Franzosen zu vertreiben, die sich oft an den Küsten Brasiliens sehen ließen, und die, weil die Brasilier sie gut aufnahmen, sich ohne sonderliche Mühe daselbst auf solche Weise festsetzen konnten, daß man sie nicht leicht hätte vertreiben können. Als aber die Kaiserinn dem König von Portugal, ihrem Bruder, ihre Muthmaßungen hierüber mittheilte, ersah sie

aus seiner Antwort, daß dieselben allerdings gegründet waren. Dennoch verschwand aller Argwohn bald wieder, da man erfuhr, die Flotte von Lissabon habe einen Weg genommen, der sie unmöglich nach Paraguay führen könne; und so verflossen noch zwei Jahre, ohne daß man in Spanien daran dachte, Jemand dahin abzusenden.

Indessen aber kehrte der Kaiser nach Madrid zurück und war ernstlich bedacht, eine dauerhafte Niederlassung am Rio de la Plata zu begründen; gewiß auch wurden für keine Unternehmung in der neuen Welt so gewaltige Zurüstungen gemacht. Dom Pedro von Mendoza, des Kaisers oberster Mundschenk, war zum Haupt derselben erwählt, und der Kaiser ernannte ihn zum Statthalter über alle Länder, die bis zum Südmeer hin entdeckt würden, ertheilte ihm die ausgedehnteste Vollmacht und machte ihm die glänzendsten Bedingnisse; unter welchen aber auch diese sich befand, daß er acht Ordensmänner mit sich dahin führte, den Eingeborenen das Evangelium zu verkündigen. Schon waren alle Befehle gegeben, zu Cadix eine Flotte von vierzehn Schiffen auszurüsten, und Dom Juan Osorio, ein Italiener, der in den italienischen Kriegen sich besonders ausgezeichnet hatte, erhielt darüber das Commando als Stellvertreter des Mendoza. So große Zurüstungen und Alles was von den unermeßlichen Schätzen des Landes erzählt ward, durch welches der Rio de la Plata fließt, zog so viele junge Männer, sogar von hoher Geburt herbei, daß die Bemannung

der ersten Schiffe, die nur aus fünf hundert Mann hätte bestehen sollen, zu zwölf hunderten erwuchs, unter welchen sich dreißig erstgeborene Söhne der edelsten Häuser und verschiedene Officiere aus den Niederlanden befanden. Mehrere Abkömmlinge Derjenigen, die damals abreisten, befinden sich noch jetzt im Paraguay.

Die Abfahrt der Flotte geschah im August des Jahres 1535, welche Zeit die geeignetste zu solcher Reise ist. Dieser Vorsicht ungeachtet lief dieselbe nicht glücklich ab. Denn als die Flotte die Linie passirt hatte, ward sie von einem gewaltigen Sturm ergriffen, der sie zerstreute; und manche Schiffe trafen einander nicht früher als an dem Orte ihrer Bestimmung; das Schiff, das den Dom Diego von Mendoza, den Bruder des Statthalters führte, nebst wenigen andern kamen glücklich bei den Inseln Sanct Gabriel an; der Statthalter aber mit allen übrigen war genöthigt, in den Hafen von Rio Janeiro sich zu flüchten, und dieser Aufenthalt war der Anbeginn seines Unglücks, das nur mit seinem Leben endigte.

Die Verdienste des Dom Osorio und vielleicht auch der Umstand, daß er ein Fremder war, hatten ihm viele Neider erweckt, die ihn dem Statthalter verdächtig machten, dem sie den Argwohn einflößten, er strebe nach seinem Amte. Osorio hatte zwar nicht die mindeste Veranlassung dazu gegeben; doch gibt es gewisse Fälle, wo man oft nur angeklagt werden darf, um auch sogleich als schuldig zu gelten. Mendoza befahl, diesen vermeinten Nebenbuhler ihm aus

dem Wege zu räumen; und Osorio ward gemeuchelt. Viele wurden hierüber entrüstet; Einige faßten den Vorsatz nach Brasilien zu gehen; noch Andere wollten nach Spanien zurückkehren und trafen bereits Vorkehrungen dazu, als der Statthalter, der Winke darüber erhielt, alsbald die Anker lichten und absegeln ließ.

Als er auf dem Vorgebirge Sanct Maria angekommen war, erfuhr er, sein Bruder Diego und alle, die der Sturm von ihm getrennt hatte, befänden sich auf den Inseln Sanct Gabriel, wohin er ihnen alsbald nachfolgte. Mit Erstaunen hörte der edle Diego die Nachricht von dem Tode Osorio's, ward darüber vom tiefsten Schmerz ergriffen und sagte ziemlich laut, er fürchte, daß ein so schändliches Verbrechen den Fluch Gottes über seinen Bruder und über die ganze Unternehmung herabrufen werde. Da nun die ganze Flotte zwischen den Inseln Sanct Gabriel und der westlichen Küste des Flusses vereint war, gedachte der Statthalter Dom Pedro seine erste Niederlassung auf dieser Seite zu errichten. Er sandte also den Dom Sancha del Campo aus, einen sichern und bequemen Ort zu dieser Absicht aufzufinden; und dieser Officier fand solchen in einer Gegend, wo die Küste sich noch nicht nach Westen wendet, auf einer Spitze, die gegen Norden hin in den Fluß reicht. Hierauf ließ Dom Pedro alsbald den Plan einer Stadt entwerfen, die den Namen Nuessa Sennora de Buenos-Ayres erhielt, weil

die Luft daselbst sehr gesund ist. Alle legten Hand an's Werk, und bald hatte Jeder seine Wohnung.

Indessen sahen die Eingeborenen des Landes diese Fremdlinge nur höchst ungern in solcher Nähe; und um Lebensmittel zu erhalten, mußte man zu den Waffen greifen. Dom Diego de Mendoza erhielt den Auftrag, mit gewaffneter Hand auszuziehen, Mundvorrath aufzutreiben, und viele junge Edelleute wollten ihn begleiten. Doch schon den zweiten Tag stießen sie auf mehrere Tausend Indier, und es entspann sich ein blutiges Gefecht, wo bei weitem die meisten Spanier das Leben einbüßten; selbst der edle Diego fiel; und Dom Sancho, der den Rückzug ordnete, brachte von drei hundert Streitern, die ausgezogen waren, nicht mehr als hundert vierzig Mann zu Fuß und fünf Reiter aus dem Gefecht, von welchen die meisten unter Weges an ihren Wunden starben, so daß bloß achtzig in die Stadt zurückkehrten. Es wird als gewiß erzählt, daß an diesem unglückseligen Tage alle umkamen, die an dem Tode des Osorio Schuld trugen; und ward der Statthalter verschont, so geschah dieß, wie wir bald sehen werden, nur darum, daß die Gerechtigkeit Gottes um so offenbarer würde, der die unterdrückte Unschuld rächt.

Schon aus diesem so schweren Verluste hätte Dom Pedro die Strafe Gottes ersehen können; und vielleicht hätte er durch diese Erkenntniß die Hand entwaffnet, die ihn schlug. Seine Lage war überaus traurig, die Hungersnoth zu Buenos-Ayres war

auf's höchste gestiegen, und er konnte derselben nicht abhelfen, ohne Alles was ihm an Spaniern übrig war, der offenbarsten Lebensgefahr auszusetzen. Es war gefährlich, die Wilden an Vergießung christlichen Blutes zu gewöhnen, und Dom Pedro verbot unter Todesstrafe, sich aus der Stadt zu entfernen. Da indessen der Hunger zu jenen äußersten Übeln gehört, die keine Gefahr scheuen und kein Gesetz erkennen, sah der Statthalter wohl ein, daß niemand ihm gehorchen würde, wofern er es bei dem bloßen Verbot bewenden ließe; er setzte also überall Wachen aus, mit dem ernstlichen Befehl, Jeden zu erschießen, der es wagen würde, zu entkommen.

10.

Wunderbares Schicksal der Indierinn Maldonata.

Diese Vorsicht wirkte. Ein einziges Weib, Maldonata genannt, war so schlau, die Wachsamkeit der Schildwachen zu überlisten; und die Vorsehung rettete ihr zwei Mal auf ganz wundersame Weise das Leben. Nachdem dieß Weib einige Zeit auf den Fluren umhergeirrt hatte, ersah sie eine Höhle, worin sie eine sichere Zufluchtstätte gegen alle Gefahren zu finden hoffte. Aber wie groß war ihr Entsetzen, als sie daselbst eine Löwinn antraf, die geraden Weges auf sie zuging! — Indessen sah sie bald, daß das Thier sie liebkoste und bemerkte auch, daß diese Liebkosungen nicht frei von Eigennutz waren. Denn die Löwinn war dem Tode nahe, weil

sie trächtig und an der Zeit war, und ihre Jungen nicht werfen konnte. Maldonata besann sich nicht lange und reichte ihr die Hilfe, die sie zu begehren schien; und diese Hilfe war wirksam. Die Löwinn, die sich glücklich von ihrer Bürde befreit fühlte, ließ es bei ihren Liebkosungen nicht bewenden, sondern bezeugte ihrer Retterinn auf der Stelle ihre Dankbarkeit. Täglich ging sie auf Lebensmittel aus, und legte jedes Mal hinreichenden Vorrath für den Tag zu ihren Füßen nieder. Dieß dauerte so lange ihre Jungen in der Höhle blieben; als sie aber dieselben ein Mal herausführte, bekam Maldonata sie nicht mehr zu sehen und war genöthigt, ihren Unterhalt anderswo zu suchen.

Kurze Zeit hierauf fiel sie den Indiern in die Hände, die sie zur Sclavinn machten; und ihre Gefangenschaft dauerte ziemlich lange. Endlich ward sie von den Spaniern wieder befreit, und diese brachten sie nach Buenos-Ayres zurück. Der Statthalter war damals nicht zugegen, und, Dom Ruiz Galanos, der in seiner Abwesenheit das Commando führte, war ein harter und grausamer Mann. Er wußte, daß dieß Weib trotz des strengsten Verbotes sich aus der Stadt entfernt hatte, hielt ihre so lange und so harte Gefangenschaft für keine genugsame Strafe und verurtheilte sie zu einer Todesstrafe, die nur ein Wüthrich ersinnen konnte. Er ließ sie nämlich durch die Soldaten mitten auf eine Ebene führen und gab Befehl, sie an einen Baum anzubinden und dort zu verlassen; denn er zweifelte kei-

nesweges, daß sie bald von den wilden Thieren würde zerrissen werden.

Zwei Tage hernach sandte er die nämlichen Soldaten dahin ab, nachzusehen was aus ihr geworden sei. Diese aber erstaunten nicht wenig, als sie dieselbe noch am Leben fanden. Sie war von Tigern und Löwen umringt, die es jedoch nicht wagten, sich ihr zu nähern, weil eine Löwinn mit ihren Jungen zu ihren Füßen lag und sie zurück hielt. Bei dem Anblick der Soldaten entfernte sich die Löwinn auf einige Schritte, gleichsam um ihnen Freiheit zu lassen, ihre Wohlthäterinn zu befreien; was sie auch sogleich thaten. Maldonata erzählte ihnen die Geschichte dieser Löwinn, die sie sogleich erkannt hatte; und sie bemerkten, daß dieß edle Thier, als sie das Weib fortführten, ihr freundlich schmeichelte und gleichsam ihre Betrübniß über ihre Entfernung bezeigte. Als sie nun dem Commandanten erzählten, was sie so eben gesehen hatten, sah er ein, daß er ein solches Weib begnadigen müsse, das der Himmel auf so sichtbare Weise beschützt habe, wenn anders er nicht noch wilder und grausamer als selbst grimmige Löwen scheinen wolle. Diese Begebenheit wird von den gewichtigsten Schriftstellern angeführt, und Pater del Techo berichtet, daß er bei seiner Ankunft im Paraguay davon als von einem Ereigniß der Zeit habe sprechen hören, das kein Mensch bezweifelte.

11.

Die Hungersnoth hält zu Buenos-Ayres an. Entdeckungsreise des Dom Ayolas. Trauriges Ende des Statthalters Dom Pedro de Mendoza.

Es ward bereits erinnert, daß Dom Pedro de Mendoza nicht zu Buenos-Ayres war, als dieß Weib von ihrer Gefangenschaft in die Stadt zurückgeführt ward. Er war eben damals den Fluß Rio de la Plata hinaufgefahren, Mittel zu suchen, der Hungersnoth abzuhelfen, die ihm bereits zwei hundert Menschen aufgerieben hatte. Da er nun an die Ruinen des Thurms Gabot kam, betrachtete er dieselben aufmerksam und fand die Lage so vortheilhaft, daß er ein neues Fort daselbst errichtete, welchem er den Namen der guten Hoffnung gab, und das man auch unter dem Namen Corpus Christi aufgezeichnet findet. Noch mehr ward er in dem Vorsatz bestärkt, diese Niederlassung dort zu begründen, weil Dom Juan de Ayolas, königlicher Unterbefehlshaber, der diese Reise schon früher gemacht, ihm gesagt hatte, man würde immer Lebensmittel bei den Timbuez finden, die er so glücklich gewesen wäre, mit den Spaniern auszusöhnen; oder wo nicht bei diesen, doch bei den Caracoa's, ihren Nachbarn. Er hatte noch mehr gethan; denn er hatte Dom Francesco Alvarado mit einer Bedeckung an dem Orte zurückgelassen, wo das Fort gestanden war. Mendoza konnte nicht umhin, diese Maßregeln zu loben, und er gab seinem Unterbefehlsha-

ber den Auftrag, dem Ursprung des Flusses so weit nachzugehen als sie nur könnten; erlaubte auch dem Dom Dominic de Irala, dem Dom Ludwig Perez, einem Bruder der heiligen Theresia, und einigen Andern, ihn zu begleiten, und in vier Monaten ihm Nachrichten zu senden, wofern er außer Stande wäre, solche persönlich zu bringen.

Noch hatte er nicht Lebensmittel genug auftreiben können, die Hungersnoth zu Buenos-Ayres gänzlich zu stillen, die daselbst die schauderhaftesten Thaten veranlaßte, die man nur in den Geschichten liest. Doch bald hernach landete Dom Gonzalez de Mendoza, der um Lebensmittel nach Brasilien gereist war, mit einem Schiffe, das damit beladen war. Diesem folgten bald zwei andere Schiffe auf welchen Moschera mit seiner ganzen Colonie aus der St. Katharinen-Insel, und viele brasilianische Familien sich befanden, die sich an ihn angeschlossen hatten. Dieß brachte einigen Wohlstand nach Buenos-Ayres zurück; allein die Anzahl der Familien hatte sich dadurch vermehrt, und man war vor abermaliger baldiger Hungersnoth um so weniger gesichert, als man bei weitem nicht im Stande war, den Indiern die Spitze zu bieten, noch auch sie zu verhindern, daß sie den Feldarbeiten sich nicht widersetzten; da diese Barbaren täglich mehr auf den Untergang der Spanier erpicht waren.

Dom Juan de Ayolas war indessen den Fluß hinauf gegangen und nahe bis zu dem Orte gekommen, wo späterhin die Stadt Assumtion erbaut wur-

de. Die Guarani's, ein sehr ausgebreitetes Volk an der Ostküste des Paraguay, nahmen ihn gut auf und füllten sogar seine Schiffe mit Lebensmitteln, die er mit Waaren bezahlte. Hierauf zog er auf weitere Entdeckungen gegen Westen aus, wo er, der Sage der Guarani's zu Folge, viel Gold und Silber zu finden hoffte; ließ seine Schiffe in einem Hafen, dem er den Namen Lichtmeß gegeben hatte, und befahl dem Dom Irala, an den er alle Gewalt übertrug, die er selbst von dem Statthalter empfangen hatte, ihn daselbst ein halbes Jahr lang zu erwarten; worauf es ihm, wenn er keine weitere Nachrichten von ihm erführe, frei stände, nach eigenen Einsichten zu handeln. Auch ließ er an dem nämlichen Orte den Capitain Vergara mit einer kleinen Bedeckung spanischer Soldaten zurück.

Allem Anschein nach hatte Ayolas dem Statthalter über sein Vorhaben geschrieben; dieser jedoch empfing keine Nachricht, was ihn um so mehr schmerzte, als Ayolas der einzige Officier der ganzen Colonie war, auf den er vertraute, und der auch sein Vertrauen am meisten verdiente. Er sandte also Dom Gonsalez Mendoza und Dom Salazar de Espinosa aus, Erkundigungen von ihm einzuziehen, und erkrankte wenige Tage hernach. Schon früher hatte er sich vorgenommen, nach Spanien zurückzukehren; und sobald er glaubte, er könne die Seereise vertragen, schiffte er sich ein, nahm seinen Schatzmeister, Johann de Carceres mit, bestellte noch Dom Galanos zum Befehlshaber über Buenos-Ayres, und

ernannte in Kraft der Vollmacht, die er deßfalls vom Kaiser empfangen hatte, Dom Juan de Ayolas zum Gouverneur und Oberbefehlshaber der Provinz, so wie nicht minder zu seinem Erben, im Falle er sterben sollte. Endlich ging er unter Segel, mit einem Herzen voll Verzweiflung, und verfluchte den Tag, wo er sich aus seinem Vaterlande verbannt hatte, einem eingebildeten Glück nachzulaufen und seine Ehre in einem wilden Lande zu beflecken. Kaum war er auf dem Meere, so schien es, als hätten alle Elemente sich wider ihn verschworen; und da sein ganzer Mundvorrath entweder verdorben oder erschöpft, und er einst vom Hunger gedrängt war, Hundefleisch zu essen, bewirkte diese abscheuliche Speise nebst dem bittersten Verdruß, der Tag und Nacht an seinem Herzen nagte, eine gänzliche Zerrüttung seiner Sinne, die bald in Wahnsinn ausartete, und er starb in einem Anfall von Raserei.

12.

Abfahrt einiger Schiffe aus Spanien. Erste Gründung der Stadt Assumtion. Großes Elend zu Buenos-Ayres. Unwürdige That des Dom Galanos. Rache der Wilden.

Als die Nachricht von seinem Tode in Spanien anlangte, lagen im Hafen zu Sevilla eben zwei Schiffe segelfertig, die nur auf günstigen Wind warteten, ihm zu Hilfe zu eilen; und der Kaiser bestellte darüber Dom Alonso Cabrera, fügte diesen Schiffen noch eine Gallione mit Waffen und Munition bei,

fertigte auch für Dom Juan de Ayolas die Bestallung zum Gouverneur und Oberbefehlshaber der Provinz aus, und ließ endlich sechs Priester aus dem Orden des heil. Franciscus einschiffen, denen er alles Nöthige verabfolgte, was zur Ausübung ihres heiligen Amtes erforderlich war. Doch dieß Geschwader, das gegen das Ende des Jahres 1537 von Cadix absegelte, kam erst im Jahre 1539 zu Buenos-Ayres an.

In dieser Zwischenzeit hatten Dom Gonsalez von Mendoza und Dom Juan Salazar sich in den Hafen Lichtmeß begeben, ohne irgend Nachrichten von Dom Ayolas bekommen zu können. Dort erfuhren sie, Irala sei bei den Payagua's, einem benachbarten Volke; sie suchten ihn also ungesäumt auf, fanden ihn auch, und streiften mit ihm an verschiedene Orte, um Erkundigungen über Dom Ayolas einzuziehen. Doch alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Bei dem Ausgang aus dem Hafen fuhren Mendoza und Salazar den Paraguay hinab bis ein wenig oberhalb des Ortes, wo der mitternächtliche Arm des Pilco Mayo sich in den Paraguay ergießt. Dort trafen sie unter dem fünf und zwanzigsten Breitengrade eine Art Seehafen, der eine Spitze des Paraguay bildet, die von Mittag gegen Abend hin geht. Die Lage dieses Ortes gefiel ihnen ungemein wohl, und sie errichteten daselbst ein Fort, das in kurzer Zeit zu einer blühenden Stadt erwuchs, die noch bis auf den heutigen Tag die Hauptstadt des Landes ist, und den Namen Assumtion führt, den

sie ihr gegeben hatten. Sie ist gleich weit von Peru und Brasilien, und etwa drei hundert Meilen von dem Cap Santa Maria entfernt.

Mendoza verblieb allein daselbst; Salazar aber reiste ab, dem Statthalter Nachricht von ihren fleißigen Forschungen zu geben, Einiges von Ayolas zu erfahren; denn dieser Officier hoffte, ihn noch zu Buenos-Ayres zu finden. Erst lange hernach erfuhren sie, daß der weise und tapfere Ayolas, nachdem er bis an die Gränzen Peru's vorgedrungen war, auch große Schätze an Gold und Silber gewonnen, und viele wichtige Entdeckungen gemacht hatte, sammt seiner Begleitung von den Wilden war ermordet worden. — Als nun Mendoza in diesen Hafen kam, fand er Alles im äußersten Elende; die Hungersnoth hatte daselbst den höchsten Grad erreicht, Galanos war allgemein verhaßt, und die Stadt wäre ganz sicherlich öde verlassen worden, wenn es möglich gewesen, vor dieselbe hinaus zu gehen, ohne sich der offenbarsten Gefahr preis zu geben, ein Raub entweder der Wilden oder aber der reißenden Thiere zu werden. — Seine Ankunft daselbst erregte große Freude, und diese Freude ward noch durch den Anblick dreier Schiffe vermehrt, die nach wenigen Tagen daselbst ankerten. Da Salazar ihnen sagte, daß es ihnen zu Assumtion nicht an Lebensmitteln fehlte, beschlossen Galanos und Cabrera, sich dahin zu begeben, um derselben zu holen; und weil Ersterer erklärt hatte, daß er einen Theil der Garnison zur Begleitung dahin mitnehmen würde, erfreuten sich

sowohl die Soldaten, die er zu dieser Reise erwählte, als diejenigen, die er in der Stadt zurück ließ; die einen daß sie in ein Land zogen, wo niemand Hungers starb, die andern aber, daß sie ihres Commandanten los wurden.

Doch sehr schmerzlich wurden die Ersten gewahr, daß sie betrogen waren, als sie nach vielfältigem Ungemach auf der Reise, endlich am Ziele derselben sahen, daß daselbst die nämliche Hungersnoth wie zu Buenos-Ayres herrschte. Gleichwohl hatte Salazar sie nicht getäuscht, als er ihnen sagte, die Guarani's wären den Spaniern sehr geneigt. Allein es hatte in diesem Jahre sich ereignet, daß die Heuschrecken alle Saat abgefressen hatten; so daß der Commandant von Buenos-Ayres, der sein Gefolge noch mit der halben Besatzung des Forts der guten Hoffnung vermehrt hatte, wieder umkehren mußte, um die Hungersnoth nicht noch mehr zu vergrößern, die zu Assumtion bereits gewaltig überhand genommen hatte.

Als sie bei ihrer Rückkehr an dem Fort der guten Hoffnung vorüber kamen, da ließ Galanos seinen Unwillen an den Caracoa's aus. Da Einige ihm gesagt hatten, diese Indier hielten es mit den Feinden der Spanier, beschloß er, ohne weitere Untersuchung, sie dafür zu bestrafen. Er entdeckte sein Vorhaben den Dom Francesco de Alvarado, dem Befehlshaber dieses Forts und einigen andern Officieren, die Alles aufboten, ihn von diesem Vorsatz abzubringen; doch sie redeten zu tauben

Ohren. Da er sich nun nicht in einen förmlichen Krieg mit ihnen einlassen wollte, weil dieß ihn zu viele Zeit und vielleicht auch zu viele Leute gekostet hätte, trug er kein Bedenken, seine Ehre zu brandmarken, und begann damit, daß er den Caracoa's sich sehr freundschaftlich bezeigte. Als aber diese dessen am wenigsten sich versahen, überfiel er sie bei Tagesanbruch, zündete ihre Hütten an, entführte eine große Anzahl Weiber und Kinder, die er unter seine Soldaten vertheilte, schiffte sich dann wieder ein und nahm Dom Alvarado mit sich, der wahrscheinlich nicht in dem Fort bleiben wollte; weil er voraussah, daß solches bald von allen benachbarten Indiern würde angegriffen werden. Indessen ließ er dennoch den Dom Antonio de Mendoza als seinen Stellvertreter zurück, und mit ihm eine Besatzung, die aus hundert Mann bestand.

Diese meineidige That erweckte in den Herzen der Timbuez ihren alten Haß gegen die Spanier, und sie beschlossen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und sich einmal ernstlich eine Nation vom Halse zu schaffen, auf welche man sich, ihres Bedünkens, niemals sicher verlassen könne. Ihre Absicht um so sicherer auszuführen, gaben sie vor, sie hätten im Sinne, einige indische Stämme zu bekriegen, die nicht minder Feinde der Spanier als ihre eigenen wären, und ersuchten daher den Dom Antonio de Mendoza um einige Hilfe. Mendoza ging in die Falle und war so unvorsichtig, daß er ihnen die Hälfte seiner Besatzung unter dem Commando des

Alonso Suarez de Figuerosa mitgab. Die Timbuez nahmen diese Verstärkung mit Zeichen des größten Dankes an, und noch an demselben Tage brach das Heer auf. Kaum hatten sie jedoch eine Meile zurückgelegt, da wurden die Spanier plötzlich auf allen Seiten von ihren vermeinten Alliirten angegriffen, und nach dem tapfersten Widerstande, in welchem sie viele dieser Meineidigen niederstreckten, bis auf den letzten Mann aufgerieben.

Nun glaubten die Timbuez, sie würden mit dem noch übrigen Theile der Besatzung leicht fertig werden, und griffen das Fort unter entsetzlichem Geschrei an. Mendoza sah seinen Untergang vor Augen, wofern nicht ein Wagstück ihn rettete, wozu die Verzweiflung ihn antrieb. Er trat also aus dem Fort, um sich mit dem Degen in der Hand einen Weg zu bahnen; doch verlor er bei diesem Ausfall seine tapfersten Soldaten, und ward selbst durch einen Lanzenstich so schwer am Schenkel verwundet, daß er außer Stand war, länger zu fechten; doch hatte er das Glück, wieder in das Fort zurückkehren zu können; wiewohl er auch daselbst ohne Hilfe war. Doch in demselben Augenblick erschienen zwei leichte spanische Schiffe, die dem Fort gegenüber sich vor Anker legten. Die Befehlshaber derselben erkannten augenblicklich, daß das Fort belagert sei; und da sie von Galanos waren abgeschickt worden, der vielleicht die Folgen seiner Verrätherei an den Caracoa's zu spät eingesehen hatte, setzten sie die Mannschaft unverzüglich an's Land, der

Besatzung zu Hilfe zu kommen. — Bei dem Anblick dieser Schiffe wagten die Timbuez das Äußerste, des Fort's sich zu bemächtigen; allein einige Kanonenschüsse, die gerade zur rechten Zeit von den Schiffen geschahen, während die angekommene Verstärkung die Belagerer anfiel, zwang dieselben nach einem großen Verlust an Leuten, sich in aller Eile durch die Flucht zu retten. Wenige Tage nach diesem Siege starb Mendoza an seiner Wunde; und da der Befehlshaber der Schiffe keine Möglichkeit sah, das Fort der guten Hoffnung zu behaupten, ließ er dasselbe schleifen, und die wenige Mannschaft, die von der Besatzung noch übrig war, einschiffen.

13.

Rückkehr des Dom Irala. Er wird zum provisorischen Statthalter ernannt. Geheime Absichten desselben.

Indessen war Irala, an den, wie wir sahen, Dom Ayolas, während seiner Abwesenheit seine ganze Vollmacht übertragen hatte, nach vielfältigen, großen Theils unglücklichen Streifzügen, nach Assumtion zurückgekehrt, das bereits einer großen Stadt glich und wo die meisten Officiere sich versammelt hatten. Man betrachtete dieselben als die Eroberer von Paraguay und der Hof selbst nannte sie also. Aus ihnen bestand lange Zeit die Rathsversammlung des Landes; und der Kaiser befahl in allen seinen Handschreiben den Gouverneurs und

Oberbefehlshabern, nicht ohne ihr Einvernehmen zu thun.

Während aber Assumtion sich immer mehr und mehr erhob und zu einer blühenden Stadt heranwuchs, nahm die Zahl der Inwohner zu Buenos-Ayres täglich ab. Die Lebensmittel, die vor einiger Zeit aus Spanien daselbst angekommen waren, hatten sich bald erschöpft und die Hungersnoth wüthete furchtbarer denn je zuvor. Alle Inwohner, die zu den Indiern sich flüchteten, wurden von den Charva's niedergemacht, die das ganze Land verwüsteten. Endlich beschlossen Galanos und Cabrara nach Assumtion zurückzukehren und alle die in dem Schiffe Raum fanden, das sie dahin führte, wollten sich mit ihnen einschiffen. Als nun alle in dieser Stadt versammelt waren, da wurde nach den kaiserlichen Verordnungen der einstweilige Statthalter durch die Mehrzahl der Stimmen gewählt; und da, ungeachtet aller Ränke des Galanos, Dom Irala dieselben für sich bekam, ward er einstimmig zum Statthalter und obersten Befehlshaber im Paraguay ausgerufen, bis Seine kaiserliche Majestät geruhen würden, einen andern zu ernennen.

Bevor Dom Irala die Rathsversammlung entließ, that er den Vorschlag, Buenos-Ayres zu verlassen, weil, wie er erinnerte, die Erfahrung mehrerer Jahre zur Genüge gezeigt habe, daß es nicht möglich sei, daselbst sich zu erhalten, noch auch den benachbarten Nationen Furcht und Achtung einzuflößen und im Nothfall Lebensmittel von ihnen zu

bekommen. Die Meinungen aber waren hierüber sehr getheilt; Einige stellten vor, es sei nothwendig, im Besitz eines Hafens zu seyn, wo die Schiffe, die aus Spanien kämen, landen könnten; und daß es auch sehr übel um Assumtion selbst stehen würde, das drei hundert Meilen vom Meere entfernt wäre, wofern derselben keine kämen. Hierauf aber antwortete der Statthalter, es würde eben nicht schwer halten, eine Communication mit Peru zu errichten; und er überredete sie auch, daß man von dorther alle nöthige Hilfe erlangen würde. Man merkte damals nicht, was man in der Folge deutlich einsah, daß seine Absicht nur dahin zielte, von dem Hofe unabhängig zu seyn, dessen Befehle nicht mehr, oder doch nur äußerst schwer bis zu ihm gelangen könnten, und daß er Mittel genug finden würde, dieselben zu umgehen, wofern sie ihm eben nicht gefielen.

Seine Meinung erhielt also das Übergewicht, man fügte sich ohne Widerstand, und Dom Diego de Abreu erhielt den Auftrag dieselbe auszuführen. Er reiste also mit drei Brigantinen und einigen Lastschiffen ab. Die Freude bei seiner Ankunft zu Buenos-Ayres war allgemein, und es nahm auch das Schiffsvolk eines Genuesischen Schiffes großen Antheil an derselben. Dieß Schiff war nämlich bestimmt gewesen, mit Kaufgütern zu fünfzig tausend Ducaten an Werth, nach Peru zu segeln; war aber durch widrige Winde bis zum Eingang in die Magellanische Meerenge getrieben worden. Als es hernach in den Rio de la Plata einlief, da scheiterte es

auf einer Sandbank unfern Buenos-Ayres, ohne daß anderes als die Mannschaft konnte errettet werden, die nach diesem furchtbaren Schiffbruch der Gefahr preis gegeben war, Hungers zu sterben. Der Statthalter hatte die Vorsicht gebraucht, diesen Leuten eine starke Begleitung entgegen zu senden, und sobald alle zu Assumtion unterbracht waren, ließ er die Stadt mit Pallisaden umgeben, errichtete eine Polizei daselbst und ließ die Inwohner zählen, die sich auf sechs hundert Mann beliefen, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet.

14.

Anschläge der Wilden während einer Prozession zu Assumtion. Irala verurtheilt die Kaziken zum Tode.

Nicht lange hierauf wollte er den Indiern, von welchen die Väter aus dem Orden des heil. Franciscus bereits mehrere getauft hatten, einen hohen Begriff von der christlichen Religion einflößen und ordnete in dieser Absicht eine allgemeine feierliche Prozession für den grünen Donnerstag des Jahres 1539 an, bei welcher, weil sie zum Andenken an das Leiden des Herrn gefeiert ward, alle sich geißeln sollten. Zu dieser Prozession lud er alle benachbarten Indier ein; da aber die Art und Weise, mit welcher die Spanier sie behandelten, ihnen eben keine sonderliche Liebe zu ihnen einflößte, und eine große Anzahl derselben das Christenthum bloß aus Furcht

oder aus Eigennutz angenommen hatten, erschienen die Meisten nur in der Hoffnung, hier eine Gelegenheit zu finden, ihr Joch abzuschütteln, das ihnen mit jedem Tage unerträglicher fiel.

Man behauptet, es hätten derselben sich acht Tausende eingefunden; und ob sie auch keine andern Waffen mitbrachten als Bogen und Pfeil, die sie, wie man wußte, niemals ablegten, so war doch dieß allein hinreichend, ihr Vorhaben auszuführen; denn sie hatten erfahren, daß die Spanier mit entblößtem Rücken und mit einer Geißel in der Hand erscheinen würden, sich zu geißeln; und hatten sich hiernach zu ihrem Untergang verschworen. In dem Augenblick, da die Prozession beginnen sollte, trat eine Indierinn, die bei Dom Salazar im Dienste war und sehr wohl gehalten wurde, in das Zimmer ihres Herrn, und da sie sah, wie er eben im Begriff war, zur Geißlung sich anzuschicken, sagte sie ihm mit Thränen in den Augen, es fiele ihr überaus schmerzlich, daß sie ihn in sein Verderben rennen sähe. Salazar ersuchte sie, sie möchte sich näher erklären; und da entdeckte sie ihm die Verschwörung. Er aber benachrichtigte auf der Stelle den Statthalter, der auch augenblicklich den einzigen Weg einschlug, der bei so dringender Gefahr möglich war.

Er stellte sich nämlich, als habe er eben erfahren, die Japigen, die vor Kurzem sich feindlich gegen die Spanier erklärt hatten, seien im Anzug und beinahe schon vor den Thoren der Stadt; sandte dann in Eile an alle Inwohner in's geheim den Befehl,

sich zu waffnen, und ließ hierauf die vornehmsten Oberhäupter der Indier zu sich bitten, um sich mit ihnen zu berathen, was in so dringender Gefahr zu thun sei. Diese begaben sich ohne das geringste Mißtrauen zu ihm hin, und wurden, so wie sie einzeln eintraten, gebunden und gesondert eingesperrt. Nachdem nun alle gekommen waren, sagte er ihnen, er habe Kunde von ihrer mörderischen Absicht, und verurtheilte sie sämmtlich zum Strange. Auch ließ er sie ungesäumt vor den Augen der versammelten Indier aufknüpfen, die, als sie die Spanier unter den Waffen sahen, es nicht wagten, sich zu rühren, ja sie bekannten sogar selbst, daß auch sie den Tod verdient hätten; doch fügten sie bei, würde man, wofern man nachsichtig gegen sie seyn wolle, nicht Ursache haben es zu bereuen. Sie erboten sich auch jenen Spaniern Weiber zu geben, die derselben noch keine hätten; und dieß Anerbieten ward auch angenommen. Da nun die Indierinnen fruchtbar und gutmüthig sind, schloßen in der Folge mehrere Spanier Ehen dieser Art.

15.

Der Kaiser ernennt Dom Alvarez de Vaca Cabeça zum Statthalter im Paraguay. Edler Charakter dieses Mannes. Was sich während seiner Seereise ereignete.

Der Kaiser, der während dieser ganzen Zeit keine Nachrichten aus Paraguay erhalten hatte und an dem Tode des Dom Ayolas kaum mehr zweifeln konnte, war unterdessen ernstlich darauf bedacht, die-

ser Colonie ein neues Oberhaupt zu geben und sie durch frische Truppen zu unterstützen. Nur hielt es schwer, Jemand zu finden, der nach Allem was dem Dom Pedro de Mendoza widerfahren war, sich herbei ließ, einen Theil der Kosten zu einer so großen Unternehmung zu tragen. Indessen war diese Schwierigkeit bald gehoben; Dom Alvarez Nunnez de Vera Cabeça de Vaca erbot sich, acht tausend Ducaten darauf zu verwenden, worin sein ganzes Vermögen bestand. Er war ein Sohn des Dom Francesco de Vera und der Theresa Cabeça de Vaca, und ein Enkel des Dom Pedro de Vera, eines der Eroberer der canarischen Inseln und nachmaligen Gouverneurs daselbst. Der Kaiser nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an, nnd ernannte ihn zum Statthalter und obersten Befehlshaber im Paraguay; jedoch nur im Fall man sichere Nachrichten von dem Tode des Dom Juan Ayolas erhielte; denn so dieser noch am Leben wäre, sollte er bloß Stellvertreter desselben seyn.

Es ist allerdings wunderbar, daß ein Mann wie Dom Alvarez, der die größte Rechtschaffenheit, Klugheit und Gottesfurcht mit dem reinsten Eifer für den Dienst seines Monarchen vereinte, es nicht vermochte, Paraguay glücklich zu machen; und daß seine Tugenden ihm zu nichts anderm frommten, als ihn in's Verderben zu stürzen und die unwürdigsten Mißhandlungen ihm zuzuziehen. Diese seine großen Tugenden waren bereits während einer frühern Reise nach Amerika auf eine gewaltige Probe gesetzt wor-

den, als er im Jahre 1528 in der Eigenschaft eines Schatzmeisters der Flotte des Pamphilius Navarez nach Florida abgesegelt war. Die Unternehmung dieses Seefahrers war nur eine Kette von Unglücksfällen; seine Schiffe wurden durch den Sturm zerstreut, und das, welches den Alvarez führte, scheiterte auf der Küste von Neu-Spanien, wo die Inwohner das ganze Schiffsvolk zu Sclaven machten. Dom Alvarez wurde indessen von diesen Barbaren bald in hohen Ehren gehalten, zumal wegen vielfältiger Heilkuren, die er unter ihnen vollbrachte. Es erachteten diese Heiden, daß solche die Kräfte der Natur überstiegen, und wollten ihm göttliche Ehre erweisen. Übrigens war auch sein Betragen so erbaulich, daß sogar die Gefährten seiner Gefangenschaft viele dieser Heilungen für Wunderwerke hielten.

In den Vorschriften, die der Kaiser ihm zur Richtschnur gab, empfahl er ihm vorzüglich, daß er in seiner Provinz weder Advokaten noch Procuratoren dulden sollte; weil sie, nach seiner Erfahrung, die Fortschritte der Colonien bedeutend verhindern; ferner, daß die Ländereien, welche einem Spanier zugewiesen wären, und die er fünf und zwanzig Jahre nach einander angebaut hätte, sein Eigenthum verbleiben sollten; daß man Niemand die Erlaubniß versagte, nach Spanien zurückzukehren; daß jedermann die Freiheit haben sollte, sich an die Gerechtigkeit des Monarchen selbst zu wenden; daß der fünfte Theil für den König nur vom Gold und Silber sollte eingefordert werden; und noch verschiedenes Andere hinsicht-

lich der polizeilichen Einrichtung in Städten und andern Ortschaften.

Nachdem also Dom Alvarez alle nothwendigen Schriften und Befehle in Empfang genommen hatte, begab er sich nach Sevilla, wo er zwei Schiffe, das eine zu drei hundert, das andere zu hundert fünfzig Tonnen erkaufte. Er gab denselben noch zwei portugiesische Fahrzeuge bei und schiffte auf diese vier Schiffe vier hundert Soldaten ein, die sich mit großer Lust erboten, ihm zu folgen, und mit doppelten Waffen versehen waren. Endlich stach er den achtzehnten September in die hohe See und kam nach einigen Monaten, während welcher er verschiedene widrige Zufälle erlitten hatte, mit unsäglicher Mühe im Hafen Santjago auf dem grünen Vorgebirge an.

Dieser Hafen ist sehr schlecht und der Ankergrund unsicher, weil unter dem Wasser verschiedene Felsenriffe verborgen sind, welche die Anker zurückhalten, so daß man oft genöthigt ist, sie im Stiche zu lassen und das Ankertau abzuschneiden; zumal aber ist bei stürmischem Wetter große Gefahr daselbst. Überdieß ist auch die Luft im Sommer sehr ungesund, und es war damals eben um diese Jahreszeit; in welcher die Krankheit eine große Menge Schiffleute hinweg zu raffen pflegt. Gleichwohl verlor Dom Alvarez während der fünf und zwanzig Tage, die er daselbst sich aufhielt, nicht einen einzigen Mann; was als ein Wunder betrachtet ward und an jene Wunder erinnerte, die er, der Sage zufolge, während seiner Gefangenschaft gewirkt hatte. Was nun

folgt, bestätigte alle seine Matrosen und Soldaten in der Meinung, daß die göttliche Vorsehung ihn eines ganz besondern Schutzes würdige.

Als sie die Linie passirt hatten, da fand es sich, daß von hundert Fässern Wasser, die man auf der Hauptgaleere eingeschifft hatte, nur noch drei erübrigten. Auf diese Nachricht hin gab er Befehl, Land zu suchen. Den vierten Tag, bevor es noch hell ward, erstaunten alle, das Gezirpe einer Grille zu hören. Ein Matrose hatte sie ohne sein Wissen mit in das Schiff gebracht, und so lange sie auf der hohen See waren, hatte man sie nicht gehört. Darüber ward bemerkt, daß man dem Festlande nahe seyn müsse, weil die Grillen sich immer hören lassen, wenn sie Land wittern. Dom Alvarez ließ sogleich einen Matrosen den Mastkorb ersteigen, der im Augenblick, wo der Tag anbrach, große Felsen wahrnahm, die ein hohes Land umgränzten; und die Grille kündigte nun fleißig den Anbruch des Tages an; was sie weder auf der Palmeninsel, noch auf der Insel Santjago gethan hatte.

Nachdem sie das Cap Frio umschifft hatten, das vier und zwanzig Grad gegen Süden liegt, liefen sie in den Hafen der Chananea ein, der durch eine Insel vor Winden geschützt ist, und sie warfen den Anker in einer Tiefe von eilf Klaftern aus. Von dort hatten sie noch fünfzig Meilen nach der Sanct Katharinen Insel, wo sie am 24. März 1541 ankerten. Dom Alvarez nahm dieselbe im Namen der Krone von Spanien in Besitz, und erwies den Be-

wohnern der Insel und des Festlandes viele Freundschaft; es sahen auch Alle zu ihrer Verwunderung, daß er eine ganz eigene Art hatte, mit diesen Völkern umzugehen, und ihre Herzen zu gewinnen.

Unmittelbar nach seiner Ankunft sandte er den Schatzmeister Philipp de Carceres nach Buenos-Ayres ab, und kurze Zeit hierauf langte von dort ein Schiff auf der Insel St. Katharina an, das nach Spanien segelte, um bei dem königlichen Rathe über verschiedene Mißhandlungen der Vorgesetzten Beschwerde zu führen. Diese Schiffer brachten ihm die Nachricht von dem Tode des Dom Ayolas, der mit seinem ganzen Gefolge von den Payagua's war ermordet worden; woran vorzüglich Irala Schuld trug, da er ihn nicht, nach dem gemessensten Befehl dieses Statthalters mit den Schiffen im Hafen zu Lichtmeß erwartet hatte. Dann klagten sie auch über die Tirannei, welche die Befehlshaber nicht nur an den Indiern, sondern auch an den Spaniern verübten, und sagten ihm noch verschiedene Dinge, woraus er ersah, wie nothwendig seine Gegenwart zu Assumtion sei; und sich auch entschloß, in möglichster Eile sich in diese Stadt zu begeben.

Auf dem Wege dahin nahm er noch mehrere Inseln und Länder im Namen der spanischen Krone in Besitz, und ward wegen der liebreichen Freundlichkeit, mit welcher er diese Völker behandelte, und der strengsten Mannszucht, die er beobachten ließ, allenthalben gut aufgenommen; ja es kamen ihm sogar eine große Anzahl Indier mit Lebensmitteln und

Früchten aller Art entgegen und freuten sich, ihn zu sehen, da sein Ruf ihm allenthalben vorangeflogen war. Denn er wachte mit größter Sorgfalt, daß Niemand ihnen etwas zu Leide that noch sie ärgerte; bezahlte alle Lebensmittel um doppeltes Geld und erlaubte auch keinem Spanier, ihre Wohnungen zu betreten, außer um Lebensmittel zu kaufen; hierzu aber sandte er nur solche aus, auf deren Klugheit er sich verlassen konnte, und bestrafte die geringste Freiheit, die ein Spanier sich gegen sie erlaubte, mit größter Strenge.

16.

Fortsetzung. Sonderbarer Empfang des Dom Alvarez zu Assumtion. Sein Edelmuth.

Nach einigen Monaten Weges kam ein Brasilier auf ihn zu, Michael genannt, der von Assumtion zurückgekehrt war, und erbot sich, ihm als Wegweiser zu dienen. Dom Alvarez nahm sein Anerbieten an, und entließ nun die Indier, die bisher diese Dienste ihm erwiesen; nachdem er sie früher reichlich beschenkt hatte. Gegen die Mitte Decembers befand er sich unter dem vier und zwanzigsten Breitengrade, und traf daselbst auf Fichtenbäume ganz eigener Art, deren Stämme fünf Klaftern im Durchmesser hatten und deren Frucht in einer Schale gleich den Kastanien eingeschlossen war und zur Bereitung eines trefflichen Mehles diente. Etwas weiter hin fanden sie Felder, die mit Maïs und Pataten von

dreierlei Farben, mit gelben, weißen und rothen, besäet waren. Auch fanden sie daselbst Cypressen, Cedern und andere Bäume, die in Europa gänzlich unbekannt sind und in deren Stämmen Bienenstöcke waren, die das köstlichste Honig bereiteten.

Als endlich Dom Alvarez bei dem Flusse Iguazu angekommen war, wollte er daselbst sich einschiffen, und bis zu dem Einfluß desselben in den Parana hinabfahren. Sie sagten ihm jedoch, daß ungefähr an derselben Stelle einige Portugiesen, die aus Brasilien hier angekommen, von den Indiern wären ermordet worden; und daß die Wilden, die um den kleinen Fluß Pequeri wohnten, der nicht weit von dort entfernt war und sich in den Uruguay ergießt, auf ihn lauerten, um ihn zu überfallen. Auf diese Nachricht hin, nahm er nicht mehr als achtzig Mann mit sich in das Schiff und ließ die übrige Mannschaft an beiden Ufern zu Lande marschieren. Als er nun in den Parana kam, fand er, wie man ihm gesagt hatte, beide Ufer von einem Heere der Guarani's besetzt, die, wie es den Anschein hatte, den Durchzug ihm streitig machen wollten. Sie waren am Leibe bemalt, und hatten Federbüsche auf dem Kopf; doch sein freundliches Benehmen gegen sie wirkte so sehr auf ihre Gemüther, daß die Waffen ihren Händen entfielen, ja daß sie ihm sogar wichtige Dienste erzeigten. Der Parana ist an dieser Stelle sehr tief und breit, und seine Schnelligkeit macht die Überfahrt ungemein gefährlich; einer der Kähne, die den Fluß hinabschwam-

men, ward umgedreht und ein Mann ertrank; welches Unglück dem Dom Alvarez um so schmerzlicher fiel, als er auf seiner so langen und so beschwerlichen Reise nicht eine Seele aus allen seinen Leuten verloren hatte.

Bevor er den Parana hinabschiffte, hatte er nach Assumtion gesandt und von dort zwei leichte Kriegsschiffe verlangen lassen; und er wunderte sich um so mehr, solche nicht an dem bestimmten Orte zu finden, als er in seinem Briefe ausdrücklich gemeldet hatte, er habe viele Kranke, und alle Übrigen wären sehr ermüdet. Es erübrigte ihm also nichts, als diejenigen, die nicht mehr gehen konnten, auf Flöße zu setzen und ihnen fünfzig Mann mitzugeben, sie zu vertheidigen, im Falle sie angegriffen würden. Er selbst aber machte sich hierauf mit den Übrigen auf den Weg; und nach einiger Zeit traf er einen Spanier, der von Assumtion war ausgesandt worden, sich zu erkundigen, ob es denn wirklich wahr sei, daß ein Statthalter aus Spanien ankomme; und der ihm sagte, man habe in der Stadt nicht an eine so freudige Neuigkeit glauben wollen.

Eine so sonderbare Frage mußte nach der Nachricht, die er von seiner Ankunft gegeben hatte, ihn nothwendig befremden; indessen überwand er sich dennoch so sehr, daß Niemand wahrnehmen konnte, was er von einem solchen Betragen hielt. Überdieß auch hielten die Guarani's ihn für ein so schlechtes Betragen seiner Landsleute schadlos; denn allent-

halben waren die Wege von Männern, Weibern und Kindern besetzt, die ihre Hände zum Himmel erhoben und Gott dankten, der ihnen einen Statthalter gesandt habe, von welchem überall so viel Gutes gesagt wurde. Sie brachten ihm Lebensmittel aller Art, sandten Abgeordnete an ihn ab, die ihn theils in ihrer eigenen, theils in spanischer Sprache bewillkommten. Als er nun in die Nähe der Stadt kam, da gingen die meisten Inwohner ihm entgegen, bezeigten ihm ihre Freude über seine glückliche Ankunft, und zwar in Ausdrücken, die zur Genüge bezeugten, wie sehr das Land eines Mannes von so edlem Charakter bedürfe.

Endlich langte er den eilften März an einem Sonnabend gegen neun Uhr früh zu Assumtion an, begleitet von einer großen Anzahl Officieren und Edeln, die ihm entgegen gekommen waren. Irala empfing ihn an der Spitze der Truppen, umgeben von den königlichen Verwaltern, Beamten und der ganzen Rathsversammlung. Er überreichte ihnen seine Bestallungsbriefe, die öffentlich vorgelesen wurden, worauf Irala ihn als königlichen Statthalter, und obersten Befehlshaber des Rio de la Plata bewillkommte. Dom Alvarez bestätigte ihn in der Würde eines königlichen Stellvertreters, und bestätigte eben so alle Gerichtspersonen in ihren Ämtern. Dieß alles geschah dem äußern Anschein nach mit größter Zufriedenheit aller Parteien; wahre Freude aber bezeigten nur die Soldaten und das Volk. Erst einen Monat hernach kamen die Spanier an, die auf den

Flößen waren eingeschifft worden. Es hatten Indier sie angefallen, die mit langen Stangen, welche vorne mit Haken besetzt waren, die Flöße hatten an's Ufer ziehen wollen; was ihnen auch sicherlich gelungen wäre, wofern nicht ein christlicher Kazike mit seinen Kriegern geeilt hätte, ihnen zu Hilfe zu kommen. Einige waren von diesen Wilden verwundet worden, und der Kazike nahm sie bei sich auf, und ließ ihrer sorglich pflegen, so daß alle gesund und wohlbehalten ankamen.

Dieß Ereigniß verherrlichte das weise Benehmen des Statthalters durch neuen Glanz. Denn man konnte sich nicht erwehren, seiner Weisheit und einem ganz besondern Schutz des Himmels es beizumessen, daß er durch ein so großes und von wilden Völkern bewohntes Land habe hindurchziehen können, und allenthalben Beweise der größten Achtung und Freundschaft von diesen Barbaren empfangen habe; indeß, sobald eine Abtheilung seiner Leute ihn nicht mehr an ihrer Spitze hatten, diese Indier gleich wüthigen Thieren nach ihrem Untergange gierten. Aber selbst Diejenigen, die sich nicht erwehren konnten, dieß zu erkennen, waren nicht in der Stimmung, sein edles Beispiel zu benützen, und wollten die Freundlichkeit, mit welcher diese Völker ihn aufnahmen, lieber einem Wunder zuschreiben als anerkennen, daß er solche seinen Tugenden verdanke, die sie nicht geneigt waren, nachzuahmen.

17.

Erste Anordnung und Vorkehrungen des Statthalters für die Verbreitung der christlichen Religion und die Sicherheit des Landes.

Erst zu Assumtion erfuhr Dom Alvarez, daß der Hafen von Buenos-Ayres verlassen sei; und es war seine erste Sorge, denselben wieder herzustellen. Er sandte vier leichte Kriegsschiffe nach einander dahin ab, und ließ nichts außer Acht, was nothwendig war, einen Posten in Vertheidigungsstand zu setzen, dessen große Wichtigkeit er erkannte. Hierauf wendete er seine vorzüglichste Aufmerksamkeit auf die Indier, unter welchen er sich befand; und da er überzeugt war, das untrüglichste Mittel, sie zu schmeidigen und in einem Bündnisse mit den Spaniern zu erhalten, sei, dieselben durch das Band der Religion mit ihnen zu vereinigen, traf er alle Anstalten dazu. Er berief also alle Priester und Ordensgeistlichen, die sich zu Assumtion befanden, und eröffnete ihnen, Seine Majestät lege ihnen die Verbreitung des Glaubens in diesen heidnischen Gegenden an's Gewissen; und ließ kirchliche Gewande, Schmuck der Altäre und heilige Gefäße unter sie vertheilen, von welchen er einen großen Vorrath mitgebracht hatte; auch gab er ihnen sein Wort, daß er sein ganzes Ansehen aufbieten würde, sie in allen Verrichtungen ihres Amtes zu unterstützen, und es ihnen an nichts fehlen zu lassen, was den Gottesdienst beträfe.

Man hatte schwere Klagen gegen die königlichen Verwalter und Beamten vor ihn gebracht, die unter dem Vorwande, die Abgaben für den Monarchen einzufordern, die Eingeborenen des Landes auf alle Weise plagten. Diesen Mißbrauch einzustellen, berief er eine Versammlung der Angesehensten des Landes, sowohl aus dem Geistlichen als aus dem Soldatenstande und den königlichen Beamten, auch fanden sich dabei die Kaziken mit ihren Missionär's ein. In dieser Versammlung nun erklärte er, die Absicht des Kaisers wäre, daß die Indier große Ehrfurcht gegen Diejenigen trügen, die ihr eigenes Vaterland verlassen, und sich entschlossen hätten, unter ihnen zu bleiben, um ihnen den Weg zum Himmel zu weisen. Und weil diesem Monarchen nichts so sehr am Herzen liege, als daß sie sowohl in diesem Leben glücklich würden als nach ihrem Tode die ewige Glückseligkeit erlangten, hätte er die gemessensten Befehle ertheilt, daß sie von Allen, mit welchen sie zu thun hätten, gut behandelt würden, und daß er sein eigenes Betragen nach dieser Vorschrift einrichten würde; nur versähe er sich, daß auch sie deßgleichen gegen die Spanier handeln, und von der abscheulichen Gewohnheit lassen würden, Menschenfleisch zu essen. Sie antworteten hierauf, er dürfe versichert seyn, daß sie gehorchen würden; und alle gingen, sowohl über seine gute Art als über sein Versprechen erfreut von dannen.

Hierauf war er bedacht, den frechen Übermuth einiger Völkerschaften zu bestrafen, die ohne Unter-

laß Feindseligkeiten gegen die Spanier ausübten; und er machte den Anfang mit den Agazen, die auf der Morgenseite des Paraguay oberhalb Assumtion wohnten. Diese Wilden, die zu allen Zeiten geschworene Feinde der Guarani's waren, hatten eine hohe Statur und waren ein räuberisches, meineidiges, wildes Volk, dessen Grausamkeit alles übertrifft was man davon sagen könnte. Zwar hatte man schon vor Ankunft des Dom Alvarez sie im Kriege überwunden und gezwungen, um Frieden zu bitten; doch waren sie fest entschlossen, denselben bei erster Gelegenheit wieder zu brechen, und hatten auch bereits ihre Streifzüge begonnen. Als sie aber erfuhren, es sei ein neuer Statthalter mit frischen Truppen angekommen, da ordneten sie drei ihrer Kaziken an ihn ab, ihm vollkommnen und unbegränzten Gehorsam zu geloben. Der erste Kazike fügte überdieß bei, nicht die Nation selbst habe den Krieg erneuert, sondern es wären dieß unbesonnene junge Leute gewesen, die man strenge dafür bestraft habe. Der Statthalter stellte sich an, als ob er ihnen dieß auf's Wort glaube, und nahm die Entschuldigungen der Nation, jedoch unter der Bedingniß an, daß sie die Guarani's in Ruhe ließen und keinem Vasallen des Kaisers lästig fielen; wo nicht, so würde er sie mit äußerster Strenge verfolgen. Auch forderte er von ihnen, daß sie alle Gefangenen zurückgeben sollten, die sie ihnen abgenommen hatten, und auch Diejenigen aus ihrer eigenen Nation, die dazu willig wären, nicht verhinderten, Christen zu wer-

den und in allem sich unterrichten zu lassen was sie wissen mußten, bevor sie den christlichen Glauben annähmen.

Während aber der Statthalter dahin arbeitete, das Land wirksam gegen heidnische Völkerschaften zu sichern, verlor er die dringende Nothwendigkeit keineswegs aus den Augen, den Bedrückungen der königlichen Beamten sich zu widersetzen, die Alles mit Abgaben belegten, und dadurch eine große Anzahl Privatpersonen in so großes Elend stürzten, daß manche kaum ihre Blöße bedecken konnten. Er begann damit, daß er den Dürftigsten, denen es am Nothwendigen fehlte, mit seinem eigenen Gelde zu Hilfe kam; dann hob er alle Auflagen auf, die man ohne rechtmäßige Gewalt eingeführt hatte; und da er vernahm, die königlichen Verwalter schmiedeten Anschläge gegen ihn, ließ er sie verhaften und befahl, ihnen den Prozeß zu machen.

18.

Zug wider die Guaycurrus. Dom Alvarez schlägt dieselben.

Unterdessen klagten die Guarani's und einige andere Völkerschaften, die den Spaniern sich unterworfen hatten, auf die bitterste Weise über die Guaycurrus. Er hörte ihre Klagen theilnehmend an; bevor er jedoch einen Beschluß faßte, wollte er wissen, ob diese Klagen gegründet wären, und gab einigen Geistlichen den Auftrag, die Sache zu un-

tersuchen. Ihr Bericht stimmte genau mit der Aussage der Bundesgenossen überein. In Folge dessen sandte er zwei dieser Priester mit fünfzig Soldaten zu den Guaycurrus und ließ ihnen sagen, er wäre sehr geneigt, in gutem Einverständniß mit ihnen zu leben, und sie in die Anzahl seiner Freunde aufzunehmen wofern sie sich als Vasallen der spanischen Krone erkennen und jene Indier in Ruhe lassen wollten, die dieß bereits gethan hätten; im Falle des Gegentheiles werde er sie wohl zwingen, sich ruhig zu verhalten.

Doch diese Wilden gaben den Abgeordneten zur Antwort, dieß würden sie nimmermehr thun; und sie wären auch fest entschlossen, ihre Feinde durch den Krieg aufzureiben; darum sollten sie sich auf der Stelle entfernen. Sie schoßen sogar einige Pfeile auf sie ab, wodurch mehrere Soldaten verwundet wurden. Dom Alvarez wollte diese Frechheit nicht unbestraft lassen und schiffte sich den zwölften Julius mit vier hundert Spaniern auf zwei Schiffen ein; und ihnen folgten zehn tausend Guarani's auf zwei hundert Flößen, um auf die westliche Seite des Flusses überzusetzen. Hierauf sandte der Statthalter eine Schaar Guarani's voran, um Kundschaft einzuziehen, wo und in welcher Stellung die Guaycurrus sich befänden. Diese brachten ihm die Nachricht, sie seien eben mit allen ihren Familien im Begriff zu ihren Wohnungen zurückzukehren, und pflegten ihrer Gewohnheit nach, der Jagd; wodurch sie abgehalten wären, große Tagreisen zurück zu legen.

Da ertheilte er Befehl, ihnen nachzufolgen, doch nicht zu schießen noch auch bei Nacht Feuer anzuzünden.

Am fünfzehnten wurde der Marsch in folgender Ordnung angetreten. Voran gingen einige Läufer, um über Alles, was sie entdeckten, Nachricht zu geben; hierauf folgten die Guarani's, die ein Heer bildeten, das eine Meile Weges einnahm. Sie hatten Helme mit großen Federn und über der Stirn Metalplatten, die, wenn die Sonne schien, großen Glanz von sich gaben. Die spanische Reiterei folgte ihnen in einiger Entfernung; hierauf kam der Statthalter an der Spitze des Fußvolkes; den Zug beschloßen Wägen, auf welchen indische Frauen mit allerlei Lebensmitteln saßen.

Am ersten Tage gegen Mittag kam ein Spion der Guaycurrus zu dem Statthalter und zeigte ihm an, die Guarani's hätten sich verabredet, sich zu entfernen. Diese Nachricht beunruhigte die Spanier, die den Überbringer derselben nicht kannten, noch auch für einen Spion hielten. Indessen wollte dennoch der Statthalter nichts hierüber gegen die Guarani's äußern, und da am Abend der Mond in vollem Lichte schien, befahl er den Marsch fortzusetzen, bedeutete jedoch den Spaniern sich schußfertig zu halten.

Es ward auf dem Wege, den man eingeschlagen hatte, ein kleiner dichter Wald wahrgenommen, und der Statthalter erachtete es rathsam, hier zu übernachten. Kaum hatten die Guarani's sich in den-

selben begeben, so lief ein Tiger, den man Anfangs nicht erkannte, zwischen ihren Füßen durch, wodurch sie in Unordnung geriethen. Die Spanier aber, die auf jene falsche Nachricht hin mißtrauisch gegen sie geworden waren, glaubten nun, sie bereiteten sich zum Aufbruch, oder aber sie anzugreifen, und gaben Feuer auf sie, wodurch mehrere aus ihnen verwundet wurden. Hierauf aber ergriffen alle die Flucht und eilten auf einen nahen Berg. Da nun die Spanier fortfuhren zu schießen, streiften zwei Kugeln das Angesicht des Statthalters, der vorangeeilt war, die Guarani's wieder in Ordnung zu bringen. Sein Geheimschreiber erzählt jedoch, es habe ein Spanier geflissentlich nach ihm gezielt, dem Dom Martinez de Irala einen Gefallen zu thun, dem es unerträglich fiel, nun unter den Befehlen eines Andern in einem Lande zu stehen, wo er früher selbst die höchste Gewalt ausgeübt hatte. So viel ist wenigstens aus Allem was er that, ersichtlich, daß er keinen Vorgesetzten über sich dulden konnte; und Viele waren sogar überzeugt, daß Dom Juan de Ayolas nur durch seine Schuld um's Leben gekommen war.

Indessen folgte der Statthalter den Guarani's auf den Berg, und als sie ihn ersahen, umringten sie ihn sogleich. Er aber beruhigte sie und sagte ihnen, die ganze Verwirrung käme von einem Tigerthier, und die Spanier, die gesehen hätten, daß sie flöhen, hätten sich eingebildet, sie wollten dieselben verlassen. Sie hingegen antworteten, sie wä-

ren der Meinung gewesen, die Guaycurrus wollten sie überfallen, und sie hätten diesen Berg nur darum erstiegen, um daselbst bessern Posten zu fassen, sich zu vertheidigen. Hierauf hielt Dom Alvarez eine Anrede an die Spanier und empfahl ihnen, den Guarani's keine Ursache zu Klagen und zu Mißtrauen zu geben; machte sie auch aufmerksam, daß es ihnen, wofern diese zahlreiche Nation sich wider sie erklärte, durchaus unmöglich sei, zu Assumtion sich zu behaupten; da es ihnen ein Leichtes wäre, mit den Guaycurrus sich zu vereinigen und alle Spanier zu vertreiben. Zugleich befahl er der Reiterei, sich an die Spitze des Heeres zu begeben; und es ward der Marsch bis zwei Uhr nach Mitternacht fortgesetzt; wo man Halt machte, ausruhte und sich erquickte.

Bald hierauf kam Einer der Spione des Statthalters und sagte ihm an, er habe die Guaycurrus verlassen, als sie eben sich gelagert hätten; diese Nachricht aber war ihm um so willkommner, als er gefürchtet hatte, diese Barbaren hätten etwa die Flintenschüsse, die Abends vorher gefallen waren, gehört und in Eile sich entfernt. Indessen wollte er, man sollte den Marsch fortsetzen, damit man bei Tagesanbruch dem Feinde gegenüber stehen könne; auch theilte er kleine Kreuze unter die Guarani's aus, die sie auf der Schulter oder auf der Brust tragen sollten, damit die Spanier im Handgemenge sie daran erkännten; ferner ließ er den Pferden das Maul mit Heu verstopfen, damit sie nicht wieherten, und befahl dann den Guarani's, die Guay-

currus anzugreifen; ihnen aber gleichwohl gegen den Berg hin einen Ausweg zu lassen, da er sie nicht zu gänzlicher Verzweiflung bringen und gleichsam nöthigen wollte, ihr Leben theuer zu verkaufen.

Es dauerte nicht lange, so hörte man sie ihre Trommeln rühren, bei deren Schall sie mit lauter Stimme riefen, sie böten allen Nationen der Erde Trotz, sie anzugreifen; denn wären sie auch in geringer Anzahl, so wären sie doch die tapfersten Helden auf Erden, Herren aller Bewohner derselben und aller Thiere. Also pflegen sie nämlich jegliche Nacht zu singen, wenn sie ihre Feinde in der Nähe vermuthen. Bei Anbruch des Tages kamen sie aus ihrem Lager hervor, bückten sich zur Erde nieder und ersahen plötzlich das christliche Heer. Bei diesem Anblick schrien alle mit lauter Stimme: »Wer seid ihr, die ihr es waget, uns in die Nähe zu kommen?« Ein Guarani antwortete ihnen in ihrer Sprache, sie kämen, die Indier zu rächen, die sie ermordet hätten. »Kommet nur her,« erwiederten sie hierauf, »es wird euch eben so ergehen!« Und bei diesen Worten warfen sie Feuerbrände unter die Christen, eilten dann in ihre Hütten, holten Bogen und Pfeile und fielen des Heer mit solcher Wuth an, daß die Guarani's erschüttert wurden.

Da befahl der Statthalter dem Dom Pedro de Barba, die Kanonen auf sie loszubrennen, und dem Dom Juan de Salazar mit der Infanterie vorzurücken. Er selbst stellte sie in Schlachtordnung, ließ die Trommeln rühren und gab mit dem Feldgeschrei:

Santjago! das Zeichen zum Angriff. Überall war er voran und hielt Jene zurück, die ihn bedecken wollten. Diese Unerschrockenheit, der Donner des Geschützes und der Anblick noch nie gesehener Pferde richtete ein solches Schrecken unter ihnen an, daß sie ihre Hütten in Brand steckten und sich in Eile gegen den Berg hin flüchteten, wo der Ausgang ihnen offen gelassen war. Ihre Anzahl bestand aus vier tausend Streitern. Da die Spanier während des Brandes der Hütten sich etwas zu weit voran gewagt hatten, wurden zwei derselben getödtet. Zwei der Guarani's waren gefangen genommen worden, und diesen hieben sie die Köpfe ab; was sie auch den Spaniern thaten, die sie getödtet hatten. Dom Alvarez verfolgte sie eine Zeit lang und tödtete derselben eine große Anzahl; endlich aber ließ er das Zeichen zum Rückzug geben, und begab sich, nach kurzer Ruhe, mit seinem ganzen Heere auf den Weg nach Assumtion zurück.

Er merkte indessen bald, daß eine Schaar Guaycurrus ihm nachsetzten, doch trieb er solche bald in die Enge; und die Spanier machten vier hundert Gefangene. Als nun kein Feind mehr hinter dem Heere sich sehen ließ, ward der übrige Theil des Marsches zur Jagd verwendet und die Spanier kamen mit Wildbret beladen, zu Assumtion an.

19.

Von wilden Völkerschaften, die theils den Spaniern sich unterwerfen, theils sich ihnen widersetzen. Eigenheiten und Gebräuche der Guaycurrus.

Dom Gonsalez de Mendoza, den der Statthalter während seiner Abwesenheit zum Commandanten der Stadt ernannt hatte, berichtete ihm bei seiner Ankunft, mehrere Indier verschiedener Nationen, die der Krieg, welchen er mit den Guaycurrus geführt, in Schrecken versetzt hätte, wären gekommen, sich anzufragen, ob man sie als Freunde aufnehmen wolle; und hätten sich sogar erboten, mit den Spaniern gegen alle ihre Feinde sich zu vereinigen; doch hätten diese Gesandtschaften ihn verdächtig bedünkt, und er hege sogar starke Vermuthungen, daß sie bloß in der Absicht gekommen wären, auszukundschaften, ob es nicht möglich wäre, die Stadt, während der größte Theil der Truppen im Felde wären, zu überrumpeln; und dieß habe ihn bewogen, die Abgeordneten zurück zu behalten. Dom Alvarez ließ dieselben herbeiführen, und hielt nach einer Ansprache mit ihnen die Zweifel des Mendoza für ungegründet. Er erzeigte dann gegen alle sich sehr freundlich, gab ihnen reichliche Geschenke mit und sagte ihnen, er nehme gern alle zu Freunden und Vasallen des Kaisers auf, die mit seinen Bundesgenossen in Frieden leben wollten.

Anders verhielt es sich jedoch mit den Agazen, über welche Mendoza schwere Klagen führte. Da

diese meineidigen Wilden geglaubt hatten, die Stadt sei ohne Vertheidigung und Besatzung, waren sie noch in derselben Nacht, wo das Heer fortgezogen war, aufgebrochen, sie in Brand zu stecken. Doch hatten sie sich, alsbald zu den Waffen gerufen ward, zurückgezogen, aber eine große Verwüstung in den Wohnungen der Guarani's angerichtet. Dom Alvarez hierüber entrüstet, ließ sogleich die Geißeln henken, die sie ihm gegeben hatten, als er ihnen den Frieden bewilligte, und verschob die Bestrafung ihres Treubruch's auf eine andere Zeit. Weiser denn diese waren die Yapuruez, ein umherstreifendes Volk, das in der Nähe der Guaycurrus sich aufhielt und den Spaniern nicht minder lästig war. Sie warteten nämlich nicht, bis man zu ihnen kam und sie zurecht wies; sondern sie baten um Frieden, unterwarfen sich allen Bedingnissen und verblieben seitdem immer ruhig.

Es hatte aber die Niederlage der Guaycurrus den Muth dieser stolzen und zahlreichen Nation nicht dergestalt gebeugt, daß man hätte versichert seyn können, sie würden ein ander Mal nicht wieder einen Krieg anfangen, sobald sie nur eine gute Gelegenheit dazu ersähen. Deßhalb wollte Dom Alvarez ein für alle Mal dieser Sorge sich entledigen. Da er jedoch nicht leicht daran verzweifelte, zumal Diejenigen durch Güte zu gewinnen, denen er gezeigt hatte, daß er mächtig genug sei, sie durch Gewalt zu bezwingen, wollte er das erste dieser beiden Mittel erwählen, bevor er das zweite anwendete. Er ließ

sich also vor Allem die Guaycurrus herausgeben, die in den Händen der Guarani's waren und erklärte denselben, Seine Majestät gestatte nicht mehr, daß die Kriegsgefangenen Sclaven seyn sollten; und fügte auch bei, daß er wen immer, der dieß Verbot überträte, mit größter Strenge bestrafen würde. Da er nun seinen Blick zu Denjenigen wendete, die man ihm vorgeführt hatte, ersah er darunter Einen, dessen Gestalt und Gesichtsbildung ihm gefielen; und er gab ihm den Auftrag, seiner Nation zu sagen, daß er noch immer sehr geneigt wäre, sie gegen die Bedingnisse, die er ihnen gleich Anfangs gesetzt habe, als Freunde aufzunehmen. Dieser Mann richtete seinen Auftrag genau aus; und die ganze Ortschaft kehrte mit ihm zurück, den Statthalter aufzusuchen. Als sie am Ufer des Flusses erschienen, sandte Dom Alvarez ihnen Kähne; und es traten die Angesehensten aus ihnen, zwanzig an der Zahl in dieselben und begaben sich zu ihm. Er nahm sie freundschaftlich auf, und Derjenige, der das Wort zu führen hatte, sagte ihm, seine Nation habe mit allen andern Kriege geführt, und sie immer überwunden; weil aber die Spanier noch tapferer wären als selbst die Guaycurrus, so käme er auch im Namen Aller und erkläre sich für besiegt; er könne ihnen also befehlen was immer er wolle, und dürfe auf Gehorsam rechnen. Er fügte noch bei, die Guarani's hätten es nie gewagt, sie allein anzugreifen; doch wollten sie aus Achtung für ihn, künftighin friedlich mit ihnen leben.

Dom Alvarez antwortete ihm, er sei in dieß Land gekommen, alle Inwohner desselben dahin zu vermögen, daß sie die einzige wahre Religion annähmen; sie zu guten Unterthanen des Kaisers zu bilden, und einen dauerhaften Frieden unter den verschiedenen Völkerschaften zu stiften; wollten sie nun verheißen, diesen Frieden niemals zu stören, so würden sie bei ihm allen möglichen Schutz und alle Freundschaft finden, die sie nur immerhin verlangen könnten; auch wolle er ihnen ihre Gefangenen zurückgeben, die er und seine Bundesgenossen gemacht hätten. Er übergab ihnen auch sogleich Diejenigen, die er zu Assumtion gefangen hielt, und sie wurden hierüber so hoch erfreut, daß sie dem Kaiser ewige Treue schworen. Hierauf gab er ihnen Geschenke in großer Menge und entließ sie sehr vergnügt über Alles, was er ihnen gesagt hatte und mehr noch über seine freundliche Begegnung.

Da in der Folge noch öfter von dieser Völkerschaft die Rede seyn wird, wollen wir hier etwas Weniges von ihren Sitten und Gebräuchen sprechen. Sie zerfallen in drei Hauptstämme, die zusammen einen großen Theil des Landes bewohnen; der Charakter aller aber stimmt darin überein, daß sie hart, raubgierig, wild, roh, gefräßig und sehr feindselige Nachbarn sind. Die Trunkenheit ist eines ihrer Hauptlaster, und dieß benimmt auch die Hoffnung, sie je vollkommen zu bezähmen. Oft sind sie plötzlich da, wenn man dessen am wenigsten sich versieht, und sind so verwegen, daß sie die Beute, die

sie an Einem Orte gemacht haben, am Andern wieder verkaufen. Gewöhnlich gehen sie nackt, außer wenn, was jedoch in diesem Lande selten der Fall ist, eine strenge Kälte eintritt; denn in diesem Falle tragen sie Mäntel mit Kappen aus Thierhäuten, die sie aber ohne viele Umstände gegen Wein oder Branntwein vertauschen. Sie bemalen ihren Leib; doch ist die Farbe je nach dem Alter verschieden; die Knaben werden bis in ihr vierzehntes Jahr schwarz, dann roth bemalt. Den Mädchen wird nicht ein einziges Haar auf dem Haupte, den Knaben aber nur so viel gelassen, daß sie einen leichten Schopf daraus bilden können. Ohren und Lippen werden durchlöchert und mit falschem Geschmeide geziert; da man nun auch noch die Haare an den Augenbraunen ausreißt, damit sie, ihrer Aussage nach ein schärferes Gesicht erhalten, flößt ihr ganzer Anblick ein Entsetzen ein, an das man sich nicht gewöhnen kann.

Sie haben weder Achtung noch Liebe für ihre Ältern; doch haben alle Ehrfurcht vor dem Kaziken, der als unumschränkter Herr gebietet, und dessen Befehle immer befolgt werden. Seine Würde ist erblich. Er wohnt immer mitten in der Ortschaft, und bei ihm sind die Waffen hinterlegt. Mit sechzehn Jahren werden die Knaben zu Kriegern, und mit zwanzig zu Veteranen ernannt; wobei sie jedoch ein sehr schmerzliches Rigorosum überstehen müssen. Überhaupt ist die Kriegszucht sehr strenge bei ihnen; und sowohl im Krieg als im Frieden sind allenthalben Schildwachen ausgestellt, damit sie nie überrum-

pelt werden. Ihre gewöhnlichen Waffen sind Bogen und Pfeile, doch haben sie derselben auch andere. Sie treffen sehr richtig; und ihre Belustigungen bestehen auch großen Theils darin, daß sie sich im Schießen üben. Es vergeht kein Jahr, wo sie nicht irgend eine Völkerschaft bekriegen; nichts von den Händeln zu sagen, die sie beständig mit den Spaniern haben; denn können sie sich auch gegen das Musketenfeuer nicht wehren, so geben sie den Spaniern dennoch durch ihre vielfältige Arglist vollauf zu thun.

Bei dem Tode vornehmer Personen unter ihnen werden immer eine gewisse Anzahl Männer und Weiber erwürgt, dieselben in die andere Welt zu begleiten; und es erbieten sich selbst immer eine Menge freiwillig dazu; um so vielmehr ist dieß der Fall bei dem Tod der Kaziken, der noch durch viele andere traurige und schaurige Ceremonien geehrt wird. Die Vielweiberei ist bei ihnen unbekannt; Doch sind auch ihre Ehen kaum Ehen zu nennen; denn sie trennen sich ohne Umstände von einander, sobald sie einander nicht mehr gefallen; auch haben sie keinen Begriff von der Schamhaftigkeit, und Dinge, die sonst der dichteste Schleier verbirgt, werden bei ihnen öffentlich getrieben. Mädchen, die vor der Ehe schwanger werden, vertreiben die Kinder oder tödten dieselben alsbald nach der Geburt. Sehr hart ist das Loos der Weiber; denn sie werden als Sclavinnen behandelt und haben keinen Augenblick Ruhe. Übrigens erkennen sie keine andere Gottheit

als den Mond und das Gestirn des großen Bären, denen sie jedoch keine Verehrung erweisen. Da sie keinen Feldbau kennen, leben sie nur von der Jagd und von der Fischerei. Alles schmeckt ihnen gut; sie essen Löwen, Tiger, Bären, Schlangen und Nattern, wenn sie auch noch so giftig sind. Man glaubt, daß diese Nahrungsmittel, weil sie von Jugend auf sich daran gewöhnen, ihnen nicht mehr schaden. Überdieß haben auch alle Süd-Amerikaner einen sehr hitzigen Magen.

20.

Dom Alvarez besiegt die Agazen und andere Völker. Rückkehr der Spanier von der St. Katharinen Insel. Unglücksfälle.

Nachdem also dieser Krieg beendiget war, richtete Dom Alvarez seine ganze Aufmerksamkeit dahin, den Spaniern zu helfen, die er von der St. Katharinen Insel nach Buenos-Ayres gesandt hatte, und er ließ in dieser Absicht, unter den Befehlen des Gonsalez de Mendoza, zwei leichte Kriegsschiffe dahin absegeln, die mit Kriegs- und Mundvorrath aller Art versehen und mit hundert Mann besetzt waren. Hierauf sandte er ein kleines Corps seiner Leute gegen die Agazen aus, die plötzlich überfallen wurden und eine bedeutende Niederlage erlitten. Die Gefangenen, vierzehn an der Zahl, ließ er allsogleich henken. Diese Strenge wirkte; die ganze Völkerschaft flehte den Statthalter um Gnade an und ließ sich alle Bedingnisse gefallen; denn seine

große Tapferkeit flößte diesen Vökern eben so große Furcht ein als sein friedseliges Betragen sie mit Hochachtung für ihn erfüllte. Er hatte nämlich kurze Zeit vorher auch eine andere Völkerschaft der Indier, die den Dom Garcias erschlagen und seinen Schatz geraubt, überdieß aber den Statthalter zu gerechtem Zorn gereitzt hatte, mit so gewaltigem Erfolg bekriegt, daß derselben drei Tausende auf dem Kampfplatze geblieben waren, und vier Tausende gefangen genommen wurden. Doch ward seine Freude über diesen glänzenden Sieg durch ein Ereigniß vergällt, daß wir hier nicht übergehen wollen.

Es langten nämlich am zwanzigsten December vier Fahrzeuge im Hafen zu Assumtion an, die Estopinan de Vaca, sein Vetter, mit allen Spaniern herbei führte, die er von der St. Katharinen Insel nach Buenos-Ayres überschifft hatte. Er berichtete dem Statthalter, sie hätten daselbst im Hafen ein Schreiben empfangen, unterzeichnet von Dom Irala und Alonzo Cabrera, das den Befehl enthielt, den Hafen alsbald zu räumen, weil man täglich Gefahr liefe, daselbst entweder zu verhungern oder von den Pfeilen der Indier zu sterben. Er fügte diesem Bericht noch bei, fünf und zwanzig Spanier hätten sich bereits auf die brasilianische Küste geflüchtet; und wäre er mit seiner Hilfe nur um Einen Tag länger ausgeblieben, so hätten alle entweder auf die eine oder auf die andere Weise umkommen müssen; seine Ankunft aber habe die Inwohner in etwas getröstet; auch habe er Maßregeln getroffen,

die Lage der Stadt zu ändern, und die Spanier bis an die Mündung des Flusses St. Johann zu führen; da aber indessen der Winter herbeigekommen, und alle Flüsse ausgetreten wären, habe er keinen bessern Rath gewußt als seine Leute sammt allen Inwohnern von Buenos-Ayres nach Assumtion zu bringen.

Mendoza, der, wie wir gesehen, vor Kurzem abgesegelt war, war noch unglücklicher gewesen und mußte weit größere Gefahren bestehen. Er verlor nämlich am ein und dreißigsten December eines seiner Fahrzeuge, das mit Lebensmittel beladen war, durch einen Schiffbruch, wobei ein großer Theil der Mannschaft um's Leben kam; das Schiff, auf dem er selbst sich befand, war zwar mit einem Seil an einen Baum festgebunden, der am Ufer stand, doch ein Erdbeben, das um die nämliche Zeit entstand, entwurzelte den Baum, warf ihn auf das Schiff und wendete dasselbe um. Das Nämliche widerfuhr auch andern zwei Schiffen, und vierzehn Personen beider Geschlechter wurden theils erschlagen, theils ertränkt. Nur mit äußerster Mühe war es dem Mendoza gelungen, den Hafen von Assumtion zu erreichen, wo er bald Zeuge eines noch traurigeren Ereignisses war; denn kurze Zeit hernach kam durch die Unvorsichtigkeit einer indischen Magd Feuer aus, das die ganze Stadt in Asche legte. Nur die Großmuth des Statthalters half dem äußersten Elende ab; er kleidete die Nackten, ließ bei den Indiern für sein eigenes Geld Lebensmittel herbeischaffen und traf sol-

che Vorkehrungen, daß die Häuser in unbegreiflicher Schnelligkeit hergestellt wurden.

21.

Neue Entdeckungsreisen des Dom Irala und des Statthalters.

Nachdem alle diese Unglücksfälle gehoben waren, beschloß der Statthalter, wie dieß ihm ausdrücklich aufgetragen war, den Lauf des Flusses Paraquay zu erkennen und demselben bis zu seinem Ursprung nachzugehen. Er war zwar Willens, dieß in eigener Person zu thun; da aber seine Gegenwart für den Augenblick nothwendiger als je zu Assumtion war, wollte er dieß Unternehmen vor der Hand durch einen dazu geeigneten Mann beginnen lassen, und hierzu bedünkte ihn der Stellvertreter, der ihm vom Könige beigegeben war, Dom Irala, der Fähigste aus Allen. Er wußte, daß derselbe ein entschlossener Mann war; und war übrigens auch froh, bei dieser Gelegenheit einen ehrbaren Vorwand zu finden, ihn von Assumtion zu entfernen. Er sagte ihm daher, er kenne Niemand, der zur Ausführung eines Unternehmens geeigneter wäre, das dem Kaiser ungemein am Herzen liege, und gab ihm sein Ehrenwort, daß er diesen Dienst bei dem Monarchen mit großem Lob würde geltend machen.

Irala schien bei diesem Beweis der Achtung seines Oberbefehlshabers gerührt und fand auch drei wohl ausgestattete Schiffe mit neunzig Spaniern und einer großen Anzahl Indier bemannt, und über-

Bayerische Staatsbibliothek München

dieß Lebensmittel in reichlicher Fülle. Dom Alvarez empfahl ihm vorzüglich, dem Ursprung des Flusses so sehr nur möglich nahe zu kommen; wofern es ihm nicht möglich wäre, bis dahin selbst zu gelangen; ferner, genaue Kundschaft einzuziehen, was für Völkerschaften seine Ufer umwohnten; dann je zuweilen Indier mit einigen Spaniern in das Innere der Länder zu senden; und sogar wenn anders möglich, bis nach Peru vorzudringen, weil er mit Dom Christoph Vaca de Castro, dem Statthalter daselbst überein gekommen wäre, einen Versuch zu machen, ob sich nicht eine Verbindung zwischen diesem Reiche und dem Paraguay zu Stande bringen ließe.

Endlich reiste er am 20. November des Jahres 1542 ab. Er legte, seiner Rechnung nach, zwei hundert fünfzig Meilen zurück, bevor er an den See Xarayes kam, bei dessen Einfahrt er auf der Abendseite einen Hafen entdeckte, den er, weil es eben am Fest der Erscheinung Christi war, den Dreikönigshafen nannte. Hier erholte er sich einige Zeit, ließ seine Schiffe mit genugsamer Mannschaft zurück und begab sich mit seinen übrigen Leuten auf den Weg gegen Westen hin. Auf diesem Zuge traf er einige Völkerschaften, die sehr viel gearbeitetes Gold und Silber hatten; doch konnte er nicht von ihnen erfahren, woher sie dasselbe geholt hätten. Bei seiner Rückkehr versicherte er den Statthalter, es wäre ein Leichtes, auf jenem Wege nach Peru zu kommen; nur müßte man besser als er es damals war, im

Bayerische Staatsbibliothek München

Stande seyn, den Indiern die Spitze zu bieten, die man in diesen Gegenden überall anträfe.

Diesem Bericht und auch den Nachrichten anderer Officiere zu Folge, beschloß Dom Alvarez, die nämliche Reise zu thun, die Irala bereits gethan hatte, und so nahe an Peru zu kommen als es nur möglich wäre. In dieser Absicht hatte er bereits zehn leichte Kriegsfahrzeuge erbauen lassen, die er nun in Eile ausrüsten und bewaffnen ließ; und er wollte eben sich zu Schiffe begeben, als er plötzlich eine Verschwörung entdeckte, welche die königlichen Beamten wider ihn angesponnen hatten, deren Prozeß er bereits im vorigen Jahre hatte einleiten lassen; die er aber aus natürlicher Güte seines Gemüthes ihres Gefängnisses wieder entlassen hatte. Er sah nun freilich den Fehler ein, den er dadurch begangen, daß er Vergehungen dieser Art nur mit halber Strafe belegt hatte, und ließ sie auf's neue verhaften. Um aber seine Reise nicht länger zu verschieben, die ein Criminal-Prozeß nothwendig verspätet hätte, entließ er sie abermal gegen Bürgschaft und trennte sie von einander; was er in der Folge Ursache genug zu bereuen hatte. Hierauf erwählte er zu seiner Begleitung den Factor Pedro de Orantez und den Schatzmeister Philippo de Carceres; bestellte, da sein Stellvertreter Dom Irala anderwärts beschäftigt war, den Dom Juan Salazar zum Commandanten in Assumtion, und am Geburtsfeste der allerseligsten Jungfrau, deren Kirche er, nach dem Brande, auf eigene Unkosten hatte wieder erbauen lassen und wo-

bei er selbst als Handlanger mitgearbeitet hatte, schiffte er sich mit zwei hundert Spaniern ein, und empfahl noch vor seiner Abreise dem Dom Salazar sehr dringend, daß er bei seiner Rückkehr ein leichtes Kriegsschiff bereit hielte, das dann ungesäumt nach Spanien absegeln könne.

Zwölf hundert Guarani's, der Kern der Krieger dieses Volkes, folgten ihm in Kähnen; und damit er die Indier dahin stimmte, den Spaniern unverbrüchliche Treue zu halten, theilte er in allen Wohnorten derselben, die er an dem Ufer des Flusses antraf, reichliche Geschenke aus. Sie verhießen es ihm auch, und hielten redlich Wort. Indessen schifften die beiden erwähnten Officiere sich nicht mit ihm ein; denn er hatte ihnen den Befehl ertheilt, ihre Reise mit zwei hundert Spaniern und eben so vielen Indiern zu Lande zu thun, und ihn in dem Hafen Lichtmeß zu erwarten. Die Flotte lief am zwölften in diesen Hafen ein, und sie maßen daselbst die Höhe, und fanden zwei und zwanzig Grad, vierzig Minuten der Breite.

Auf dieser Höhe pflegt der Fluß, wenn die Sonne im Wendekreis steht, so stark anzuschwellen, daß er auf beiden Seiten das Land über hundert Meilen weit überschwemmt, und daß an einigen Orten die Kähne über die höchsten Bäume hinfahren. Und dieß dauert vier Monate, da die Gewässer erst im Monat März sich verlaufen; wo sie dann auf dem trockenen Boden eine Menge Fische zurücklassen, welche verfaulen und die Luft anstecken. Ist aber das Erd-

reich ganz vollkommen trocken geworden, dann kommen die Indier, leben von Fischen, die sie in reichlicher Menge in dem Flusse finden und bringen die Zeit in Belustigungen hin.

Dom Alvarez traf auch derselben viele daselbst; gestattete aber seinen Leuten keinen Verkehr mit ihnen; als jedoch Einige aus ihnen zu ihm kamen, erzeigte er ihnen große Freundlichkeit und machte ihnen Geschenke. Am fünf und zwanzigsten October bemerkte man, daß der Fluß zur Linken sich in drei Arme theile, von welchen der mittlere gleich einem großen See erschien. Etwas weiter hinauf vereinigten diese drei Arme sich abermal, und da die Flotte ihren Weg fortsetzte, bemerkte man auf eben derselben Seite einen Fluß, in den so viele andere sich ergießen, daß sie zusammen eine Art Labyrinth bilden, aus welchem sogar die Indier, die daselbst zu Hause sind, sich kaum herausfinden können. Sie nennen diesen Fluß Iquatu, was so viel bedeutet als das gute Wasser. Dom Alvarez wagte sich hinein, ließ einige Kreuze darin aufrichten, um Denjenigen, die ihm folgten, dadurch zu bezeichnen, welchen Weg sie nehmen sollten. Am achten November kam er, nachdem er zuvor auf allen diesen Flüssen auf und nieder gefahren war, eine Stunde vor Tag, wieder in den Fluß, mehreren sehr kahlen und hohen Bergen gegenüber, die röthlichter Farbe und gleich einer Glocke gestaltet waren; und man versicherte ihn, man fände daselbst weißes Metall. Von dort mußte man, um in den Dreikönigshafen zu kommen, sich in das Wasser be-

geben und die Schiffe einen Bogenschuß weit mit Hilfe der Arme in die Höhe heben, weil das Wasser sehr seicht war.

22.

Fortsetzung. Frommer Eifer des Statthalters. Von der Paradies-Insel im See Xarayes. Die Soldaten des Statthalters wollen daselbst verbleiben.

Als der Statthalter in diesen Hafen kam, fand er daselbst eine große Anzahl Indier, die ihn mit großer Ungeduld erwarteten und die lebendigste Freude bezeigten, ihn zu sehen. Er begegnete ihnen sehr liebreich; und da er erfuhr, daß sie Götzen anbeteten, was man bis dahin bei keiner aus den Völkerschaften dieses Landes bemerkt hatte, empfahl er den Weltpriestern und Ordensgeistlichen, die ihn begleiteten, nichts außer Acht zu lassen, um sie zu belehren und zur Erkenntniß des wahren Gottes anzuziehen. Er selbst sprach über das Unvermögen dieser blinden und tauben Gottheiten, und war so glücklich, sie dahin zu bewegen, daß sie dieselben in's Feuer warfen; wiewohl sie dieß nur sehr schwer thaten, weil sie fürchteten, die bösen Dämonen würden sie mißhandeln. Hierauf ließ er ein Kreuz aufrichten und eine Capelle bauen, wo die Messe mit großer Feierlichkeit gelesen ward; was diese Indier wieder beruhigte und tröstete. Dann nahm er im Namen der spanischen Krone Besitz von dem ganzen Lande. Es war im ganzen Umfang dieser Provinz kein Punct, wo es für die Spanier von größerem Nutzen gewesen wäre, eine

Niederlassung zu begründen, und nichts haben sie so sehr vernachlässigt; wie die Folge dieser Geschichte zeigen wird. Als Dom Alvarez wahrnahm, diese Völkerschaften sähen es nicht gern, daß die Spanier in ihre Wohnungen sich eindrängten, verbot er es ihnen unter schwerer Strafe. Dieser Hafen der drei Könige liegt beim Eingang des Sees Xarayes, den Inseln Orejones gegenüber, an der Abendseite des Sees.

Die Inwohner der Umgegend treiben Feldbau, pflanzen Manioc und säen Maïs aus, von welchem sie jedes Jahr zwei Ernten gewinnen; auch haben sie treffliches Obst von verschiedener Gattung. Die Jagd und die Fischerei versorgt sie reichlich mit Wildbret und Fischen. Sie ziehen auch Gänse; doch nicht sowohl um sie zu essen als von den Grillen sich zu befreien, deren Gezirp sie betäubt; und halten Hühner, die sie Nachts in ihre Zimmer einsperren, um sich gegen gewisse sehr große Fledermäuse zu schützen die sehr gefährlich sind; wie Dom Alvarez dieß auf eine höchst unangenehme Weise an sich selbst erfuhr. Denn da er einst in seinem Schiffe schlief und einer seiner Füße entblößt war, biß eine dieser Fledermäuse ihn in die große Zehe, ohne daß er darüber erwachte, und streifte die Haut davon ab, wodurch das Blut so reichlich floß, daß sein ganzes Bett davon gefärbt ward.

Mitten in dem See Xarayes, wo der Dreikönigshafen sich befindet, liegt eine Insel, die ihren Namen von einer Völkerschaft erhielt, aus welcher

zur Zeit der Eroberung von Peru, mehrere sich dahin geflüchtet hatten. Diese Insel mißt dreißig Meilen in der Länge und zehn in ihrer größten Breite. Den Namen Paradies-Insel, den sie bis auf den heutigen Tag führt, erhielt sie wahrscheinlich von den Spaniern, die damals unter der Anführung des Dom Alvarez dahin kamen. Wenn Alles wahr ist, was die verschiedenen Nachrichten von dieser Insel erzählen, so ist sie dieses Namens allerdings würdig. Denn wiewohl sie unter der heißen Zone zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Breitengrade liegt, so ist dennoch das ganze Jahr hindurch die Luft daselbst sehr kühl und frisch; was von gewissen Winden herkommen mag, die täglich regelmäßig zu gewissen Stunden wehen; und von der großen Anzahl Bäche, welche dieselbe durchfließen. Das Erdreich bringt, ohne daß man dasselbe anbauen darf, die herrlichsten Früchte hervor; und kaum wird ein Unterschied zwischen den Jahreszeiten wahrgenommen; weßhalb man auch das ganze Jahr hindurch säen und ernten kann. Auch der Charakter der Inwohner stimmt sehr zur gemäßigten Luft, welche sie einathmen. Sie pflanzen keine Weinstöcke; doch bereiten sie Wein aus Honig. Das Wildbret bietet dem Jäger gleichsam sich selbst dar, und kaum auch hat man das Fischergarn in den See getaucht, so ist auch dasselbe bereits voll der Fische. Der Dreikönigshafen liegt nur eine Stunde davon entfernt. So viele Vortheile reizten die Spa-

nier zu verlangen, daß man hier eine Niederlassung errichten sollte.

Abgesehen aber von der Schönheit des Ortes und der Lieblichkeit des Clima, hätten wohl noch andere Gründe den Statthalter bestimmen sollen, denselben zu befestigen und eine Besatzung daselbst zu lassen. Nichts war geeigneter, eine Correspondenz zwischen dem Paraguay und Peru zu errichten, die dem Statthalter so sehr am Herzen lag; und wir werden in der Folge sehen, wie theuer Spanien es im Paraguay selbst bezahlte, daß es einen Posten von so großer Wichtigkeit außer Acht gelassen hatte. Auch war Dom Alvarez zu weise, um nicht einzusehen, wie nothwendig es sei, desselben sich zu versichern; allein er hatte nicht mehr Leute als er brauchte, die Entdeckungen zu machen, die er seinem Auftrag gemäß zu machen hatte; und konnte auch aus Assumtion nicht mehr Leute beziehen, als er derselben bereits mitgenommen hatte. Es fingen aber die Soldaten und zumal die Veteranen gewaltig zu murren an, als sie sahen, daß Anstalten getroffen wurden, diese paradiesische Gegend zu verlassen. »Was laufen wir,« sprachen sie, »ohne Unterlaß in wilden Ländern umher, erschöpfen uns vor Müdigkeit und schweben in beständigen Gefahren, ohne etwas Sicheres zu haben? — Was suchen wir in Wildnissen, auf Gebirgen und in überschwemmten Ländern, wo wir nur Menschenfresser antreffen? — Oder können wir etwa bei dem Anblick unsrer Gefährten, die uns jeden Tag durch die Pfeile die-

ser Wilden oder durch Krankheiten entrissen werden, anderes als ein ähnliches Loos erwarten? — Seien wir klug durch ihren Schaden, und laufen wir nicht eingebildeten Schätzen nach, die gleichsam vor uns fliehen; sondern genießen wir was die Vorsehung uns hier anbietet!«

Indessen waren dennoch Einige unter ihnen, welche erachteten, man sollte die Hoffnung nicht aufgeben, irgend ergiebige Minen und einen Weg nach Peru zu entdecken; doch dachten auch sie gleich den Übrigen, daß man im Dreikönigshafen eine Niederlassung gründen sollte, um die Communication mit diesem Königreiche zu erleichtern. Alle kamen demnach überein, den Statthalter dahin zu bewegen, daß er ihre Bitte bewilligte. Es sprachen also die Ältesten im Namen aller Übrigen mit ihm; er aber, nachdem er sie ruhig angehört hatte, antwortete und sprach mit einigem Unwillen: »Sind denn dieß Spanier, die also sprechen? Haben wir denn unser Vaterland verlassen und sind so weit gegangen, um hier ein weichliches und müßiges Leben in der Verborgenheit zu führen? Dieß hätten wir wohl auch in unserer Heimath finden können. Es dedünkt mich, als hörte ich Kinder, die, um Äpfel aufzuheben, Schätze fahren lassen, deren Werth sie nicht kennen. Der Kaiser, unser Herr, hat uns in diese neue Welt gesandt, damit wir ihm Provinzen erobern und den Besitz der Schätze sichern, die in ihrem Schooße verborgen liegen; und müßten wir noch größere Beschwerlichkeiten ertragen, ja sollte es uns

sogar das Leben kosten, so fordert unsre Pflicht und unsre Ehre, daß wir dem Vertrauen des Monarchen entsprechen. Ich kenne meine und eure Pflichten; ich bin euch ein gutes Beispiel schuldig, und ihr werdet demselben nachkommen, wenn anders ihr des Namens werth seid, den ihr führet.«

23.

Aufruhr einiger indischer Völkerschaften. Abermalige Entdeckungsreisen des Statthalters. Feindseligkeiten der königlichen Beamten gegen ihn. Der Schlangentempel. Weisheit des Dom Alvarez. Rückkehr des Fernando de Ribera. Sonderbares Abenteuer desselben.

Während dieser Zeit kam Mendoza mit dem Rest der Flotte an und brachte dem Statthalter die Nachricht, die Guaropo's, mit welchen er, seiner Meinung nach, einen dauerhaften Bund geschlossen hatte, hätten das Kriegsschiff des Hauptmanns Augustin de Campos überfallen, fünf Spanier wären dabei auf der Stelle getödtet worden, und Juan de Bolannos, der sich habe durch Schwimmen retten wollen, sei ertrunken. Auch hätten diese meineidigen Indier sich mit allen Völkerschaften in der Nähe des Dreikönigshafens beredet, mit ihnen sich zu vereinigen, die Christen auszurotten, welche weder Kraft noch Muth genug hätten, ihnen zu widerstehen, und es sei eine allgemeine Verschwörung aller dieser Völkerschaften zu besorgen. Indessen kehrten gleichwohl auch andere Officiere, die er ausgesandt hatte, die Xarayes zu einem Bündnisse ein-

zuladen, mit der freudigen Nachricht zurück, sie seien daselbst gut aufgenommen worden, und der Kazike habe großes Verlangen, den Statthalter zu sehen, von dem er so viel Gutes gehört habe; ja er habe ihnen sogar einen Dollmetscher mitgegeben, der das Land auf dieser Seite genau kenne, und auf seinen Entdeckungsreisen ihm von großem Nutzen seyn würde.

Diese Xarayes wohnten in einiger Entfernung von dem See, der ihren Namen führt; wiewohl auch noch einige andere Völkerstämme ihre Wohnplätze in der nämlichen Gegend aufgeschlagen hatten. Sie selbst waren eine gutmüthige, Ackerbau treibende Völkerschaft, die den Spaniern sehr ergeben war. Es nahm also Dom Alvarez das Anerbieten des Kaziken an, vertraute seine Schiffe dem Juan de Romero zur Aufsicht an und begab sich mit hundert Spaniern und zwei hundert Guarani's auf den Weg gegen Westen hin. Mit unbeschreiblichen Mühen und Gefahren drang er durch unwegsame und unwirthliche Gegenden beinahe bis zu den Gränzen von Peru vor; und wäre auch ohne Zweifel bis in dieß Königreich selbst gekommen, wofern nicht die königlichen Beamten, die Officiere und Geistlichen seines Gefolges ihm abgerathen hätten, mit so unsichern Wegweisern weiter vorzudringen; zumal da unablässig Gefahren mit Gefahren abwechselten. Nahe bei den Gränzen von Peru brachten ihm auch seine Läufer die Nachricht, sie hätten gegen fünf tausend wohl bewaffnete streitbare Männer aus ei-

ner Ortschaft ziehen sehen, die, wie es schiene, die Absicht hätten, ihn anzugreifen. Wirklich hatte der Statthalter kaum eine solche Stellung genommen, daß er nicht konnte überfallen werden, so kamen sie in Schlachtordnung angezogen. Als sie aber die treffliche Ordnung der Spanier sahen, da zerstreuten sie sich, nahmen die Flucht wohin sie konnten, und ließen die Ortschaft ohne Vertheidigung.

Es zogen also die Spanier ohne Widerstand in dieselbe ein und zählten daselbst acht tausend Hütten, in deren Mitte ein Thurm sich erhob, der aus Holz erbaut, oben pyramidenförmig zugespitzt und ganz mit Rinden von Palmbäumen bedeckt war. Es war dieß die Wohnung und der Tempel einer ungeheuern Schlange, welche die Inwohner als eine Gottheit verehrten und mit Menschenfleisch nährten. Sie war dick gleich einem Ochsen, maß fünf und zwanzig Fuß in der Länge und hatte einen ganz außerordentlich dicken Kopf und kleine, funkelnde Augen. Wenn sie den Rachen aufsperrte, sah man darin zwei Reihen krumm gebogener Zähne. Die Haut ihres Schweifes war glänzend, der übrige Theil ihres Leibes aber mit großen runden Schuppen bedeckt. Die Indier wollten gegen die Spanier behaupten, dieß Ungeheuer gebe göttliche Orackelsprüche. So viel ist gewiß, daß sie bei dem ersten Anblick desselben vom Entsetzen ergriffen wurden, und noch größer ward ihre Furcht, als sie nach einem Musketenschuß, den Einer aus ihnen auf sie abfeuerte, ein Geheul erhob, das dem Brüllen eines Löwen zu

vergleichen war, und mit einem Schlag ihres Schweifes den Thurm erzittern machte. Nichts desto minder tödteten sie das Thier ohne sonderliche Mühe. Es schien aber, als hätte die Erlegung eines so fürchterlichen Ungethüms und die Einnahme einer Ortschaft, wo sie ohne Widerstand eingezogen waren, allen Muth der Spanier gänzlich erschöpft; denn die Meisten erklärten, sie könnten keinen Schritt weiter gehen.

Bevor Dom Alvarez den Muth seiner Soldaten neu beleben wollte, hörte er die Meinung seines Rathes an, weil er in Verlegenheit war, welchen Weg er nun einschlagen sollte; die Räthe aber stimmten sammt und sonders für die Rückreise. Er gab ihrer Meinung nach; zumal da er bald erkannte, daß die königlichen Verwalter wenigstens eben so großen Antheil an der Muthlosigkeit des Militairs hatten als die Beschwerlichkeiten der Reise und die Ungewißheit des Erfolgs. Man hatte in der Ortschaft einige Beute gemacht; und diese Herren nahmen den fünften Theil derselben für den Kaiser in Beschlag; dasselbe wollten sie auch mit dem Wildbret und den Fischen thun; wiewohl gerade das Gegentheil in der Instruction des Statthalters stand. Er zeigte ihnen auch dieselbe vor; da sie jedoch dessen ungeachtet sich nicht fügen wollten, sagte er ihnen, im Fall hierüber sich Schwierigkeiten ergeben sollten, sei er bereit, den königlichen Schatz aus seinen eigenen Geldern zu entschädigen. Doch der Streit mit ihnen nahm kein Ende; und da auch die

Mißvergnügten murreten, deren Anzahl durch die strenge Mannszucht, zu welche er alle verhielt, mit jedem Tage sich vermehrte, befahl er ohne längere Zögerung, den Rückzug anzutreten.

Bei seiner Ankunft im Dreikönigshafen erfuhr er, die meisten Indier und sogar die Orejonen hätten sich verschworen, alle Spanier und Guarani's zu vertilgen; und wenn sie kämen, ihnen einige Lebensmittel zu bringen, so geschähe dieß bloß in der Absicht, ihre Stellung auszukundschaften. Mehrere derselben hätten sich sogar öffentlich erklärt, zumal die Guaropo's, welche die übrigen Völkerschaften zu dieser Verschwörung eingeladen hatten, sie wollten keinen einzigen Christen am Leben lassen. Bei dieser Nachricht ließ er die vorzüglichsten Oberhäupter berufen; erinnerte sie an die Verträge, die er mit ihnen geschlossen, und fragte sie, ob man ihnen nicht alle Lebensmittel, die sie gebracht hätten, bezahlt und sie obendrein beschenkt habe? Übrigens aber erklärte er ihnen, daß sie, wofern sie Lust hätten, etwas gegen ihn und die Seinigen zu unternehmen, dieß schwer büßen würden. Sie verhießen ihm alles Erdenkliche; und er entließ sie abermal mit Geschenken.

Doch sie hielten nicht Wort; und zum Unglück waren auch nicht mehr Lebensmitteln im Lager, als etwa für zehn bis zwölf Tage hinreichten. Der Statthalter sandte den Mendoza mit bewaffneter Mannschaft zu einer benachbarten Nation aus, derselben wo möglich durch Güte und für Geld zu erhalten;

wo nicht, Gewalt zu brauchen. Doch schon nach wenigen Tagen schrieb ihm dieser Officier, daß in der Gegend, wohin er ihn gesandt habe, Alles auf's äußerste gegen die Spanier erbittert sei; sie wären von einer großen Anzahl Wilden angefallen worden, und hätte er nicht Feuer auf sie geben lassen, wodurch derselben einige wären erschossen worden, die übrigen aber in die Gebirge sich geflüchtet hätten, so wäre er mit allen seinen Leuten unvermeidlich zu Grunde gegangen.

Indessen gaben die Orejonen, die der Statthalter ohne sonderliche Mühe wieder auf seine Seite gebracht hatte, ihm den Rath, den Iquatu hinaufzuschiffen, weil er daselbst zahlreiche und sehr reiche Völkerschaften antreffen würde, die ihm wichtige Nachrichten für fernere Entdeckungen mittheilen könnten. Der Statthalter benützte diesen Wink und sandte am 20. December 1543 den Hauptmann Fernando de Ribera mit zwei und fünfzig der auserlesensten Soldaten dahin ab. Er empfahl ihm was immer er erfahren könnte, genau aufzuzeichnen; Alles aufzubieten, die Völker zu gewinnen, die er anträfe, und nicht karg mit Geschenken zu seyn, deren er ihm eine große Anzahl mitgab.

Als dieser Officier nach längerer Zeit zurückkehrte, überraschte sein Anblick auf die angenehmste Weise; denn acht von den Guarani's, die er mit sich genommen hatte, waren davon gelaufen und lange vor ihm in dem Dreikönigshafen angelangt; aus den Nachrichten aber, die sie mitgebracht hatten, schloß

man allgemein, Ribera sei mit allen seinen Leuten umgekommen. Er jedoch erzählte, er sei Anfangs sechs und zwanzig Tage nach Westen gereist und zwar durch so unwegsame Gegenden, daß er oft nur eine halbe Stunde im Tage habe zurücklegen können. Des Wildbrets und Honigs habe er zur Genüge gefunden, nicht minder auch wilde Früchte und treffliche Fische. Da er nun über einen Fluß gesetzt habe, sei ihm ein Indier begegnet, der mit einer silbernen Kinnkette und goldenen Ohrgehängen geschmückt war. Dieser, fuhr er fort, habe ihn bei der Hand ergriffen und ihm ein Zeichen gegeben, daß er ihm folgen möchte. Nun habe er ihn in ein großes Haus geführt, aus welchem man viele Leinwand aus Baumwolle und verschiedenes Geräthe, auch silberne Armbänder, Beile und andere Dinge dieser Art getragen habe. Er sei in diesem Hause, das seinem Führer angehörte, sehr gut aufgenommen worden und man habe ihm Wein aus Maïs vorgesetzt; auch hätten die Sclaven, die sie bedienten, ihnen gesagt, nicht weit von ihnen gebe es Indier, Payzunoez genannt, unter welchen sich Christen fänden. Einen Augenblick hernach hätten sie Männer gesehen, deren Leib bemalt, und die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Hierauf habe der Herr des Hauses seine Waffen ergriffen. Da er nun gesehen habe, daß alle diese Leute ab- und zugingen und sich unter einander heimlich besprachen, habe er nicht länger gezweifelt, daß man ihnen nach dem Leben trachte; und seinen Leuten befohlen, hinaus-

zugehen, als ob sie dem Scheine nach andere Spanier herbeirufen wollten, eigentlich aber um auf demselben Wege zurückzukehren, auf welchem sie gekommen waren. In demselben Augenblick wären mehr denn drei hundert Indier mit drohendem Angesichte erschienen; was ihn zu dem Entschluß bewogen habe, mit allen seinen Leuten sich auf einen nahen Berg zu flüchten, den sie nur sehr mühsam erstiegen hätten, weil sie wären verfolgt, und mit Ausnahme sehr Weniger verwundet worden. Die Wilden jedoch hätten es nicht gewagt, ihnen nachzusetzen, weil sie fürchteten, andere Spanier daselbst zu treffen; dadurch aber hätten sie Zeit gewonnen, ihren Weg wieder zu finden, und die acht Guarani's, die vor ihnen gekommen wären, hätten wahrscheinlich die Flucht bei dem ersten Anschein der Gefahr ergriffen.

Man hat seitdem erfahren, daß diese Indier, Taropeaciez genannt, keine eigentlichen Feinde der Spanier waren. Sie sind vielmehr sehr friedsame Menschen und erzeigen Solchen, die durch ihr Land reisen, mancherlei Freundschaft, geben ihnen auch Gold, Silber und Lebensmittel, wenn sie derselben bedürfen. Nur der Anblick der Guarani's hatte sie zu so wüthigem Zorn gereizt, weil diese Völkerschaft ehemals viele Räubereien und Verwüstungen in ihren Ländereien verübt und ihnen viele Leute getödtet hatten. Ribera erzählte auch, er habe dem Indier, der ihm entgegen gekommen war, einen kupfernen Leuchter gezeigt und ihn gefragt, ob solches Metall in ihrem Lande zu finden sei; er aber habe ihm ge-

antwortet, man fände Metall bei ihnen, das eben dieselbe Farbe habe, doch weit schöner sei und nicht also stinke. Hierauf habe er ihm auch eine Schüssel vorgezeigt, und der Indier habe ihm gesagt, sein weißes Metall sei weit feiner, und sie machten Kronen, Armbänder, Teller und andere Dinge zu ihrem Gebrauche daraus.

14.

Mißliche Lage des Dom Alvarez. Verschwörung gegen ihn. Er wird verhaftet und schwer mißhandelt. Aufruf. List einer Indierinn. Bosheit des Dom Irala. Folgen der Verschwörung.

Nur sehr schwer gab Dom Alvarez den Vorsatz auf, seine eigenen Entdeckungsreisen für dießmal einzustellen. Allein außer den Krankheiten, die täglich überhand nahmen, waren der Strom und alle Flüsse so übermäßig ausgetreten, daß das ganze Land einem großen Meere glich. Auch waren die Indier nicht mehr in Schranken zu halten. Sie überfielen Einige aus ihnen, die sich zu weit entfernt hatten, tödteten sie und fraßen sie auf. Der Statthalter, der sich selbst bereits krank fühlte, ließ den Mendoza zurückberufen; und dieser berichtete ihm, alle seine Soldaten lägen am Fieber darnieder; und er würde, sobald er nur Lebensmittel fände, sich ungesäumt einschiffen und zu ihm zurückkehren; doch würde dieß mit jedem Tage schwieriger. Auf diesen Bericht sandte Dom Alvarez ihm eine Verstärkung, die ihn endlich in den Stand setzte, die Wilden zu zwingen, ihm

wenigstens so viele Eßwaaren um Geld zu verkaufen, als er zu seiner Rückreise bedurfte.

Die Noth nahm mit jedem Tage zu. Der Statthalter sah sich außer Stande zu warten, bis die Gewässer sich verlaufen hätten, was gewöhnlich vier Monate dauerte. Dazu sah er auch ein, daß, wofern er länger zögerte, nach Assumtion zurückzukehren, die herrschenden Krankheiten ihm einen bedeutenden Theil seiner noch übrigen Mannschaft aufreiben würden. Zudem befand er sich in einem so schlimmen Zustande, daß er um sein eigenes Leben besorgt seyn mußte. Er berief also die Rathsversammlung, um mit ihnen zu erwägen was in solchen Umständen das Beste sei; und einstimmig war ihre Meinung, sich ohne Zeitverlust einzuschiffen. Da also dieser Entschluß gefaßt war, bedeutete er den Indiern, von welchen er, um ihrer Treue sicher zu seyn, sich hatte Geißel geben lassen, daß sie kommen und dieselben zurücknehmen sollten; damit aber die Spanier hierüber nicht etwa murreten, zeigte er ihnen einen Befehl des Kaisers vor, welcher nicht gestattet, einen Indier wider seinen Willen aus seinem Vaterlande zu führen.

Indessen murreten sie dennoch; und die Festigkeit, mit welcher der Statthalter auf die Vollziehung seiner Befehle drang, trug nicht wenig bei, die Anzahl seiner Feinde zu vermehren. Doch es scheint, als hätten die königlichen Beamten seinen Untergang seit längerer Zeit beschlossen gehabt und die sichersten Vorkehrungen getroffen, ihren Anschlag unfehl-

bar auszuführen. Das Mißvergnügen der Truppen, die ihn auf der letzten Entdeckungsreise begleitet hatten, und das, wie sie hoffen konnten, bald um sich greifen und alle andern anstecken würde, war ihres Bedünkens ein Haupthebel, der alle Hindernisse hob, die der Ausführung ihres Vorhabens sich entgegen setzten. Genug, Dom Alvarez schiffte sich bei schwerer Krankheit ein und hatte beinahe Niemand, der ihm helfen, noch ihn vertheidigen konnte, wofern er auf dieser Reise wäre angegriffen worden. Er war auch wirklich einige Tage hindurch verfolgt; da er jedoch auf die Ersten, die ihm zu nahe kamen, Feuer geben ließ, langte er endlich am 18. April 1544 zu Assumtion an, ohne daß er auf dieser langen und gefährlichen Reise mehr als Einen Spanier verloren hatte, Miranda genannt, der sich auf einer Art Floßes befand und von einem Pfeilschuß, den die Guararopo's auf ihn abschossen, auf der Stelle starb.

Bei seiner Ankunft fand er Dom Salazar, der das Commando über die Stadt führte, mit großen Vorkehrungen beschäftigt, die Völkerschaft der Agazen gänzlich auszurotten, die seit seiner Abwesenheit nicht nachgelassen hatten, alle Wohnungen der Spanier auf dem Lande, so wie auch die Wohnungen der Guarani's zu zerstören, und Alle zu ermorden, die ihnen daselbst in die Hände fielen. Da aber das Schiff, das der Statthalter bei seiner Abreise zu erbauen befohlen hatte, bereit stand, war er entschlossen sich einzuschiffen, sobald seine Gesundheit es zuließe; und wollte auch in der Gährung, worin,

wie es ihm allerdings nicht verborgen blieb, alle Gemüther waren, sich nicht in einen auswärtigen Krieg einlassen, da er keinen Augenblick sicher war, einen häuslichen Krieg bestehen zu müssen; und darum verschob er die Strafe der Agazen auf eine andere Zeit.

Er kannte aber nicht einmal in ihrem ganzen Umfang die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, und setzte dem Unglück, das ihn bedrohte, nur seine Unschuld und seine Tugenden entgegen. Auch ergriff er keine Maßregeln, diesem Unheil zu begegnen und den Fortgang desselben zu verhindern; ja es waren ihm nicht einmal alle Ursachen desselben kund. Man wußte, daß er es sich fest vorgenommen hatte, den Hafen zu Buenos-Ayres wieder herzustellen; Jene aber, die während seiner Abwesenheit alle Gewalt an sich gerissen und dem Salazar nur den Schatten derselben gelassen hatten, waren entschlossen, diesem Plan aus allen Kräften sich zu widersetzen. Es war beinahe außer Zweifel, daß sie von allen Befehlen des Hofes sich unabhängig machen wollten; um aber diese Absicht zu erreichen, war es unumgänglich nothwendig, den einzigen Mann sich vom Halse zu schaffen, der im Stande war, ihre Anschläge zu verhindern. Es ist vielleicht keiner der geringsten Beweise eines besondern Schutzes der göttlichen Vorsehung, die über den tugendhaften Dom Alvarez wachte, daß seine Feinde nicht das kürzeste und sicherste Mittel zu seinem Untergang ergriffen; denn es wäre hier nur um Ein Verbrechen zu thun

gewesen; da hingegen das Mittel, das sie anwendeten, eine ganze Kette solcher Verbrechen war, deren Strafe sie als gewiß vor sich sahen; und der sie nur durch eine ganz offenbare Empörung entgehen konnten, von welcher der Erfolg sehr zweifelhaft war. Sie schlugen also folgenden Weg ein.

Da es ihnen nicht unbewußt seyn konnte, daß das Volk und der bessere Theil des Heeres ihm überaus ergeben waren, sprengten sie Anfangs das dumpfe Gerücht aus, er habe den Plan, Diejenigen, die auf seiner Reise ihn begleitet hätten, auf Kosten einer großen Anzahl Privatpersonen zu bereichern; dabei ließen sie ihnen zugleich heimlich sagen, sie wären entschlossen, einer so schreienden Ungerechtigkeit sich wirksam zu widersetzen; hierzu aber sei es vor allen Dingen nothwendig, den Statthalter zu verhaften. Diese jedoch erwiederten hierauf, ehe man zu so gewaltsamen Maßregeln schreite, gezieme es sich, ihm Vorstellungen zu machen; die er, wie man allerdings hoffen dürfe, berücksichtigen werde. Seine Feinde aber antworteten, sie wüßten besser als jeder Andere, daß man ihm nicht kund geben dürfe, sein Plan sei verrathen; und das einzige Mittel, das ihnen zu Gebot stände, dem Unglück zu entkommen, das sie bedrohe, sei, seiner Person sich zu versichern; weil er dann gewiß nachgiebiger werden würde. Darum sollten sie sich bewaffnet und bereit halten, bis man ihnen sagen würde was weiter zu thun sei; denn es komme hier auf nichts Geringeres an, als dem Kaiser die Provinz zu erhal-

ten. Und hierauf wiesen sie ihnen zwei Plätze an, wo sie beim ersten Schall der Abendglocke mit ihren Waffen sich einfinden sollten; diese aber müßten sie ja sorgfältig verborgen halten.

Dieß Alles ward ausgeführt, ohne daß man das geringste Aufsehen in der Stadt wahrnehmen konnte. Als nun die bezeichnete Stunde erschien, da begaben sich Carceres, Cabrera und Garcias Vanegas zu dem Statthalter, der des Fiebers wegen das Bett hütete, und bei dem Ausruf: **Freiheit** und es lebe der **Kaiser**! die das verabredete Zeichen waren, traten sie in sein Zimmer ein, das ein bestochener Diener ihnen öffnete, der sie nebst Francesco de Mendoza, Jacob Resquino und dem portugiesischen Dollmetsch Diego de Acosta einließ. Resquino nahte sich dem Bette des Kranken und setzte ihm die Spitze einer gespannten Armbrust mit einem Vergifteten Pfeil auf die Brust; zwei Andere zogen ihn im Hemd aus seinem Bette; riefen aus vollem Halse: **Freiheit**! begegneten ihm als einem Tyrannen und sagten ihm, er werde nun seinen Lohn für alles Unheil empfangen, das er bereits gestiftet habe und noch zu stiften gesonnen sei. Und also schleppten sie ihn aus seiner Wohnung fort, indeß Resquino ihm fortwährend den gespannten Bogen auf die Brust hielt, damit er kein Wort redete.

Bei diesem Anblick aber brachen selbst Diejenigen, die man verführt hatte, die Waffen zu ergreifen, in lautes und mitleidiges Geschrei aus. Man wollte ihnen Stillschweigen gebieten; sie aber rie-

sen nur um so lauter, man habe sie betrogen. Andere vereinigten sich mit ihnen; man kam zum Handgemenge, und es wurde Blut vergossen. Der Alguasil Dom Francesco de Peralba und der Alcade Major Dom Juan Pavone wollten ihr Amt ausüben; doch sie wurden desselben entsetzt. Während dieses Tumultes hatte man den Statthalter zu dem Vanegas getragen; und als es endlich den übrigen königlichen Beamten gelungen war, die Volksmenge auseinander zu treiben, die ihren Statthalter mit lautem Geschrei zurück verlangte, traten sie in das Zimmer, worin er sich befand, und legten ihm Fesseln an die Füße. Hierauf gingen sie zu Pedro Fernandez; der königlicher Schreiber und zugleich Secretär des Dom Alvarez war und ebenfalls krank lag, nahmen ihn alle Schriften ab, die er zu sich genommen hatte, und führten ihn nebst Bartolomeo Gonsalez gefangen in die Wohnung des königlichen Stellvertreters Irala. Hierauf ward im Namen der königlichen Beamten ein Verbot bekannt gemacht, daß bei Todesstrafe Niemand sich unterstände, sein Haus zu verlassen. Man schlug mit flachen Säbelhieben auf alle, die sich außerhalb ihrer Häuser befanden, um sie zu zwingen, heim zu gehen; und Diejenigen, die sich noch ungescheuter für den Statthalter erklärten, wurden in die öffentlichen Gefängnisse abgeführt, aus welchen man alle Verbrecher entließ. Endlich begaben sich die königlichen Beamten in die Wohnung des Statthalters, bemächtigten sich aller seiner Schriften, seiner Bestallung, der Actenstücke des Prozesses, der

gegen sie eingeleitet war, und aller seiner Geräthschaften, die sie den Händen Solcher übergaben, auf die sie glaubten, sicher rechnen zu können. Nachdem dieß alles geschehen war, nahmen sie auch alle Kriegsschiffe und endlich auch das Schiff in Beschlag, das er auf seine Unkosten hatte bauen lassen.

Am folgenden Tage ließen sie unter dem Schlag der Trommel bekannt machen, Jedermann habe sich vor dem Hause des königlichen Stellvertreters Dom Martinez de Irala einzufinden. Als nun die Volksmenge versammelt war, da erschienen sie von zahlreicher bewaffneter Mannschaft umgeben und ließen durch den öffentlichen Ausrufer eine Schrift ablesen, des Inhalts, sie hätten Dom Alvarez, Nunnez de Vera Cabeça de Vaca verhaften lassen, weil sie von sicherer Hand wüßten, daß er Willens gewesen sei, die reichsten Inwohner ihres Vermögens zu berauben, seine Creaturen damit zu beschenken, und auf den Trümmern der rechtmäßigen Gewalt eine willkührliche und tyrannische Regierung zu errichten.

Niemand ist wohl veränderlicher, Niemand leichter zu hintergehen, als der gemeine Volkshaufe. Kaum war diese Schrift abgelesen, so brach alles in lauten und beinahe allgemeinen Beifall aus; und die königlichen Beamten, die man Anfangs als Rebellen betrachtet hatte, wurden nun als die Wiederhersteller der öffentlichen Freiheit gepriesen. Diese Herren benützten die Gelegenheit, dem Volke zu verkündigen, der Stellvertreter des Königs gebiete nun in der Stadt mit eben dem Ansehen und der Ge-

walt, die der Statthalter gehabt habe, bis Seine Majestät geruhen würden, anders zu verfügen. Dieß aber bestärkte Viele in der Vermuthung, Dom Irala sei unter der Hand die Seele dieser ganzen Kabale; zumal da es seines Amtes gewesen wäre, dieser Unordnung sich zu widersetzen; und es sich auch durchaus nicht geziemte, aus den Händen der Empörer eine Gewalt anzunehmen, über die sie nicht das Recht hatten zu verfügen. Zu gleicher Zeit ward auch sein Freund Diaz del Valla zum Alcade Major ernannt.

Hierauf ward kund gethan, daß man die Entdeckungen fortsetzen werde, die Dom Alvarez eigentlich nur eröffnet habe. Dabei aber hatten sie eine zweifache Absicht; erstens Diejenigen zu entfernen; von denen man fürchten mußte, daß sie des Gefangenen sich annähmen; zumal die vom Soldatenstande; zweitens hofften sie, man würde viel Gold und Silber finden, um dann bei dem Kaiser den ganzen Hergang der Sache um so leichter zu entschuldigen, wenn man ihm große Schätze übersendete. Doch sie erfuhren bald, daß es zwar ein Leichtes ist, das Volk eine Zeit lang zu äffen; daß jedoch dasselbe viel zu veränderlich ist, um durch die Leidenschaft sich so sehr erhitzen zu lassen, daß es aller natürlichen Billigkeit darüber entsagte, die ihm immer im Hintergrund des Herzens bleibt, und durch die es sich bald wieder zu seiner Pflicht zurückführen läßt. Auch fing das Volk wirklich schon an, den Irrthum einzusehen. Man dachte sich allerlei über die angekün-

digte neue Reise; die meisten erschracken vor derselben und von allen Seiten hörte man ein verworrenes Geschrei von Menschen, die ihren Statthalter zurück haben wollten.

Um nun zu verhüten, daß das Volk nicht zu seinen früheren Gesinnungen für den Statthalter zurückkehrte, ließen Einige der Hitzigsten in's Gefängniß werfen, stellten Schildwachen vor die Pforten der Kirchen auf, damit Diejenigen, die in dieselben sich geflüchtet hatten, nicht heraus könnten, und verdoppelten die Wachen bei allen Zugängen zu dem Hause des Vanegas, wo der gefangene Statthalter war. Hierüber aber wurde das Volk und das Militär nur noch wüthender; da ward plötzlich allgemein kund gethan, die erste Bewegung, zum Besten des Dom Alvarez würde ihm das Leben kosten. Man wollte ihn sogar zwingen, und setzte ihm desfalls den Dolch an die Kehle, einen Befehl an die Kriegesleute zu unterzeichnen, daß sie sich ruhig verhielten, wofern sie noch einige Liebe gegen ihn hätten; er selbst aber hatte diese Vorsicht bereits gebraucht. Indessen beruhigte dieß Alles seine Feinde noch nicht; sie traten von Zeit zu Zeit in sein Zimmer, drohten ihn zu ermorden und seinen Kopf unter das Volk zu werfen, wofern Jemand sich unterfinge, ihn befreien zu wollen; und sie wählten sogar vier Kerls, die sie im Namen des Kaisers durch einen schweren Eid verpflichteten, daß sie diesen Vatermord auf den ersten Wink verübten, den man ihnen deßfalls geben würde.

Dom Alvarez kam nicht aus seinem Bette; und

da sein Zimmer sehr dunkel war, brannte Tag und Nacht eine Lampe bei seinem Haupte. Dazu war auch dieß Zimmer so feucht, daß das Gras unter seinem Bette wuchs. Ein gewisser Bernard de Sosa, ein sehr berüchtigter Mensch, den Dom Alvarez wegen eines Verbrechens bestraft hatte, das eigentlich den Tod verdient hätte; der aber wegen der überstandenen Strafe, mehr Rachgefühl, als Dankbarkeit für die Gnade im Herzen hegte, die der Statthalter ihm erwiesen hatte, durfte nicht aus seinem Zimmer weichen. Dieß Zimmer hatte zwei Thüren; und hundert fünfzig Mann mit scharf geladenem Gewehr hielten Wache um das Haus. Gleichwohl ward der Gefangene genau von Allem unterrichtet, was für ihn von Wichtigkeit war. Denn dieß erfuhr er durch Billete, die eine Indierinn ihm überreichte, der man den Auftrag gegeben hatte, ihm das Essen zu bringen. Und zwar untersuchte man sie, bevor sie das Haus betrat, auf die unanständigste Weise; öffnete ihr sogar den Mund und durchsuchte ihr die Ohren. Dazu auch hatte man ihr den Kopf geschoren. Doch kam man niemals auf den Gedanken, die Zehen ihrer bloßen Füße zu untersuchen. Sie aber hatte das Mittel ersonnen, ein künstlich gefaltetes Billet nebst einem weißen Blättchen Papier zwischen den Zehen zu verbergen. Sobald sie nun bei dem Haupte seines Bettes saß, zog sie beides heraus und stellte sich an, als ob sie an den Füßen kratzte; und sobald Sosa ihr den Rücken kehrte, gab sie solches dem Statthalter, der, alsbald er das Billet mit der nämlichen Vorsicht

gelesen hatte, mittels eines Pulvers darauf antwortete, das aus einer Erde des Landes bereitet wird und eine schwarze Farbe erhält, wenn man dasselbe mit Speichel benetzt.

Die königlichen Beamten merkten die Wirkungen dieser List gar bald; da sie aber nicht wußten, wie die Sache zuging, suchten sie dieß durch die Indierinn heraus zu bringen. Sie beredeten also einige junge Leute, eine Liebschaft mit dem Mädchen anzuspinnen; diese fanden sie auch ganz bereitwillig dazu; doch nimmermehr konnten sie das Geheimniß ihr entreissen. Indessen aber boten die Commandanten und die königlichen Verwalter Alles auf, sich Anhänger zu verschaffen; und wer immer sich zu ihnen schlug, durfte ungestraft in die indischen Ortschaften gehen, Weiber und Mädchen entführen, alles was ihm gefiel, ohne Bezahlung hinwegnehmen und die Männer nöthigen, für ihn zu arbeiten, ohne ihnen das Geringste zn vergüten. Die Indier klagten; doch sie wurden nicht angehört. Mehrere nahmen mit ihren Familien die Flucht in die Gebirge; und nie fiel dem Dom Alvarez sein Unvermögen, derlei Unordnungen Schranken zu setzen, schmerzlicher als da er dieß erfuhr; doch alles, was er thun konnte, bestand darin, vor Gott über die Gefahr zu seufzen, in welcher diese Flüchtlinge schwebten, den Glauben zu verlieren.

Seine Feinde, die noch andere Folgen eines solchen Ausreissens vorhersahen, schämten sich nicht, demselben vorzubeugen, Denjenigen, die keine Chri-

sten waren, die Erlaubniß zu ertheilen, Menschenfleisch zu essen; wobei sie ihnen sagten, Dom Alvarez habe ihnen dieß aus bloßer Bosheit untersagt. Es wurden aber die Spanier, die noch einige Anhänglichkeit an ihm zeigten, mit nicht minderer Härte behandelt; und die Bedrückungen und Plagen, die sie zu erleiden hatten, drängten auch Einige aus ihnen, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Man setzte ihnen nach, und alle, die man einfing, wurden in Fesseln gelegt. Dieß widerfuhr sogar Geistlichen, die sich frei über die Ereignisse des Tages ausgesprochen hatten. Um derselben Ursache willen wurden Privatpersonen von Henkershänden mit Ruthen gestrichen, andere sogar aufgehenkt. Die Frechheit erreichte den höchsten Grad; und die Urheber so schändlicher Ausschweifungen, waren so schamlos, daß sie ihres Eifers für das öffentliche Wohl und für den Dienst des Kaisers sich rühmten, während die größten Schandthaten und Raub und Mord ungestraft verübt wurden.

Endlich begaben sich gegen fünfzig Spanier nach Brasilien, in der Absicht, daselbst sich einzuschiffen, um dem Rath des Kaisers den kläglichen Zustand der Provinz zu berichten. Es sahen aber auch die königlichen Beamten wohl ein, daß ihre Herrschaft zu Assumtion niemals auf sicherem Grunde ruhen würde, so lange der Statthalter noch daselbst verbliebe. Sie hatten Beweise genug gegeben, daß die schwersten Verbrechen ihnen ein Leichtes seien; Viele vermutheten sogar, sie hätten ihre schwarze Bosheit

durch den Mord des Dom Alvarez gekrönt. Allein Derjenige, der dem Meer seine Gränzen gesetzt hat, die es selbst in seiner größten Wuth nicht überschreiten darf, hält auch, nach seinem Willen, den Arm Derjenigen auf, denen die größten Verbrechen nur ein Spiel sind, wenn es auf die Befriedigung ihrer Leidenschaften ankommt. Als man dessen sich am wenigsten versah, ward allgemein bekannt, sie hätten Befehl gegeben, Eines der leichten Kriegsschiffe des Dom Alvarez auszurüsten, um ihn nach Spanien abzuführen; und sie waren dabei so sehr verblendet, daß sie erachteten, sein Prozeß sei dergestalt eingeleitet, daß der Kaiser und sein Rath alle ihre Vorkehrungen höchlich billigen müßten. Auch hatten sie Vorschriften verschiedener Briefe unter Privatpersonen vertheilt, die sie nach Spanien schreiben sollten, und in welchen der Statthalter als der unwürdigste aller Menschen und als der größte Bösewicht geschildert war.

Anderer Seits aber schliefen auch seine eifrigen Freunde und Diener keinesweges. Sie hatten gerichtliche Berichte von Allem was vorgefallen war, aufsetzen lassen, welchen sie wichtige Actenstücke beilegten, die Dom Alvarez vor seiner Gefangennehmung ihnen anvertraut hatte; alle diese Schriften ließen sie in einem hohlen Balken verwahren, den sie Fürsorge trugen, an das Hintertheil des Schiffes annageln zu lassen; und die Zimmerleute des Schiffes, die sie auf ihre Seite gebracht hatten, sagten, diese Vorsicht sei nothwendig, das Schiff gegen die Ge-

walt der Wogen zu verwahren. Das Volk indessen, das nichts von allen diesen Dingen erfuhr, war in beständigem Kummer über das Schicksal seines Statthalters; Viele auch konnten unmöglich glauben, daß seine Feinde es wagten, ihn nach Spanien zu schicken; und diese sagten ziemlich laut, man sprenge seine nahe Abfahrt nur darum aus, um unter diesem Vorwand seinen Tod zu verheimlichen. Bei diesem Gerüchte ließen sie zwei Geistliche und zwei Edelleute, die dem Volke nicht verdächtig seyn konnten, in das Zimmer des Statthalters eintreten; die dann das Volk beruhigten und ihnen sagten, sie hätten den Statthalter am Leben gesehen. Auch versicherten die königlichen Verwalter, daß sie, wenn der Kaiser es für gut befände, ihn nach dem Paraguay zurückzusenden, und ihn auf's neue in alle seine Würden einzusetzen, ihn mit aller Unterthänigkeit aufnehmen würden, die den Befehlen des Monarchen gebühre; und daß die zwei königlichen Beamten, die sich mit ihm einschifften, gleich nach ihrer Ankunft in Spanien sich selbst als Gefangene stellen würden.

25.

Dom Alvarez wird nach Spanien eingeschifft. Anschlag, ihn unter Weges zu vergiften. Sturm auf der See. Strafe Gottes an seinen Feinden.

Als das Schiff segelfertig stand, da kamen Cabrera und de Orantes bei der Nacht in das Zimmer des Statthalters, der sehr krank war, nahmen ihn

unter die Arme und trugen ihn bis zur Thür, die auf die Straße ging. Da blickte der Kranke zum Himmel auf, der sehr heiter war, und den er seit seiner Gefangenschaft nicht gesehen hatte; bat sie dann, daß sie ihm erlaubten, Gott zu danken, daß Er ihm noch diese Gnade verliehen habe und fiel auf die Knie nieder. Hierauf nahmen ihn zwei Soldaten, um ihn in das Schiff zu tragen; und da er sich von einer großen Schar des Volkes umgeben sah, das auf die plötzliche Nachricht seiner Einschiffung herbeigeeilt war, erhob er seine Stimme und sprach: »Ich nehme euch zu Zeugen, meine Herren, daß ich den Dom Juan Salazar der Espinosa zum Commandanten in dieser Provinz ernenne, bis Seine Majestät einen andern Statthalter hierher senden werden!« Man ließ ihm nicht Zeit, mehr zu sprechen; denn Vanegas setzte ihm den Dolch auf die Brust und bedrohte ihn, damit zu durchbohren, wofern er noch ein Wort redete; ja er verwundete ihn sogar, und hierauf befahl er Denen, die ihn trugen, ihre Schritte zu beschleunigen; und als er in das Schiff kam, da legten sie ihn zwischen zwei Breter nieder, die ihn dergestalt einengten, daß er sich nicht rühren konnte. Cabrera und Venegas schifften sich mit ihm zugleich ein; Irala sandte noch einen gewissen Lopede Ugarte mit, der seine Sache bei den Ministern vertheidigen sollte. Dieser Ugarte war Einer aus Denen, die den größten Antheil an Allem hatten, was dem Statthalter Böses widerfahren war; doch hatte er gleich Demjenigen, der ihn absandte, sich nicht öffentlich er-

klärt; und beide schmeichelten sich, es würde sie in Spanien nicht der mindeste Verdacht treffen, daß sie irgend in die Dinge sich eingelassen hätten, die vorgefallen waren.

Sobald nun Alle eingeschifft waren, ließen die königlichen Verwalter, die zu Assumtion geblieben waren, den Don Juan Salazar und Estopinan Cabeça de Vaca, Neffen des Statthalters, in Verhaft nehmen; und zwei Tage darauf wurden beide auf ein zweites Fahrzeug eingeschifft, das dem ersten nachfolgen sollte. Sie mußten allerdings wichtige Gründe haben, diese beiden Officiere, die Männer vom Stande und von großen Verdiensten waren, nach Spanien zu senden; aber abgesehen davon, daß sie bei dem Heere in großem Ansehen standen, das sie zu ihren Oberhäuptern hätte erwählen können, hatten sie vielleicht dasselbe, was über den Statthalter, auch über sie beschlossen; denn als dieser es sich als eine Gnade erbat, daß zwei Diener, die mit ihm im Schiffe waren, ihm das Essen bereiten dürften, ward es ihm versagt, und es ward einem Biscayer, Mechin genannt, befohlen, ihm diesen Dienst zu thun, und dem Ugarte zu übergeben was er bereitet habe, der es dann dem Kranken überbrachte. Dom Alvarez bemerkte sogleich, daß alle Speisen, die man ihm brachte, mit Arsenik vergiftet waren, und er konnte gegen dieß Gift sich nur durch Oel verwahren, woran er einen kleinen Vorrath mitgenommen hatte, und das ihn unter großer Anstrengung zum Erbrechen reizte. Nachdem dieß

mehrere Tage hindurch gedauert hatte, erklärte er, daß er nichts mehr, außer von den Händen seiner Diener, annehmen werde. Sie aber sagten ihm, es stände ihm frei, wenn er Hungers sterben wolle. Wirklich brachte er auch einige Tage ohne alle Nahrung zu. Da er sich aber zu sehr erschöpft fühlte und sah, daß man nur seinen Untergang wünsche, ließ er es sich gefallen, nahm was man ihm gab, und gebrauchte sein gewöhnliches Brechmittel.

Außer Dom Salazar und Cabeça de Vaca, hatte man noch Pedro Fernandez und Ruiz Miranda als Gefangene nach Spanien abgeschickt. Auch erhielten einige andere Personen die Erlaubniß, auf diesem zweiten Schiff nach Spanien zu reisen; unter welchen auch Pater Juan de Salazar aus dem Orden der Erlösung der Gefangenen sich befand. Doch nahm man ihnen früher das Versprechen ab, der Sache des Statthalters sich nicht anzunehmen. Cabrera und Vanegas jedoch fanden dabei zu viel gewagt, und sandten sie auf einem andern Schiffe nach Assumtion zurück, auf welchem sie auch die beiden Diener des Statthalters zu seinem großen Leidwesen zurücksandten. Es hatte aber das Schiff, das den Statthalter führte, kaum die hohe See erreicht, als es von einem so wüthenden Sturm überfallen ward, daß auch den geübtesten Seefahrern ein Schiffbruch unvermeidlich schien.

Da fühlten die beiden königlichen Beamten, die da erachteten, die Stunde sei erschienen, vor dem furchtbaren Richterstuhl zu erscheinen, wo die Wahr-

heit weder unterdrückt noch verdunkelt wird, das ganze Gewicht ihrer Verbrechen; ja die Folter ihres Gewissens zwang sie sogar, dieselben öffentlich zu gestehen und zu bekennen, daß sie den Arm des Rächers der Unschuld erkännten, der die Elemente gegen sie bewaffne. Cabrera selbst nahm ihm die Fesseln von den Füßen ab, die er bis dahin getragen hatte, küßte sie, was auch Vanegas that; und beide baten ihn mit lauter Stimme um Verzeihung wegen alles Bösen, das sie ihm angethan hatten; bekannten vor Allen, daß er durchaus unschuldig an allen Verbrechen sei, die man ihm aufgebürdet habe; daß sie schwere Eide abgelegt hätten, ihn in's Verderben zu stürzen; und baten ihn um Gottes willen, ihnen zu verzeihen und ihren Untergang nicht bei dem Kaiser zu erwirken.

Er verhieß ihnen, die Bitte zu gewähren und des Vergangenen zu vergessen. Als indessen der Sturm, der vier Tage gewüthet hatte, sich endlich legte, da war Niemand auf dem ganzen Schiffe, der nicht glaubte, er verdanke der Tugend und den Verdiensten eines so heiligen Mannes seine Rettung aus so großer Noth. Es war aber die Gefahr des Schiffbruches kaum vorüber, so wich in dem Herzen der Schuldigen die Furcht vor dem göttlichen Gerichte der Furcht vor der Gerechtigkeit des Monarchen, gegen welche die Verheißungen des Dom Alvarez sie um so weniger beruhigten, als ihr Geständniß öffentlich geschehen war. Sie reisten also unter großer Angst und wagten es weder in Brasilien noch auf

irgend einer spanischen Insel zu landen, damit sie nicht etwa verhaftet würden; und legten erst nach dreimonatlicher Schifffahrt bei den azorischen Inseln vor Anker. Dort aber schifften sie sich, nachdem sie auch da vergeblich versucht hatten, den Untergang des Statthalters zu fördern, auf einem andern Fahrzeug ein, das nach Spanien segelte, wo sie zwölf Tage vor ihm ankamen und das Gerücht verbreiteten, er sei nach Portugal abgegangen, daselbst seine Entdeckungen zu verrathen. Sie begaben sich also zuerst nach Valladolid, wo der Hof sich befand und überreichten dem königlichen Rathe die Klagschriften mit allen Actenstücken, die demselben zu Beweisen dienen sollten.

Zu ihrem Unglück war eben damals Dom Sebastian Ramirez Fuenscal, Bischof von Cuença, Präsident des königlichen Rathes der indischen Angelegenheiten, ein Mann, der in ganz Spanien am besten über die amerikanischen Verhältnisse unterrichtet war, und dabei die größte Redlichkeit so wie auch eine Weisheit besaß, die sich nicht täuschen ließ. Er war früher Präsident des königlichen Rathes von San-Domingo und von Neu-Spanien gewesen; und seine große Erfahrung verschaffte ihm ein solches Licht in dieser Sache, daß er die Wahrheit, die man gesucht hatte, unter dem Schleier eines großen Eifers für das Wohl des Staates zu entstellen, sogleich einsah und bald darauf auch vollkommen entdeckte. Er traf auch bereits Anstalten, diese beiden königlichen Beamten nach Verdienst zu

bestrafen, als er zum größten Leidwesen des ganzen Königreiches starb. Indessen war auch Dom Alvarez angekommen, aber noch in derselben Nacht reiseten seine beiden Ankläger nach Madrid ab, wohin der Hof im Begriff stand, sich zu begeben. Doch wenige Tage hernach starb Garcia Venegas urplötzlich, ohne daß er ein Wort reden konnte, und es sprangen ihm die Augen aus dem Haupte; und beinahe zu gleicher Zeit gab Cabrera seinen Geist in einem Anfall von Raserei auf, nachdem er früher seine Gemahlinn um's Leben gebracht hatte. Eine solche plötzliche Todesstrafe erlitten auch noch Andere, die sich zu dem Untergang des Dom Alvarez verschworen hatten.

Gleichwohl genügte dieß göttliche Strafgericht an seinen Feinden noch nicht, ihn von allen Anschuldigungen loszusprechen, die sie wider ihn vorgebracht hatten; und es dauerte, theils wegen der weiten Entfernung Amerika's, theils wegen der oftmaligen und langen Abwesenheit des Kaisers, acht ganze Jahre, bis seine Sache gänzlich geschlichtet war. Wiewohl er aber vollkommen gerechtfertiget ward und seine Unschuld am Tage lag, wollte man ihn dennoch nicht mehr nach Amerika zurücksenden, weil man fürchtete, seine Gegenwart möchte Veranlassung zu neuen Unruhen geben; auch erhielt er diese so lange Zeit hindurch weder eine Belohnung für seine wichtigen Dienste, noch irgend Ersatz für Alles, was er im Dienst des Monarchen aufgeopfert hatte. Endlich ward ihm gleichwohl ein Jahrgehalt von zwei tausend Goldthalern angewiesen, und er starb

in hohem Alter zu Sevilla als Mitglied des königlichen Rathes. Es hatte aber dieser große Mann auch nie auf die schnelle Entscheidung seiner Sache gedrungen, die, wie er allerdings wußte, ihm nur zur Ehre gereichen konnte. Was ihm aber mehr denn alles Andere zur Ehre gereicht, war der Umstand, daß er nie das Geringste gegen seine Feinde, ja nicht einmal zum Nachtheil des Dom Irala aussagte, wiewohl sein Untergang ihm nur Ein Wort gekostet hätte; und um so mehr ist diese Großmuth zu bewundern, als ihm nicht verborgen blieb, wie boshaft dieser Mann nach seiner Abreise gegen ihn verfuhr; wie sich dieß im Verlauf dieser Geschichte bald zeigen wird.

26.

Betragen des Dom Irala. Er findet Widerstand. Entdeckungsreise des Nuflo de Chaves und des provisorischen Statthalters Dom Irala. Cabale zu Assumtion gegen Francesco de Mendoza. Klägliches Ende dieses Mannes.

Irala verhielt sich nämlich in Paraguay auf eine solche Weise, daß daraus leicht abzusehen war, er habe die feste Hoffnung, Dom Alvarez werde nie wieder dahin zurückkehren, sondern noch, bevor er Spanien erreiche, umkommen; oder aber in dem Criminal-Prozeß, der gegen ihn eingeleitet war, verurtheilt werden; oder doch sein ganzes Ansehen verlieren. Er begann die Ausübung des Amtes, das die Feinde des Statthalters ihm übertragen hatten,

damit, daß er Alles, was demselben angehört hatte, unter Diejenigen vertheilte, an deren Gunst ihm am meisten gelegen war. Auch fand er gar bald Mittel, alle Diejenigen auf seine Seite zu bringen, die er irgend zu fürchten hatte, oder deren er etwa bedurfte, um auf seinem Posten sich zu behaupten; da er ihre Ungerechtigkeiten billigte, oder die Augen zu den Mißhandlungen schloß, die sie an den Indiern verübten. Da er indessen bald einsah, daß es nicht genügte, derlei Mittel anzuwenden, um ein Ansehen zu behaupten, das er, weil es noch nicht von dem Monarchen bestätigt war, beinahe täglich mit Denjenigen theilen mußte, von welchen er dasselbe empfangen hatte, hielt er es für nothwendig, Alle, die sich etwa dagegen auflehnen konnten, genugsam zu beschäftigen; und theils aus diesem Grunde, theils auch um bei dem Kaiser sich wichtig zu machen, wenn er dessen Plane verfolgte, beschloß er, die angefangenen Entdeckungen fortzusetzen.

Nichts aber kam ihm so unerwartet als der Widerstand, den er hierin von Seiten der königlichen Beamten fand. Bei der ersten Eröffnung seines Vorhabens erklärten diese Herren ihm, es stände ihm nicht zu, sich von Assumtion zu entfernen, bevor der Kaiser ihn nicht als Statthalter über diese Provinz bestätiget hätte. Bestand also früher kein Mißverständniß zwischen ihm und den Verwaltern, so war solches nun um so größer; und es dauerte nicht lange, so war die Verwirrung allgemein. Die Indier merkten dieß gar bald, und wollten es sich zu

Nutzen machen. Um sich wegen der Bedrückungen zu rächen, mit welchen man sie ohne Unterlaß plagte, verheerten sie alle spanischen Wohnplätze; und Irala allein gewann hierbei, weil man seiner bedurfte, da er allein im Stande war, sie zu bändigen. Denn kaum ließ er sich im Felde blicken, so wagten es die Wilden nicht mehr, zu erscheinen.

Da er nun auf diese Weise sein Ansehen so fest gesetzt hatte, daß Niemand sich mehr getraute, ihm zu widersprechen, dachte er wieder an die Ausführung seines Planes. Er hatte einen Edelmann für sich gewonnen, Nuflo de Chaves genannt, der ein entschlossener Mann war und jede Gelegenheit sich auszuzeichnen, begierig ergriff. Diesem gab er Befehl, mit dem Proviantmeister und vierzig Spaniern voranzugehen und ihn bei den Mayas zu erwarten. Diese Indier wohnen an der Abendseite des Paraguay, etwa um hundert Meilen nördlicher denn Assumtion, und beinahe unter dem Wendekreis. Irala konnte ihm jedoch nicht sobald nachfolgen, als er es sich vorgenommen hatte, weil er hinsichtlich seiner Reise auf neue Hindernisse stieß, die er nicht vorausgesehen hatte. Endlich reiste er dennoch ab, nachdem er die Soldaten dadurch gewonnen, daß er ihnen erlaubt hatte, wo immer sie hinkämen, nach eigenem Gefallen zu leben; und bestellte während seiner Abwesenheit den Dom Francesco de Mendoza zu seinem Stellvertreter. Er nahm also auf vier leichten Kriegsschiffen drei hundert Spanier und fünf tausend Indier mit, die ihm in Kähnen folgten; ja, der größte

Theil dieser letztern marschierte sogar zu Fuße bis zu dem Flusse Itatines, und sie schifften sich erst dort ein. An diesem Orte kam Chaves mit Lebensmitteln zu dem Befehlshaber und das Heer schiffte den Paraguay hinauf bis in den Dreikönigshafen.

Von dort marschierten sie, bis sie den Xarayes begegneten, welche unter allen Indiern dieses Landes die Gebildetsten seyn und die meiste Staatsklugheit haben sollen. Sie nahmen den Irala sehr gut auf, versorgten ihn reichlich mit Lebensmitteln und gaben ihm auch Leute mit, theils sein Heer zu verstärken, theils auch ihm den Weg zu zeigen. Eine solche Aufnahme bewog ihn, seine Schiffe ihnen anzuvertrauen, die er nun nicht weiter brauchen konnte; worauf er seinen Marsch gegen Nordwest fortsetzte. Die ersten Indier, auf welche er stieß, gaben ihm eine genaue Beschreibung von dem ganzen Lande, das sich bis zu dem Amazonenfluß erstreckte; und sagten ihm unter andern, es wohnten an den Ufern des Flusses del Dorado mehrere Völkerschaften, die viel Gold und Silber hätten. Da man ihn nun auch versichert hatte, daß bei den Sembicosen, die gegen Westen wohnten, sehr ergiebige Bergwerke zu finden seien, hielt er es seiner Absicht gemäß, seinen Weg dahin zu nehmen.

Nach einem Marsch von mehreren Tagen langte er an dem Ufer des Guapay an, der sich in einen großen Fluß ergießt, Mamoré genannt, welcher unter dem Namen Rio de la Madera sich in den Maranon ergießt. Von dort drang er bis zu den Sem-

bicosen vor, die am Fuße der Gebirge von Peru wohnen, und ihm viele Gold- und Silberproben zeigten. Auch sagten sie ihm, daß eben nun große Uneinigkeit unter den Spaniern in Peru herrschte. Da er nun froh war, eine Gelegenheit zu finden, dem Kaiser Beweise seines Eifers zu geben, sandte er den Chaves zu dem Präsidenten de la Gasca ab, der dieß Königreich im Namen des Kaisers regierte, und ließ ihm seine Person und alle Truppen anbieten, die er bei sich hatte. Der Präsident genehmigte sein Anerbieten und ernannte während seiner Abwesenheit den Dom Diego Centeno zum Gouverneur von Paraguay; es scheint sogar, daß es seine Absicht war, daß dieser Officier daselbst verbliebe.

Da jedoch die Rückkehr der Abgeordneten des Irala sich verzögerte, weil sie hätten bis nach Lima gehen müssen, wo der Präsident sich damals aufhielt; drängten seine Leute ihn, seinen Weg bis nach Peru fortzusetzen. Er stellte ihnen vor, daß er dieß ohne die Erlaubniß Desjenigen nicht thun könne, der über dieß Land gesetzt sei; sie aber sprachen, wenn dieß der Fall wäre, so sollte er also nach Paraguay zurückkehren. Er gab ihnen hierauf zu bedenken, daß er dem Chaves sein Wort gegeben habe, ihn zu erwarten, und es erfordere sowohl seine Ehre als die gerechte Sache, daß er dasselbe hielte. Seine Soldaten aber murreten und wurden hartnäckig; und er sah sich endlich gezwungen, ihrem Willen nachzugeben. Als er bei den Xarayes ankam, fand er seine Schiffe in gutem Stande und schiffte sich nach Assum-

tion ein, woselbst er erst im dritten Jahre nach seiner Abreise anlangte, und gewaltige Veränderungen antraf.

Er hatte, wie wir sahen, dem Dom Francesco de Mendoza das Commando bis zu seiner Rückkehr übertragen. Dieser Herr war ehemals Obersthofmeister des Prinzen Ferdinand von Österreich, eines Bruders Carls V. und seines Nachfolgers in der Regierung gewesen. Ein verdrießlicher Handel, von welchem späterhin die Rede seyn wird, nöthigte ihn, Spanien zu verlassen; und er ersah die Gelegenheit, mit Dom Pedro de Mendoza, seinem nahen Verwandten, nach Paraguay sich einzuschiffen, damit er auf solche Weise mit Ehren davon käme. Es war bereits ein Jahr verflossen, daß er als Befelshaber zu Assumtion das Ruder führte, als er auf den Einfall kam, Dom Martinez de Irala, von welchem man nichts mehr hörte, habe gleiches Schicksal mit Dom Ayolas gehabt und sei von den Wilden erschlagen worden. Auch war er nicht der Einzige, der dieß glaubte; seine Freunde riethen ihm sogar, er sollte die Erwählung eines neuen Statthalters in Vorschlag bringen; denn sie meinten, es unterläge wohl keinem Zweifel, daß alle Stimmen sich für ihn vereinigen würden, und daß es auch seiner erlauchten Familie ein Leichtes seyn würde, die Bestätigung bei dem Kaiser zu erwirken.

Er befolgte diesen Rath, sprach mit allen Wahlherren, und schmeichelte sich auch, daß er sie alle für sich gewonnen habe; wiewohl die Forderung,

die sie an ihn stellten, er sollte früher seine Befehlshaberstelle niederlegen, einigen Verdacht bei ihm erweckte. Er that also was von ihm verlangt ward; aber wie groß war sein Erstaunen, als bei der ersten Wahl Dom Diego de Abreu zum Statthalter ernannt, und auf der Stelle öffentlich als solcher ausgerufen ward. Wie vom Donner getroffen, sich also von Denjenigen geäfft zu sehen, die ihm goldene Berge verheißen hatten, fragte er nun Jene um Rath, die er als seine wahren Freunde betrachtete; diese aber waren einstimmig der Meinung, die ganze Wahl sei ungültig, weil sie bloß das Resultat einer Cabale wäre. Sie beredeten ihn auch, man habe ihn nur darum genöthigt, die Befehlshaberstelle niederzulegen, damit man ihn dann ohne Umstände vom Commando ausschließen könne. Er müsse daher sogleich erklären, daß diese Niederlegung seiner Würde erschlichen sei, und solche wieder ausüben; sie wollten ihn dabei unterstützen und ihm ganz gewiß helfen, die Person des Dom Abreu in seine Gewalt zu bekommen.

Doch der neue Statthalter erfuhr bald alles genau was sie wider ihn im Schilde führten, und ließ ohne Zeitverlust das Haus des Mendoza besetzen. Bei der ersten Bewegung, die deßfalls geschah, ergriffen Alle, die ihn zu diesem gefährlichen Schritte beredet hatten, die Flucht; Diejenigen aber, die sich noch bei ihm befanden, wurden sogleich in Verhaft genommen und zum Schwert verurtheilt. Mendoza berief sich von diesem Urtheil auf den Ausspruch des

Kaisers; doch er erhielt die Antwort, seine Apellation sei nichtig und widerrechtlich, und er sollte auf nichts anderes mehr bedacht seyn, als sich gehörig zum Tode zu bereiten. Er entschloß sich auch dazu und zwar auf sehr christliche Weise, und ließ sich mit den Sacramenten der Kirche versehen; worauf eine Compagnie Soldaten ihn zum Blutgerüste begleiteten, das der Statthalter vor seiner Wohnung hatte errichten lassen; was ihm allgemein sehr übel genommen ward.

Man konnte sich bei dem traurigen Ende dieses Mannes der Thränen nicht erwehren, der aus einem so großen Hause abstammte, noch vor so wenigen Tagen das Commando in der Stadt geführt und durch sein freundliches und edles Betragen alle Herzen gewonnen hatte. Als er das Blutgerüst bestiegen, gab er ein Zeichen, daß er reden wolle; und es erfolgte alsbald eine große Stille. Da sprach er, daß er an dem nämlichen Tage des nämlichen Monats, kurz vor seiner Abreise aus Spanien auf einen bloßen Argwohn hin, der aus Eifersucht in seinem Herzen entstanden war, seine erste Gemahlinn und seinen Hauskaplan ermordet habe; und daß er die göttliche Gerechtigkeit erkenne, die dieß Verbrechen zu sühnen, es nun zulasse, daß er durch Henkershände sterbe; und er unterwerfe sich diesem Urtheile in der Hoffnung, daß nach einer solchen Strafe in dieser Welt, Gott in der andern ihm gnädig seyn werde.

27.

Dom Diego de Abreu will sich als Gouverneur bestätigen lassen. Irala läßt ihn nach seiner Rückkehr tödten. Gewaltthätigkeiten Irala's. Dom Diego de Centeno. Irala schlägt die Tapez. Ränke und Despotismus dieses Officiers.

Nachdem der neue Statthalter Dom Diego de Abreu einen so gefährlichen Nebenbuhler sich vom Halse geschafft hatte, arbeitete er mit größter Eile dahin, die Bestätigung seiner Würde vom Kaiser zu erlangen. Er ließ also in dieser Absicht ein leichtes Fahrzeug nach Spanien absegeln, auf welchem Dom Alonzo de Riguelmi mit allen Acten seiner rechtmäßigen Wahl und den Beweisen von Irala's Tode sich einschiffte; auch befahl er dem Ferdinand de Ribera, ihn bis zum Vorgebirge Santa-Martha auf einer Brigantine zu begleiten. Sie waren aber kaum in die hohe See gekommen, wo Ribera Abschied von ihnen nahm, als Riguelmi's Schiff von einem gewaltigen Windstoß wider einen Felsenriff geworfen wurde. Es scheiterte und nur mit äußerster Mühe ward die Mannschaft gerettet; die vielleicht von den Charua's wäre niedergemacht worden, welche sie daselbst überfielen, wofern nicht Ribera, der noch in der Nähe war und vor dem Sturm sich gerettet hatte, nachdem er ihr Unglück erfahren, ihnen zu Hilfe geeilt, und sie in seinem Schiffe nach Assumtion zurückgebracht hätte. Er langte daselbst gegen das Ende des Jahres 1549 an, und erstaun-

te nicht wenig, den Dom Irala zu finden, der indessen dahin zurückgekehrt war.

Seine unvermuthete Ankunft daselbst hatte Diejenigen in großes Schrecken gesetzt, die indessen die Regierung an sich gerissen hatten. Dom Diego floh, weil er fürchtete, Irala möchte den Tod des Mendoza an ihm rächen; deßgleichen thaten auch alle Übrigen, die in dieser Sache verwickelt waren, und sie suchten ihr Heil in den Gebirgen, wo es um so schwerer war, ihnen nachzusetzen, als die Indier der Nachbarschaft sie in Schutz nahmen. Indessen ward der Statthalter über ihre Entweichung durch die Ankunft des Chaves und Derjenigen getröstet, die ihn nach Peru begleitet, und auf dieser so langen Reise nicht nur keinen einzigen Mann verloren, sondern sich noch mit vierzig Spaniern verstärkt hatten.

Chaves, ein Eidam des enthaupteten Dom Francesco de Mendoza, verlangte von dem Statthalter, daß er Diejenigen, die Schuld an dessen Tode trugen, hinrichten ließe; und Irala verhieß es ihm feierlich. Wirklich wurden alle hingerichtet, deren man habhaft ward; Abreu aber, der dieß erfuhr, flüchtete bei dieser Nachricht noch weiter; doch konnte er Denjenigen nicht entkommen, die ihn suchten. Zwanzig Soldaten waren ihm bereits auf der Spur; und sie hatten den Befehl, ihn lebend oder todt zu bringen. Diese also ersahen eine Art Hütte auf der Spitze eines sehr hohen und steilen Berges; näherten sich derselben bei Nacht, erkannten ihn darin mitten un-

ter einigen Spaniern, gaben Feuer auf ihn und tödteten ihn auf der Stelle.

Es wurden bei Gelegenheit dieser Nachstellungen überhaupt viele schreiende Gewaltthätigkeiten verübt; alles war in größter Verwirrung; und Irala, wiewohl es ihm nicht an großen und guten Eigenschaften fehlte, ließ sich Vieles zu Schulden kommen; zumal gab er durch die Bedrückungen der Indier, Veranlassung zu großem Aufruhr; und weil er fürchtete, es möchten Klagen über ihn an den Kaiser oder an den königlichen hohen Rath von Indien ergehen, hatte er allenthalben Spionen aufgestellt, die um so mehr zu fürchten waren, als mit dem Tode bestraft ward wer immer mit derlei schriftlichen Klagen ergriffen wurde; und es ihm auch nicht an Vorwänden fehlte, derlei Hinrichtungen zu rechtfertigen. Eben so aufmerksam war er auch, zu verhindern, daß die Mißvergnügten nicht nach Peru sich wendeten, weil er von dem Vicekönig nicht weniger als von dem Kaiser und seinem Rathe zu fürchten hatte.

Auch konnte es ihm nicht unbewußt seyn, daß zur Zeit, wo er seine Dienste dem Präsidenten de la Gasca anerboten hatte, dieser Herr (ob er nun entschlossen war, dieselben anzunehmen, oder ob Jene, die Irala an ihn abgesandt hatte, dieß Anerbieten ihm zu thun, über die Unruhen im Paraguay ihm Nachricht gegeben, vielleicht in einen oder andern Puncten über den Statthalter sich beklagt und ihn dadurch bewogen hatten, einen Mann dahin abzu-

senden, auf den er sich verlassen könne), seine Gedanken auf Dom Diego Centeno gerichtet hatte, der seit einiger Zeit in der Provinz Charcas sich aufhielt. Es war dieß ein alter Officier, dessen Name in der Geschichte von Peru berühmt ist, und der durch seine Tapferkeit, seine Klugheit und seine Tugenden, so wie durch seine Treue und seine Ergebenheit gegen den Monarchen, der größten Ämter würdig und der schwierigsten Unternehmungen fähig war. Die Gränzen des Gouvernementes, das der Vicekönig von Peru ihm vor der Hand übertragen hatte, war bloß auf das Land eingeschränkt, wo er nun eben war, und das auf der einen Seite gegen Süd-Ost und West, zwischen den Provinzen Cuzco und Charcas hin sich erstreckt, auf der andern Seite aber unter dem vierzehnten bis zum sieben und zwanzigten Grad nördlicher Breite gegen Brasilien liegt.

Er empfahl also dem Dom Diego de Centeno vor allen Dingen, die Bekehrung der Eingeborenen sich angelegen seyn zu lassen; keine Strenge gegen sie zu üben, er habe denn zuvor alle Mittel der Güte und Sanftmuth umsonst versucht; die Missionäre auf alle Weise zu unterstützen und ihren Rath anzuhören, im Fall etwas mit den Indiern zu verhandeln wäre; das Land nicht, wie man bisher gethan, unnöthig zu durchstreifen, sondern dauerhafte Niederlassungen und so nahe an einander als möglich zu gründen; weil dieß das einzige Mittel wäre, den Uneinigkeiten unter den Spaniern zuvor zu kommen und solche zu stillen, so wie auch die Indier selbst in

ihren Ortschaften zurückzuhalten; da sie bloß aus Furcht, darin geneckt zu werden, von denselben sich entfernten. Ferner sollte er auch nichts außer Acht lassen, das sie glücklich machen könnte; und deßwegen bei Austheilung der Ländereien nur auf Solche sehen, deren Betragen untadelhaft wäre und die diese Gnade durch ihre Dienste vor Andern verdient hätten. Dann sollte er auch von diesen Indiern nur einen geringen Tribut einfordern und solchen mit Zuziehung der Weltgeistlichen und Religiosen bestimmen; auf keinen Fall sollte er einen Spanier mit sich nehmen, der an dem Aufruhr des Gonsalvo Pizzaro Antheil gehabt hätte; endlich sollte er darüber wachen, daß bei Allen, die ihm nach Paraguay folgen wollten, die strengste Mannszucht beobachtet würde; und keinem erlauben, irgend einen Indier, unter was immer für einem Vorwand, mit Gewalt zu entführen.

So weise Belehrungen, die überdieß einem Manne von dem Charakter des Centeno ertheilt wurden, hätten der Provinz Paraguay gewiß in kurzer Zeit eine neue Gestalt gegeben; doch er starb, als er sich eben bereitete, seine Statthalterschaft in Besitz zu nehmen; und wahrscheinlich erfuhr Irala erst nach seinem Tode, daß er, wofern seine Soldaten ihn nicht genöthiget hätten, nach Assumtion zurückzukehren, Gefahr gelaufen wäre, seine Stelle daselbst besetzt zu sehen. Sobald er also sah, daß er nun von Peru aus keinen Mitbuhler mehr zu fürchten habe, beschäftigte er sich ernstlich damit, nützli-

che Niederlassungen zu gründen; und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Paraguay in dieser Hinsicht ihm Vieles verdankt. Auch hatte er Zeit genug gehabt, zu erkennen, daß die Colonie nothwendig eines Seehafens bedurfte, wo die spanischen Schiffe sicher und bequem vor Anker liegen konnten, und er traf hierzu alle nothwendigen Vorkehrungen; wiewohl er sein Vorhaben, wegen Störung der Indier, nicht sogleich nach Wunsch ausführen konnte.

In derselben Zeit auch riefen die Guarani's, die bei dem großen Wasserfall des Parana wohnten, und den Spaniern sich freiwillig unterworfen hatten, ihn gegen die Tapez zu Hilfe, die an den Gränzen von Brasilien wohnten; und, von den Portugiesen unterstützt, oftmals in ihr Land einfielen und große Feindseligkeiten ausübten. Irala hielt es der Billigkeit und sogar dem Nutzen der Spanier gemäß, sie zu beschützen, brachte ein kleines Heer aus Spaniern und Indiern zusammen; begab sich hierauf zu den Guarani's, verstärkte sein Heer auch mit Kriegern dieses Volkes uud führte sie gegen die Tapez an, die sich zwar Anfangs wüthend vertheidigten, endlich aber gänzlich geschlagen wurden und ihrem völligen Untergang nur dadurch entgingen, daß sie die feierliche Verheißung gaben, die Guarani's künftig in Ruhe zu lassen. Hierauf besah der Statthalter die Lage des Landes, das diese Nation bewohnte, und hielt es für rathsam, eine Stadt daselbst zu erbauen; theils um dadurch in den

Stand gesetzt zu werden, diese Gränzen von Brasilien zu beschützen, theils auch um näher an das Meer zu rücken und dem Rath der indischen Angelegenheiten schleunigere Nachricht von den Bedürfnissen der Colonie geben zu können. Und sobald er zu Assumtion zurück war, sandte er den Garcias Rodriguez de Vergara zur Ausführung seines Planes ab, der auch in demselben Jahre 1554 mit genugsamer Mannschaft und allem Erforderlichen sich dahin begab und diese Stadt zur Rechten des Parana, eine Stunde oberhalb des großen Wasserfalles errichtete, die in der Folge den Namen Guayra erhielt.

Ungefähr um die nämliche Zeit kam ein Befehl vom königlichen hohen Rath der indischen Angelegenheiten zu Assumtion an, kraft dessen man die neuen Entdeckungen und Niederlassungen unter den Indiern einstellen sollte. Diesen Befehl ließ Irala bekannt machen, und sandte dann den Regidor, Dom Pedro de Molina, der ihm sehr ergeben war, unter dem Vorwand nach Spanien, Seiner Majestät den Stand und die Bedürfnisse der Provinz zu entfalten; eigentlich aber um daselbst seinen Vortheil zu besorgen. Und damit man nicht etwa diese Gelegenheit benützte und gegen ihn schriebe, hielt er die Abreise des Molina sehr geheim und ließ den Nuflo de Chaves mit ihm abreisen, welcher eben Vorkehrung traf, auf seinen Befehl gegen die Indier an den Gränzen Brasiliens auszuziehen, gegen welche die Bundesgenossen schwere Klagen führten.

Da er aber ungeachtet aller seiner Vorsicht und seiner Maßregeln immer fürchtete, die Mißvergnügten möchten etwa Mittel finden, ihn bei Hofe zu verklagen, schrieb er an den Kaiser selbst und bat ihn, Erkundigungen über sein Betragen einzuziehen; da er als gewiß erachtete, daß die Sicherheit, die er durch eine solche Bitte äußerte, alle etwanigen Klagen seiner Widersacher entkräften würde. In dieser Zuversicht und ohne Furcht darüber was der Hof dazu sagen würde, schritt er endlich zur Vertheilung der Ländereien, wozu er sich bis jetzt noch immer nicht hatte verstehen wollen; doch verfuhr er dabei als unumschränkter Monarch, und ließ, dem ausdrücklichen Verbot des Kaisers zuwider, auch Portugiesen und andere Fremde Theil daran nehmen. Er sah zwar wohl voraus, daß man hierüber murren würde; aber er bedroht mit den härtesten Strafen wer immer sich vermessen würde, öffentlich Beschwerden zu führen, weil er, wie er sich verlauten ließ, gewiß sei, daß der Kaiser sein Verfahren billigen würde.

Diesem Despotismus folgten bald zwei Verordnungen nach, die dem Handel der Spanier mit den Indiern sehr nachtheilig waren. Die Letztern bezeigten ihre Unzufriedenheit darüber; doch hielt die Furcht vor noch schwerern Mißhandlungen die Meisten ab, sich laut zu beklagen. Einige empörten sich, und er beorderte den Chaves mit hundert fünfzig Spaniern, sie zu züchtigen. Doch es war dieß keine so leichte Sache, als er es sich eingebildet hatte;

die Entrüsteten wehrten sich tapfer, und erschlugen ihm viele Leute; nur mit großer Mühe gelang es diesem Officier, eine Vermittlung zu Stand zu bringen und sie zur Ordnung zurückzuführen. Endlich führte er die Oberhäupter nach Assumtion, und Irala begnügte sich mit ihrem Versprechen, daß sie ins Künftige gehorsamer seyn wollten. Man verwunderte sich nicht wenig über die Bereitwilligkeit, mit welcher er ihre Entschuldigungen annahm; aber er hatte kurz vorher heimliche Nachrichten erhalten, die ihn zu sehr beunruhigten, als daß er sich hätte in einen neuen Krieg einlassen können.

28.

Der Kaiser sendet einen neuen Statthalter nach dem Paraguay. Erster Bischof in diesem Lande. Neue Entdeckungsreisen. Tod Irala's.

Als im Jahr 1547 der Kaiser zu erkennen gegeben hatte, er sei Willens, einen neuen Statthalter nach dem Paraguay zu senden, da that Dom Juan de Sanabria, der sehr reich war, dem Kaiser das Anerbieten, eine ziemliche Anzahl ganzer Familien nebst zwei hundert fünfzig Soldaten auf eigene Kosten dahin zu führen, eine Niederlassung bei dem Seehafen San Francesco zu gründen, der an der Mündung des Flusses gleichen Namens zwischen den Inseln Chananäa und St. Katharina liegt; eine andere aber bei dem Einfluß des Rio de la Plata; überdieß Weitzen, Roggen, Gerste und ande-

res Getreide zur Genüge mitzunehmen, die Ländereien zu besäen; dann zehn Religiosen aus dem Orden des heil. Franciscus mit sich zu führen und auf der Reise frei zu halten; Materialien zu zehn leichten Kriegsschiffen dahin zu bringen und den Spaniern Waaren aller Art vorzustrecken, damit sie mit den Eingeborenen des Landes Handel treiben könnten. Sein Anerbieten ward angenommen, doch unter der Bedingniß, daß er noch tausend Zentner Eisen, hundert Zentner Stahl, Handwerker, deren Gewerbe einer neuen Colonie unentbehrlich sind, dann Lebensmittel zum Unterhalt aller dieser Leute bis zur nächsten Ernte, und überdieß sechs vollständige Capellen für eben so viele Priester mitnehmen sollte. Sanabria willigte in Alles, und der Kaiser gab ihm alle Titel und alle Vollmacht, die er dem Dom Pedro de Mendoza gegeben hatte.

Hierauf begab sich der neue Statthalter nach Sevilla, um daselbst Vorkehrungen zu seiner Einschiffung zu treffen; doch als er eben vollauf damit beschäftiget war, übereilte ihn der Tod zum großen Leidwesen aller, die ihn kannten und denen die Angelegenheiten des Paraguay am meisten am Herzen lagen. Wirklich war dieß ein sehr schwerer Verlust für diese Colonie, die eben mehr als jemals eines solchen Statthalters bedurfte. Der Kaiser ließ dem Sohn dieses Edelmannes die Stelle seines Vaters unter den nämlichen Bedingnissen anbieten; der solche auch dankbar annahm; da ihm jedoch mancherlei Hindernisse aufstießen, konnte er nicht sobald

abreisen als es wohl zu wünschen gewesen wäre. Endlich schiffte er sich gleichwohl ein. Alles aber, was man von seiner Seefahrt erfuhr, beschränkt sich darauf, daß er mit seinen beiden Schiffen bei der Bucht des Rio de la Plata Schiffbruch litt und mit seiner ganzen Mannschaft unterging, wenige Matrosen ausgenommen, die diese traurige Nachricht nach Assumtion brachten, worüber die ganze Stadt höchlich bestürzt ward.

Nicht lange nach diesem Unglücksfalle traf zu Assumtion die Nachricht von der baldigen Ankunft eines Bischofs ein. Schon lange hatte der Kaiser daran gearbeitet, der Colonie diese Wohlthat zu verschaffen; und es ward endlich im Jahr 1554 in einem Consistorium zu Rom P. Petrus de la Torre, aus dem Orden des heil. Franciscus, von Paul III., zum Bischof von Rio de la Plata ernannt. Dieser Prälat hielt seinen Einzug am Palmsonntage des folgenden Jahres unter lautem Freudengeschrei der ganzen Stadt, die von ihm große Linderung in den Drangsalen hoffte, unter welchen die meisten Inwohner seufzten. Die Weltpriester, deren Anzahl nur gering war, dann die Väter aus dem Orden des heil. Franciscus und der Erlösung der Gefangenen, waren ihm bei der ersten Nachricht seiner Ankunft entgegen gegangen und sie trafen ihn mit einem stattlichen Gefolge von Priestern und Dienstleuten; denn es war der Wille des Kaisers, daß er seinen Einzug in sein Bisthum mit einem Gefolge hielte, das seiner Würde angemessen wäre. Der

Statthalter, welcher abwesend war, eilte bei der ersten Nachricht, daß derselbe in der Nähe sei, zu seinem Empfang herbei, und bat ihn auf den Knien um seinen Segen.

Dieser Prälat war von Spanien mit drei Schiffen abgesegelt, die der Kaiser mit Mannschaft, Waffen und Munition hatte versehen lassen. Das Commando darüber führte Martin de Urua, der als Procurator der Provinz Rio de la Plata nach Spanien gekommen war. Er überreichte sogleich nach seiner Ankunft dem Dom Irala eine Schrift des Kaisers, die ihn in seiner Würde bestätigte, und verschiedene Verordnungen, aus welchen die vorzüglichsten die Commenden betrafen. Es war dieß ein Mittel, das man ersonnen hatte, Diejenigen zu belohnen, die zur Begründung der Colonie beigetragen hatten, und die man, wie bereits erinnert ward, die Eroberer des Paraguay nannte. Wir werden bald näher beschreiben, was diese Commenden eigentlich waren; vor der Hand genügt es zu erinnern, daß sie aus einer gewissen Anzahl Indier bestanden, die man unterworfen hatte, und die Denjenigen dienen mußten, an die man sie übergab. Da man indessen derselben noch nicht genug hatte, um alle damit zu betheilen, die auf diese Belohnung Anspruch machten, beschloß der Statthalter mit Beistimmung des Bischofs und aller Übrigen, die Sitz und Stimme im Rath hatten, neue Ortschaften von den Eingeborenen des Landes zu errichten, über welche man glaubte ein Recht zu haben; die aber,

weil sie noch keine bestimmten Wohnplätze hatten, nicht leicht zu unterjochen waren.

Es sandte also im folgenden Jahre 1557 der Statthalter den Capitain Rui Diaz Melgarejo in die Provinz Guayra ab, der, als er einen großen Theil dieses Landes in Augenschein genommen hatte, die Lage der Stadt gleichen Namens, sehr unbequem fand und solche unter dem Namen Ciudad Real um drei Meilen höher verlegte. Er wies derselben vierzig tausend Indier zu; und die Inwohner gewöhnten dieselben bald an den Feldbau. Es erwuchs daselbst in Kurzem Getreide und Gemüse im Überfluß; ja man pflanzte auch Baumwolle, Weinstöcke und Zuckerröhre, die sehr wohl gediehen. Dazu hatte auch die Umgegend Wild und Fische zur Genüge.

Zur nämlichen Zeit sandte der Statthalter den Nuflo de Chaves mit zwei hundert zwanzig Soldaten und drei tausend fünf hundert Indiern aus, eine ähnliche Niederlassung unter den Xarayes zu gründen. Chaves aber hatte seinen eigenen Plan bei dieser Unternehmung. Diesem zu Folge fand er in dem ganzen Lande keinen Platz, der zur Erbauung einer Stadt geeignet wäre; und als er erfuhr, er würde in der Nähe von Peru eine Völkerschaft der Guarani's antreffen, wendete er sich gegen Westen, wo er auf die Chiquiten stieß, die ihm den Weg verlegten, weiter fortzuschreiten. Dieß tapfere Volk, das den Eroberern des Peru viel zu schaffen gemacht hatte, tödtete ihm viele seiner Streiter, und es

starben auch alle, die in dem Treffen verwundet wurden; weil ihre Pfeile vergiftet waren. Er schlug sie zwar endlich in die Flucht; doch hatten seine Spanier nicht Lust, abermal mit ihnen zu fechten, und verlangten, ihrer ersten Bestimmung gemäß, zu den Xarayes zurückzukehren und dort sich niederzulassen. Die Gelegenheit wäre allerdings gut gewesen, des Dreikönigshafens sich zu versichern; doch Chaves war fest entschlossen, nicht mehr nach dem Paraguay zurückznkehren.

Indessen diese Dinge vorgingen, bekam er Nachricht von dem Tode des Dom Martinez de Irala. Dieser Statthalter war in eine indische Ortschaft gegangen, daselbst Holz für den Bau einer Capelle fällen zu lassen, die er in der Hauptkirche zu Assumtion errichten wollte. Daselbst wurde er von einem auszehrenden Fieber überfallen, das ihn nöthigte, nach Assumtion zurückzukehren, wo es ihn in kurzer Zeit aufrieb. Indessen hatte er dennoch Zeit genug, sich zum Tode zu bereiten, und er verwendete sie zu seinem Heile. Der Bischof verließ ihn nicht in seinen letzten Tagen, und er starb eines sehr erbaulichen Todes. Als er sah, daß sein Leben sich zum Ende neigte, ernannte er den Dom Gonzalez de Mendoza, seinen Eidam, zum Oberbefehlshaber und Commandanten der Provinz, bis der Kaiser einen Statthalter ernennen würde; und diese Wahl ward allgemein gebilligt. Mendoza hielt es für seine Pflicht, den Ansichten seines Schwähers hinsichtlich der Niederlassungen zu folgen, und da

zumal die Niederlassung ihm am Herzen lag, welche Chaves Befehl hatte bei den Xarayes zu gründen, sandte er einen Abgeordneten an ihn, mit dem Auftrag, daß er unverzüglich ausführen sollte was der Statthalter ihm befohlen habe.

29.

Ehrsüchtiges Treiben des Nuflo de Chaves. Er baut die Stadt Sanct Cruz de la Sierra. Krieg mit den Wilden. Dom Vergarra zu Liwa.

Dieser Abgeordnete fand den Nuflo de Chaves noch an dem nämlichen Orte, wo er die Chiquiten aus ihrer Verschanzung vertrieben hatte. Er war aber in seinem Plan zu weit vorgerückt, als daß er je wieder an eine Rückkehr hätte denken mögen, und auch fest entschlossen, seinen Vorsatz um jeden Preis auszuführen. Er war wohl gefaßt, daß der größte Theil seiner Leute ihn verlassen würde; wirklich erklärten ihm auch hundert vierzig derselben, daß sie ihm nicht länger folgen würden, wofern er nicht zu den Xarayes zurückkehren wolle. Er aber antwortete ihnen, es sei seine Absicht nicht, Jemand gegen seinen Willen zurückzuhalten. Hierauf erwählten sie den Gonsalez Casco zu ihrem Hauptmann, und traten ihren Weg zu den Xarayes an. Chaves aber verblieb mit etwa sechzig Mann, mit welchen er bis in die Ebenen Tamaguasis marschirte, wo er den Capitain Andrea Manso antraf, den der Vicekönig aus Peru mit einer starken Mannschaft dahin

gesandt hatte, ebenfalls eine Niederlassung zu gründen.

Nun war zwar das Land sehr groß; dennoch war es nicht groß genug, den Ehrgeiz dieser beiden Officiere zu befriedigen; sie konnten nicht einig werden, und es mußte der oberste Gerichtshof von Rio de la Plata, der nur dem Vicekönig allein untersteht, in's Mittel treten, sie zu vereinigen. Dom Predro Ramirez de Guinonnez, Präsident dieses hohen Gerichtes, begab sich selbst an Ort und Stelle und wies Jedem seinen Bezirk an. Chaves aber ließ alsbald seine Leute unter dem Commando des Fernando de Salazar, seines Lieutenants und begab sich zu dem Vicekönig nach Lima, welcher den Nachrichten zu Folge, die Chaves ihm von diesem Lande brachte, seinen Sohn zum Statthalter darüber bestellte, dem Chaves aber die königliche Oberbefehlshaberstelle darin ertheilte, und ihm auftrug, sich unverzüglich dahin zu begeben. Er folgte dem Befehl alsbald und begann die Ausübung seines Amtes damit, daß er in dieser neuen Provinz eine Stadt anlegte, die er Santa Cruz de la Sierra nannte. In kurzer Zeit waren daselbst gegen sechzig tausend Indier ohne Schwertstreich unterworfen; da jedoch die Meisten der Nation der Moxe's angehörten, die erst hundert fünfzig Jahre später das Christenthum annahmen, war ihre Unterwerfung während dieser langen Zeit meist nur verstellt, und sie trugen das Joch nur, wenn sie dasselbe nicht abwerfen konnten. Späterhin ward Santa Cruz fünfzig

Meilen mehr gegen Norden hin verlegt, und aller Wahrscheinlichkeit nach kamen damals die Moxe's wieder zu völliger Freiheit.

Die Spanier indessen, die sich von Chaves getrennt hatten, so wie alle Indier, die ihnen gefolgt waren, blieben bei den Xarayes nur so lange, bis sie die Fahrzeuge, die sie daselbst zurückgelassen, wieder ausgebessert und in den Stand gesetzt hatten, auf denselben nach Assumtion zurückzureisen. Während dieser Zeit war der Sohn des Vicekönigs gestorben, den er zum Statthalter über Paraguay bestellt hatte; und sie erfuhren bei ihrer Ankunft, Dom Juan Ortiz de Vergara wäre einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt worden. Es erhoben sich aber bald nach ihrer Rückkehr und der Wahl des neuen Oberbefehlshabers sehr schwere Kriege mit den Indiern; selbst die Guarani's empörten sich und es bedurfte fürwahr aller Überlegenheit der europäischen Kriegskunst und der Feuergewehre, diesen Aufruhr zu dämpfen; denn alle einzelnen Völkerschaften waren auf's äußerste erbittert, und boten ihre ganze Kraft auf, das Joch der Spanier abzuschütteln. Endlich schlug der tapfere Riquelmi sie auf mehreren Puncten, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, machte sehr viele Gefangenen, unter welchen sich eine Menge Oberhäupter befanden, die, um Gnade zu erhalten, ihm sagten, sie wären von den mächtigsten Kaziken ihrer Nationen so wie nicht minder von Jenen gezwungen worden, die Waffen zu ergreifen, die den Spaniern als Commenden

wären geschenkt worden; und die das spanische Joch um jeden Preis abwerfen wollten. Dieser tapfere Officier brachte den ganzen Winter in der Provinz Guayra zu, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen; und kehrte dann nach Assumtion zurück, wo die ganze Stadt ihn unter lautem Freudengeschrei wie im Triumph empfing.

Der neue Statthalter Dom Vergara, der seine Bestätigung noch nicht erhalten hatte, machte sich dem Rath seiner Freunde zu Folge auf den Weg nach Peru, dieselbe von dem Vicekönig zu verlangen; doch nie hatten seine Freunde ihm einen schlimmern Rath ertheilt. Er nahm ein großes Gefolge und überdieß drei tausend Spanier und eben so viele Indier mit sich dahin. Nuflo de Chaves, der nach Assumtion gekommen war, seine Frau und seine Kinder abzuholen, schloß sich ebenfalls an ihn an; und, worüber Viele sich verwunderten, selbst der Bischof in Begleitung vieler Priester, wollte die Reise mitmachen. Als sie nun zu den Jtatines kamen, da beredete Chaves drei tausend dieser Indier, welchen er goldene Berge verhieß, ihm zu folgen, und verstärkte dadurch seine Heeresmacht sehr ansehnlich; so daß er, als der Statthalter das Gebiet von Santa-Cruz betreten hatte, ihm rund erklärte, Niemand habe hier zu befehlen als er allein. Da nun Niemand wußte, wem er zu gehorchen habe, ward die Verwirrung allgemein; dazu kam auch bald große Hungersnoth, weil die Lebensmittel anfingen auszugehen; und da ohnedieß die Meisten von der langen

Reise vor Müdigkeit erschöpft waren, entstand eine große Sterblichkeit, die viele aus den Itatinen hinwegraffte; weßhalb Diejenigen, deren sie schonte, nicht weiter gingen, sondern sich um einen fruchtbaren Strich Landes umsahen, und eine Ortschaft anlegten.

Zur nämlichen Zeit empörten sich die Eingeborenen des Landes; und diese Empörung griff rings um sich bis jenseits Guapay. Chaves machte sich auf, gegen die Rebellen zu ziehen und gab bei seiner Abreise dem Fernando Salazar Befehl, den Statthalter von Rio de la Plata sammt seinem Geleite zu entwaffnen. Vergara aber sandte alsbald einen Eilboten an den königlichen Gerichtshof ab, über diese Gewaltthätigkeit zu klagen; und Salazar erhielt den Befehl, ihn seine Reise fortsetzen zu lassen. Endlich langte er in der Hauptstadt Charcas an, nachdem er Vieles sowohl von den feindlichen Indiern, als von der Hungersnoth gelitten hatte; das Traurigste aber stand ihm noch bevor.

Er erfuhr nämlich daselbst, daß man bei dem königlichen Gerichtshof ihn über hundert zehn Puncte verklagt hatte, unter welchen einige sehr schwer waren. Auch verargte man es ihm als ein Verbrechen, daß er mit so großen Kosten seiner Provinz so viele Spanier und Indier mit sich genommen hatte, von welchen eine bedeutende Anzahl unter Weges umgekommen waren. Gleichwohl erklärte ihm dieser oberste Gerichtshof, er wolle über diese Klagen keinen Ausspruch thun; sondern er sende ihn zu Dom Lopez Gacias de Castro, Statthalter und obersten Feldherrn

von Peru und Präsidenten der königlichen Audienz zu Lima, woselbst er residirte. Er begab sich also in diese Hauptstadt, als er aber daselbst angekommen war, wurde er seiner Würde entsetzt; und seine Stelle dem Dom Juan Ortiz de Zarate, einem wohlverdienten Officier übergeben; doch unter der Bedingniß, daß er bei König Philipp II. um die Bestätigung derselben ansuchen sollte. Zu gleicher Zeit ward dem Vergara befohlen, sich vor dem königlichen Rath der indischen Angelegenheiten zu stellen und über die gegen ihn eingereichten Klagepuncte sich zu rechtfertigen.

30.

Philipp II. bestätigt den neuen Statthalter. Ende des Nuflo de Chaves. Uneinigkeiten zu Assumtion. Erbauung der Stadt Xeres.

Im folgenden Jahre reiste der neue Statthalter von Rio de la Plata von Peru aus nach Spanien, nachdem er zuvor dem Philipp de Carceres in seiner Abwesenheit das Commando übertragen und ihm und seinem Gefolge alles Nothwendige zur Rückreise bis nach Assumtion hatte ertheilen lassen. Philipp II. nahm den Zarate sehr gütig auf, gab ihm die ausgedehnteste Vollmacht und die weisesten Belehrungen für das Gedeihen der Colonie, für die Erleichterung der Eingeborenen des Landes und die feste Begründung der christlichen Religion in diesem großen Lande.

Auch der Commandant de Carceres, der Bischof und alle übrigen Spanier und Indier traten

ihre Rückreise über Santa-Cruz de la Sierra an, wo Chaves sie sehr wohl aufnahm. Er wollte sie sogar eine ziemliche Strecke und zwar mit einem stattlichen Gefolge begleiten. Doch hatte er bei dieser Höflichkeit seine Absichten; denn er verführte ihnen auf dem Wege so viele ihrer Soldaten er konnte, und darunter auch einen sehr geschickten Minirer. Als man an den Ort kam, wo die Itatines zurückgeblieben waren und sich angesiedelt hatten, bemerkte man bald, daß sie sehr übel gesinnt gegen die Spanier waren; deßhalb entfernte sich Chaves, sie zu beobachten.

Er war bei einer indischen Ortschaft angekommen, wo, wie er erfuhr, einige Kaziken sich versammelt hatten, und er ging in dieselbe ein, bloß von zwölf Soldaten begleitet und stieg auf dem öffentlichen Platz vom Pferde ab. Mehrere Indier eilten alsbald herbei, als wollten sie ihn bewillkommen, und führten ihn in eine sehr reinliche Hütte, wo sie ihn einluden, ein wenig auszuruhen. Da er sehr müde war, legte er sich in eine Hängematte nieder, nahm seinen Helm ab, um der kühlen Luft zu genießen und bequemer zu schlafen. Doch einen Augenblick hernach trat ein Kazike von hinten hinzu und gab ihm mit seiner Keule einen Schlag auf's Haupt, der ihn auf der Stelle tödtete. Seine zwölf Soldaten wurden auf gleiche Weise ermordet; den einzigen Trompeter ausgenommen, Namens Alexander, der, wiewohl sehr schwer verwundet, dennoch Zeit gewann, sich auf sein Pferd zu schwingen und dem Dom Diego de Mendoza, der mit den übrigen Soldaten folgte,

Nachricht von dem Geschehenen zu bringen; und höchst wahrscheinlich hätten dieselben ohne diese Warnung das nämliche Loos gehabt.

Ehe Chaves von dem Commandanten sich getrennt hatte, war er mit ihm überein gekommen, daß er ihn an einem bestimmten Ort erwarten sollte. Da nun Carceres ankam und ihn nicht traf, ward er darüber sehr betroffen; als einige Indier erschienen und ihm das traurige Ende dieses Capitains hinterbrachten. Er setzte also seinen Marsch fort und kam ziemlich glücklich bis an die Ufer des Paraguay. Einige seiner Leute hatte er vorausgesandt, die Barken und Kähne, die er hatte in den Grund senken lassen, aus dem Wasser zu ziehen, um solche zu seiner Reise nach Assumtion herzurichten; doch als die Payagua's und andere Indier sie ersahen, überfielen sie dieselben und machten sie zu Sclaven. Als er hierauf das Land der Itatines zu erreichen suchte, sah er sich plötzlich von ihnen umringt. Sie griffen ihn mit eben so großer Thätigkeit als Vorsicht an, und nur durch ein Wunder geschah's, daß er mit seiner geringen Mannschaft die Oberhand gewann und sie endlich in die Flucht schlug. Und es war dieß nicht das einzige Mal, daß er sich mit ihnen schlagen mußte; sie schienen einander gleichsam abzulösen, um ihn aufzureiben; weßhalb er beständig auf seiner Hut seyn mußte, zumal da ein einziger Überfall genügte, ihn sammt allen seinen Leuten aufzureiben; und auch kein Scharmützel also ablief, daß nicht einige derselben außer Stand gesetzt wurden, weiter

zu fechten. Endlich kam er in die Nähe von Assumtion, und als er etwa noch fünfzig Meilen von dieser Hauptstadt entfernt war, traf er bloß Bundesgenossen an, die sich beeiferten, ihm Lebensmittel und Erfrischnngen zu bringen, und ihm alle Hilfe anzubieten, deren er bedürfen konnte. Er kam in den ersten Tagen des Jahres 1569 daselbst an und berief, noch bevor er seine Waffen ablegte, die Rathsversammlung, ihr seine Bestallung als Befehlshaber in der Provinz vorzulegen, und ward auch ohne Anstand als solcher anerkannt.

Es dauerte jedoch nicht lange, so brach zwischen ihm und dem Bischof eine schwere Zwietracht aus, die schon lange zuvor, wiewohl nur heimlich bestanden hatte. Die Stadt ward in zwei Parteien getheilt und es kam zu schauerlichen Auftritten und Mordthaten. Viele Inwohner flüchteten sich aus der Stadt und Carçeres selbst war trotz aller Tyrannei, die er verübte, seines Lebens nicht mehr sicher. Endlich ward er gefangen, schwer gefesselt und in einen Kerker geworfen, wo er ein ganzes Jahr lang schmachtete. Nach Verlauf desselben führte der Bischof selbst ihn nach Spanien ab. Also ließ Gott es zu, daß er behandelt wurde, wie er selbst einst den edlen Dom Alvarez Nunez Cabeça de Vaca behandelt hatte.

Einige Zeit darauf legte Juan de Garay, ein Edelmann aus Biscaja den Grund zur Stadt Santafé, ungefähr zehn Meilen höher als der Ort, wo der Rio Salado aus Tucuman in den Rio de la Plata

sich ergießt. Der Anfang zur Gründung dieser Stadt ward den letzten September des Jahres 1573 gemacht. Einige Jahre später ward eine andere Stadt unter dem Namen Xeres, dreißig Meilen von dem östlichen Ufer des Paraguay angelegt; um welche Zeit auch die Stadt Neu-Corduba in Tucuman erbaut wurde.

Bisher hatten wir in unsrer Geschichte noch keine Gelegenheit, von dem Lande Tucuman zu sprechen. Gleichwohl ist es nicht mögkich, darin weiter fortzufahren, ohne zu berühren, was sowohl in dieser als in der Provinz Chaco sich ereignete, die solche an manchen Orten von den Gegenden trennt, welche unter dem Namen Rio de la Plata verstanden werden. Um aber deutlicher zu verstehen, was von diesen beiden Provinzen zu erinnern kommt, wollen wir zuerst von ihrer Größe und Lage, von ihren natürlichen Inwohnern und von der Art und Weise sprechen, wie die Spanier in der ersten sich niederließen; so wie auch von den Seltenheiten, die sowohl in der einen als in der andern dieser Provinzen angetroffen werden.

31.

Beschreibung der Provinz Tucuman, ihrer Inwohner und Producte. Dom Juan Nunnez de Prado, Gouverneur daselbst. Erbauung der Stadt St. Michael und anderer Städte.

Die Provinz Tucuman gränzt gegen Morgen an Chaco, gegen Abend an die Provinz Cuyo, die

von Chili abhängt, und an die Gebirge von Peru; gegen Norden und Nordwest an die Provinz Charcas, und gegen Nordost an Santa-Cruz de la Sierra. Das ganze Land liegt genau zwischen dem drei und zwanzigsten und zwei und dreißigsten Grad südlicher Breite. Eine Sonderbarkeit, die hier auffällt, ist die Kälte, die um so mehr zunimmt als man dem Wendekreise näher kommt, was wohl daher rühren mag, daß der ganze, gegen Norden gelegene Theil, in der Nähe verschiedener Reihen Berge liegt, aus welchen einige sehr hoch sind. Das Land hat ungefähr sechzig Meilen von Morgen gegen Abend, und führt seinen Namen nach der ersten Nation, von welcher es bewohnt ward, als man aus Peru dahin kam.

Die meisten der nördlichen Inwohner nähren sich von Fischen. Die gegen Mittag wohnen, irren in unabsehbaren Fluren umher, wo sie ihren Unterhalt durch die Jagd gewinnen. Man träumte einst von riesenhaften Menschenskeletten, die zwanzig Fuß in der Länge gehabt hätten, und die man hier wollte gefunden haben. Doch dieß sind Fabeln. Mitten in Tucuman sind die Menschen weit kleiner und dümmer, so wie auch träger und wilder als Jene, die man in den Thälern der Cordillieren von Peru angetroffen hat. Es gibt unter ihnen Völkerschaften, die keine andern Wohnungen haben als unterirdische Höhlen, wo das Tageslicht kaum je eindringt. Jene aber, die in der Nähe von Peru und Charcas wohnen, lassen es sich nicht eben so an allen Bequemlich-

keiten des Lebens fehlen, und sind in Ortschaften vereint. Man findet sogar einige, die Kupfer und Silber haben; doch scheinen sie desselben nicht sonderlich zu achten.

Es gibt in Tucuman Schafe, die als Lastthiere gebraucht werden, groß wie ein kleines Kamehl sind, und eine starke Kraft in der Lende haben. Die Wolle derselben ist sehr fein, und man verfertigt Zeuge daraus, die so schön sind als ob sie von Seide wären. Es war schon früher die Rede von diesen Thieren, weil sie in diesen Gegenden ziemlich allgemein sind; so wie auch die Tiger, von welchen diese Indier eine große Anzahl mit ihren Pfeilen erlegen. Zwei Hauptflüsse strömen durch diese Provinz: der Rio Salado und der Rio Dolce; der bedeutendste nach diesen beiden ist der Rio Tercero, von dem wir bereits gesprochen haben. Sie entspringen in den peruvianischen Gebirgen und ändern ihre Namen sehr oft. Es gibt auch noch andere Flüsse, die wieder in der Erde versiegen, aus welcher sie entsprungen sind. Überdieß finden sich in den Wäldern viele Quellen, und beinahe überall kleine Seen, Teiche und Moräste, die niemals gänzlich austrocknen. Alle diese Gewässer dienen dazu, die Luft zu erfrischen und das Erdreich fruchtbar zu machen; weßhalb denn auch das Land, zumal durch die sechsmonatlichen Regen und das Austreten der Flüsse alle Arten Getreide und Gemüse hervorbringt, wenn solches nur mäßig angebaut wird.

Tucuman war ziemlich bevölkert als die Spa-

nier in Peru eindrangen, und die nächsten Nachbarn dieses Reiches standen unter der Herrschaft der Incas; andere Völkerschaften hatten Kaziken, die von Niemand abhingen. Die umherstreifenden Völker waren familienweise von einander gesondert, und erkannten keine andern Herren als ihre Oberhäupter.— Zwischen Rio Dolce und Rio Salado gibt es viel Wachs und Honig; die Wälder sind voll der Bienenstöcke; auch findet man vielfältig Baumwolle, Johannisbrot, Cochenille und Waid. Das Johannisbrot hält sich daselbst das ganze Jahr, und einige Völkerschaften nähren sich beinahe einzig davon. Doch bestand in den ersten Zeiten der größte Reichthum des Landes in Baumwolle.

Sie nähren auch viel großes und kleines Vieh. Die Spanier, welche am ersten in diese Provinz kamen, hatten Pferde und Hornvieh frei in diesen Wäldern und Ebenen umherlaufen lassen, und es vermehrten diese Thiere sich erstaunlich; so daß sie der Mühe überhoben waren, sie zu erziehen und zu ernähren, und dieselben nur einfangen durften. Doch begnügten sie sich mit diesem mäßigen Leben nicht; sie gingen auf Gold aus, fanden desselben sehr wenig, und da sie zu träge waren, ihren Mangel durch Fleiß und Arbeit zu heben, strengten sie die Indier über die Gebühr an, und machten sich dieselben zu unversöhnlichen Feinden, die ihre Wohnungen, ja sogar ihre Städte nicht selten verheeren; und diese Colonie, die so nahe an Potosi und an Peru liegt, ist eine der ärmsten in der neuen Welt.

Die Kälte ist in einigen Gegenden dieser Provinz im Winter sehr strenge, und es ist eben nichts Seltenes, erfrorene Thiere zu finden. Es regnet um diese Zeit durchaus nicht, ja man sieht nicht einmal eine Wolke. Dagegen kündiget sich der Frühling durch so starke Regengüsse an, daß alle Gassen der Städte das Ansehen kleiner Flüsse haben, und die Fluren gleich unabsehbaren Seen sind. Diese Regengüsse werden von starken Donnern und Blitzen begleitet, ja auch von einem Hagel, der oft groß gleich einem Hühnerei ist. Der Sommer ist zwar auch nicht frei von mancherlei Beschwerden; doch ist im Ganzen genommen das Clima des Landes ziemlich gesund.

Nuflo de Chaves war so ziemlich der Erste, der auf seinen Streifzügen mehrmals in diese Provinz eindrang und Nachrichten von dem nördlichen Theile derselben brachte, die man vor ihm nicht hatte; wiewohl Mehrere bereits bis zu dem Rio de la Plata gekommen waren, Doch erst i. J. 1542 ergab sich's, daß Vaca de Castro, Vicekönig von Peru, nach der berühmten Schlacht bei Cupas, wo er den jungen Almagro gänzlich schlug und überwand, seine Hauptleute zu belohnen, die an diesem entscheidenden Tage ihm so wichtige Dienste erwiesen hatten, die Provinzen vertheilte, über die er nun als Sieger verfügen konnte, und das Reich Tucuman, ob solches auch noch nicht erobert war, dem Dom Diego de Rojas verlieh, der in den bürgerlichen Kriegen durch seine Tapferkeit und durch seine Treue sich aus-

gezeichnet hatte. Doch Rojas war nicht lange im Besitz seiner Würde; denn er ward in einem Gefecht von einem vergifteten Pfeile getödtet; und auch Mendoza sein Befehlshaber gründete keine Niederlassung, wiewohl er mit seinen Leuten bis zu dem Orte, wo einst der Thurm Gabots gestanden, ja sogar bis Chili vorgedrungen war.

Endlich ernannte i. J. 1549 der Präsident de la Gasca den Dom Juan Nunnez de Prado zum Gouverneur in Tucuman, gab ihm Truppen genug, die Indier in Furcht zu erhalten, und Familien, seine Provinz zu bevölkern. Überdieß auch trug er ihm auf, Geistliche und Ordensleute hinzuführen, und gab ihm Belehrungen, ziemlich ähnlich denjenigen, die er früher dem Dom Diego Centeno für die Provinz Rio de la Plata gegeben hatte. Die Väter Alfonso Trueno und Gasparo de Caravaca aus dem Orden der Erlösung der Gefangenen reisten mit ihm dahin ab; und sie waren die ersten, die das Evangelium in Tucuman verkündigten. Fruchtbarer jedoch wäre ihr Apostelamt gewesen, wenn Prado länger gelebt, oder seine Nachfolger die Belehrungen, die er bekommen hatte, mit der nämlichen Pünctlichkeit befolgt hätten.

Dieser Gouverneur gründete, den Eingang in seine Provinz sich zu erleichtern, in dem Thal Calchaqui (zwischen 24° 3′) eine Stadt, die er Sanct Michael nannte, die jedoch nicht lange bestand; denn das heutige Sanct Michael, von welchem in der Folge die Rede seyn wird, darf mit jener Stadt nicht

verwechselt werden. Von dem Thale Calchaqui kam der Gouverneur in die Ebenen, und ließ daselbst Kreuze aufrichten, mit welchen er das Recht der Freistätten verknüpfte. Dieß flößte den Heiden so große Ehrfurcht für das heilige Zeichen unsrer Erlösung ein, daß sie in allen ihren Ortschaften ähnliche Kreuze errichteten. Nach seinem Tode erbaute der Gouverneur Dom Francesco d'Aquirra i. J. 1562 die Stadt Santjago (28° der Breite) in einem sandigen, doch wohl bewässerten Erdreich und unter einem sehr heißen Clima. Der Rio Dolce, bei welchem er diese Stadt erbaute, bildet hier eine Art See, von welchem die Stadt Santjago de l'Estero genannt wird. Zwei Jahre hernach ward die Stadt Sanct Michael acht und zwanzig Meilen weiter nordwestwärts übersetzt.

Auf solche Weise ward Tucuman allmälig mit Städten besäet; es entstand i. J. 1567 die Stadt Esteco am Ufer des Rio Salado; i. J. 1582 die sehr freundliche Stadt Salta unter dem 24. Breitengrade, und kurze Zeit darauf die Stadt San Salvator de Hujuy, die nach zweimaliger Zerstörung durch die Indier von Chaco i. J. 1593 zum dritten Male erbaut ward; und i. J. 1558 die Stadt London, also genannt, Mariä, Königinn von England und Gemahlinn Philipps II. zu Ehren. Doch die bedeutendste Stadt in Tucuman ist Corduba, woselbst der Erzbischof dieser Provinz seinen Sitz hat. Sie liegt mitten im Lande, beinahe in gleicher Entfernung von Santa-Fé und San Juan de la Fron-

tera, das von Chili abhängt. Es fließt daselbst zwar kein Fluß, wohl aber ein kleiner Bach, der, nach einem sehr beschränkten Laufe, sich in einen Teich ergießt, und sehr fischreich ist. Auch die Jagd ist dort sehr ergiebig, und die Stadt hat überhaupt alle Bequemlichkeiten, die einer großen Stadt erwünschlich sind; fruchtbare Felder, angenehme Weingebirge, die vielen Wein geben; und ist gleichsam der Mittelpunct des Handels und der Communication zwischen Buenos-Ayres, Chili und der Provinz Charcas. Die Jesuiten haben daselbst ein großes Collegium nebst einer Universität von glänzendem Rufe, ein Noviziat und ein Seminarium für Adelige. Dieß ist vielleicht die einzige Stadt in dieser Provinz, die den Namen einer Stadt verdient und auch einer Stadt ähnlich sieht; denn meist sind alle diese Städte mehr armen Weilern zu vergleichen; wiewohl einige derselben wenigstens mit Pallisaden umzäunt sind. Und eben so sind auch die Städte der Provinzen Paraguay und des Rio de la Plata, mit Ausnahme der Hauptstädte, weder besser gebaut noch besser bevölkert.

Der Erste, der diesem Lande eine geordnete Gestalt gegeben, war Dom Juan Gomes Zurita. Er war sehr glücklich in den Kriegen, die er mit den Indiern führte, und verbreitete das Schrecken der spanischen Waffen so weit, daß er, als i. J. 1558 auf seinen Befehl Diejenigen gezählt wurden, die er theils gutwillig, theils durch Gewalt unterworfen hatte, die Anzahl derselben bloß in dem Bezirke von Sant-

jago, sich auf achtzig Tausende belief, die dem Könige von Spanien Tribut bezahlten. Trotz dieses so glücklichen Erfolges fiel er dennoch in die Ungnade des Vicekönigs von Chili, von welchem er abhing, und der i. J. 1561 den Dom Gregorio Castanneda dahin sandte, ihn abzulösen. Zurita weigerte sich, seinen Posten zu verlassen; vertheidigte jedoch denselben schlecht; er ward überwunden und gefangen nach Peru abgeführt. Indessen war dieser Provinz hiermit nicht geholfen, zumal nachdem Castanneda die Stadt London hatte schleifen lassen; und es mußte i. J. 1563 Dom Francesco d'Aguirra dahin gesandt werden, der alles wieder in ziemliche Ordnung brachte; nur ließ man ihm nicht Zeit, die Früchte seiner Arbeiten einzuernten; da er bald wieder nach Peru zurückberufen ward. Aller Wahrscheinlichkeit nach ward damals beschlossen, daß Tucuman in Zukunft bloß von den Vicekönigen von Peru abhängen und unter das königliche Hofgericht gestellt werden sollte.

32.

Schilderung der Provinz Chaco. Inwohner. Producte. Thiere.

Es ward schon früher erinnert, daß Tucuman von den Provinzen Paraguay und Rio de la Plata, die lange Zeit hindurch nur als Eine Provinz bestanden, durch das Land Chaco gesondert ist, das bis jetzt noch nicht erobert ward; aber dennoch so wesentlich in diese Geschichte eingreift, daß ich nicht

umhin kann, eine Beschreibung desselben und einen allgemeinen Begriff von seinen Inwohnern zu geben. Der Name Chaco scheint nicht sehr alt; und es wird dieses Namens nicht einmal in der Lebensgeschichte des heiligen Franciscus Solano aus dem Orden des heiligen Franciscus gedacht, der dieß Land von einem Ende bis zum andern durchzog, das Licht des Evangeliums darin zu verbreiten. In der quitchoanischen Sprache aber, die die Landessprache in Peru ist, nennt man Chacu jene großen Herden Rothwild, welche die Völker dieses Theiles von Amerika auf ihren Jagden zusammentreiben; und man gab dem Lande, von dem nun eben die Rede ist, den nämlichen Namen, weil nach der Eroberung eines großen Theiles des Reiches Peru durch Pizzaro, die Inwohner in sehr großer Anzahl sich dahin flüchteten. Aus dem Namen Chacu, den die Spanier anders aussprachen, entstand dann der Name Chaco. Es scheint, daß man Anfangs unter diesem Namen nur das Land verstand, das zwischen den Cordillieren, dem Pilco Majo und dem rothen Flusse liegt; und daß man es in der Folge weiter ausdehnte, jenachdem andere Völkerschaften mit den Peruvianern sich vereinigten, die sich dahin geflüchtet hatten, ihre Freiheit gegen die Spanier zu vertheidigen.

Alle, die von Chaco geschrieben haben, kommen darin überein, daß solches eines der schönsten Länder der Welt ist; doch kann dieß höchstens von jenem Theile gelten, den die Peruvianer Anfangs

einnahmen. Eine Gebirgskette, die bei der Stadt Corduba beginnt und sich von Westen nach Norden bis nach Santa Cruz de la Sierra hinzieht, bildet von dieser Seite eine so wohl verwahrte Gränze, zumal in jenem Theile, den man die Cordillieren der Chiriguanen nennt, daß dieselben von keiner Seite sich ersteigen lassen. Mehrere dieser Berge sind so hoch, daß die Dünste, die von der Erde aufsteigen, nicht bis zu dem Gipfel derselben reichen; und die Luft ist daselbst beständig heiter und ohne Wolken, die sie trüben könnten; ja nichts auch beschränkt daselbst die Aussicht. Aber es wehen auch die Winde dort so gewaltig, daß sie oft die Reiter aus dem Sattel heben, und daß man, um Athem zu holen, ein Obdach suchen muß. Der bloße Anblick der Abgründe würde auch bei dem Unerschrockensten Schwindel erregen, wenn nicht die Wolken, die man unter den Füßen sieht, die Tiefen derselben den Augen entzögen.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese Berge, die mit den Cordillieren zusammenhängen, Erz-Adern enthalten. Man hat derselben sogar seit Kurzem entdeckt; doch weiß man noch nicht, was für Metalle es sind. Indessen ist es eine beständige Sage im Peru, daß die Chiga's und die Orejone's, die ehemals diese nämlichen Gebirge bewohnten, und von welchen eine große Anzahl theils nach Chaco, theils nach der Insel flüchteten, die mitten im See Xarayes liegt, wie schon oben erinnert ward, Gold und Silber nach Cusco, der Hauptstadt im Peru brachten,

bevor die Spanier in dieß Reich gekommen waren. Es entspringen auf diesen Bergen eine große Menge Flüsse, deren Gewässer sehr gesund sind und die Fruchtbarkeit des Erdreichs gar sehr fördern. Die bedeutendsten Flüsse, aber die durch Chaco fließen, sind der Pilco Majo, der Rio Salado und der Rio Vermejo.

Der Pilco Majo ist der größte aller Flüsse in Chaco, und würde allein hinreichen, dieß Land zu bereichern, wenn er immer schiffbar wäre; aber an einigen Orten hat er nicht Wasser genug, an andern hat er desselben zu viel. Er entspringt den Gebirgen, welche Potosi von Peru absondern; und man behauptet, ein kleiner Fluß Tarapaja genannt, der sich sehr nahe bei dem Ursprung des Pilco Majo in denselben ergießt, und Potosi bewässert, führe eine Menge Silbers mit sich, dessen man jedoch bis jetzt noch nicht habhaft werden konnte, weil es in den Schlamm versinkt. Einige Bergleute berechneten, daß vom Jahr 1545 bis 1601 dieser Verlust vierzig Millionen betragen habe. Deßgleichen wird auch versichert, es ergieße sich auf dem nämlichen Wege so viel Quecksilber in den Pilco Majo, daß mehrere Seemeilen weit kein Fisch darin leben könne. Der Pilco Majo theilt sich, nachdem er die Ebene von Manso durchflossen hat, in zwei Arme, die für ziemlich große Fahrzeuge schiffbar sind. Das Wasser des nördlichen Armes ist beinahe salzig, und es wird am Ufer desselben viel Salpeter gefunden.

Der Rio Salado kommt unter dem Namen:

Fluß des Durchzugs nach Chaco. Er fließt daselbst so schnell, daß man nicht ohne Gefahr darauf schiffen kann. Oftmals wechselt er seinen Namen in seinem Laufe und führt eine lange Strecke hindurch Wasser, das gleich dem Blute gefärbt ist; welche Farbe ihm von dem Erdreich des Thales Calchaqui kommen soll. — Der Rio Vermejo fließt quer durch Chaco von Nordwest gegen Südost, und ändert deßgleichen seinen Namen oftmals. Ich weiß nicht, warum man ihm den Namen des rothen Flusses gegeben hat, der dem Rio Salado füglicher zu geziemen scheint. Er verliert sich unter dem Namen Rio Grande in den Rio de la Plata. Das Gewässer desselben ist so friedlich, daß man darauf beinahe mit gleicher Leichtigkeit auf- und abschiffen kann. Seine Ufer sind sehr anmuthig; auch ist er sehr fischreich und es wird seinem Wasser große Kraft wider Sand und Stein, Kolik, Podagra, Wassersucht ꝛc. ꝛc., zugeschrieben. Hierbei mag nun freilich Manches übertrieben seyn; so viel aber weiß man gewiß, daß von den Spaniern, die v. J. 1628 bis 1635 an der Stadt Santjago de Guadalcazar baueten, die an diesem Flusse liegt, jene ganze lange Zeit hindurch keiner aus ihnen starb noch krank ward; wiewohl daselbst das bloße Umgraben der Erde schon Krankheiten erwecken kann. Ähnliche Dinge werden mehrere zum Lob dieses Wassers erzählt. In einem Teiche, den dieser Fluß unter dem Namen Rio Grande bildet, wurden die Perlen gefischt, von welcher schon früher die

Rede war. Überhaupt haben die meisten Flüsse in Chaco ganz besondere Eigenheiten.

Es entspringen aber derselben in den Cordillieren eine so große Menge, daß sie, wenn die Schneemassen schmelzen, mit welchen diese Gebirge bedeckt sind, was zur Regenzeit geschieht, überfließen und einen bedeutenden Theil des Chaco zu einem großen Meere gestalten; ja auch große Teiche zurücklassen, die voll der trefflichsten Fische sind. Diese Überschwemmungen geschehen oft so plötzlich, daß die Inwohner sich eilig in Kähne einschiffen oder die Gipfel der Bäume ersteigen und daselbst so lange bleiben müssen, bis die Gewässer sich verlaufen, oder bis sie irgend ein anderes Mittel ersinnen, in Sicherheit zu kommen. — Doch werden so große Beschwerlichkeiten auch durch große Vortheile aufgewogen. Denn kaum sind diese Gewässer gewichen, so sind alle Ebenen in die herrlichsten Grasplätze umgewandelt, die von den Bergen betrachtet, einen Anblick gewähren, der vielleicht Alles übertrifft, was man in der Natur Schönes sehen kann. O wäre dieß Land von arbeitsamen Völkern bewohnt, wie bald würde dasselbe in ein Paradies sich umwandeln! Aber die Inwohner von Chaco begnügen sich, die Erde ein wenig umzugraben, wenn solche nicht mehr überschwemmt ist; und dennoch spendet sie ihnen für so geringe Arbeit die herrlichsten Früchte im Überfluß; wiewohl selbst schon die Jagd und die Fischerei für ihren Unterhalt genügten.

Ein Theil dieser Provinz ist mit großen Wäl-

dern bedeckt; von welchen manche kein anders Wasser haben, als was sich in hohlen Bäumen findet, die gleichsam Behälter eines sehr klaren und sehr guten und gesunden Wassers sind. Die Bäume, die wir in Europa haben, sind daselbst ziemlich selten; dagegen haben sie andere, die mehr werth sind als unsre besten. Es wachsen neben einem kleinen Flusse, Sinta genannt, Cedern, welche alle bekannten Cedern an Höhe übertreffen; und gegen die Seite der ehemaligen Stadt Guadalcazar gibt es ganze Wälder dieser Bäume, die drei Klafter im Umfang haben. Der Chinabaum ist dort sehr gemein; derselbe ist groß und hat ein rothes, wohlriechendes Holz, welchem ein lieblich duftendes Harz entfließt. Die Frucht dieses Baumes ist eine Bohne, die sehr hart und wegen ihrer Kraft in der Arzeneikunde sehr berühmt ist. Auch gibt es daselbst große Palmenwälder. Der Kern dieser Bäume gibt, wenn er mit seinem Mark gekocht wird, eine sehr gesunde Speise von angenehmem Geschmack. Die Anzahl der Arzeneikräuter, die man in Chaco fand, übersteigt beinahe alle Anzahl; und die Eingeborenen finden daselbst Mittel gegen alle ihre Krankheiten. Diese einfachen Menschen, die die Hilfe der Kunst nicht kennen, haben gleichsam, wie die Thiere einen eigenen Trieb, ihre Heilkräuter selbst zu suchen; und es lehrt sie die Nothwendigkeit, die Natur zu studieren und zu erkennen was ihnen heilsam ist. Man macht auch in Chaco Brot und sehr gutes Getränke aus mancherlei Beeren und Erdfrüchten. Es mißbrauchen aber

die Inwohner dieselben oft zu berauschenden Getränken; wodurch sie dann zu allen Ausschweifungen verleitet werden, die im Gefolge der Trunkenheit sind.

Die Thiere in Chaco sind die nämlichen, wie in den beiden andern Provinzen. Die Löwen haben sehr langes rothes Haar, sind ziemlich sanft und so furchtsam, daß sie auf das Bellen eines Hundes die Flucht nehmen; ja sie lassen sich auch fangen, wenn sie nicht Zeit gewinnen, einen Baum zu erklettern; die Tiger aber sind nirgend größer, wilder und grausamer. Übrigens sind Wildschweine, Hasen, Hirschen, Strauße, Meerwölfe, und anderes Wild hier wie zu Hause. Auch findet man hier das Lama, den Anta, von welchem schon früher die Rede war, und den Quanaco, oder Huanaco, der Bezoardsteine trägt, die bis zu drei Pfunden und ein halbes wiegen. Dieß Thier ist eine Art kleinen Kamehles. Es speit den Jäger an, der es fängt und sein Speichel verursacht die Krätze. Man sieht diese Thiere meist in Herden. Immer steht eines aus ihnen Wache, und beginnt bei Annäherung der Jäger zu wiehern. Bei diesem Zeichen fliehen sie dann eilig gegen Orte hin, die mit Abgründen begränzt sind und die Weibchen gehen mit den Jungen voran.

Man findet in Chaco auch das Zorillo, das von dem Stinkthier in Canada nicht sonderlich verschieden ist; das Capivara, eine Amphibie, die die Gestalt eines Schweines hat, und von den Indiern für einen Leckerbissen gehalten wird. Ferner nebst andern den Quinquintchon, ein sehr seltenes Thier,

das sein Haus mit sich trägt. Dieß ist eine sehr harte Schale, in die es ganz hineinkriecht. Seine Gestalt kommt der eines Schweines nahe; doch hat sein Fleisch einen übeln Geruch. Man sagt von diesem Thiere, daß es sich, wenn es regnet, auf den Rücken lege, den Regen aufzufangen, und den ganzen Tag in dieser Stellung bleibe, bis irgend ein erhitzter Damhirsch kommt und das Wasser trinkt, mit welchem seine Schale angefüllt ist. Sobald aber derselbe seine Schnauze hineinsteckt, ist er gefangen, kann nicht mehr Athem holen, und alle seine Bemühungen wieder loszukommen sind vergeblich; er muß ersticken und dient dann dem Quinquintchon zur Speise. Einige Engländer stellten i. J. 1728 dem König von Großbrittanien zwei dieser Thiere lebendig vor. Es gibt auch noch eine andere Art dieses Thieres, Tatu und Mulca oder Bulica genannt, das in seiner Schale rund gleich einer Kugel ist, und dessen Fleisch ganz den Geschmack eines Spanferkels hat.

Es gibt in Chaco auch giftige Thiere, wiewohl nicht in großer Anzahl; überall aber gibt es Gegengifte in reichlicher Menge. Alle Wälder sind voll der Bienen, in manchen derselben befinden sich beinahe in jedem Baume von mäßiger Größe Bienenstöcke. Und ob auch die Wespen diesen nützlichen Honigfliegen erstaunlichen Schaden thun, so kann dessen ungeachtet diese Provinz einen großen Theil von Amerika mit Honig und Wachs versehen, das nirgend vortrefflicher ist.

33.

Bevölkerung Chaco's. Von zwei sonderbaren Völkerschaften. Sprache, Eigenheiten, Sitten und Gebräuche dieser Indier.

Wenn man aus der Anzahl der Nationen, die Pater Lozano in seiner Beschreibung angibt, auf die Bevölkerung von Chaco schließen wollte, so möchte man denken, kein Land der Welt sei besser bevölkert; wirklich ist es auch bevölkerter als alle andern Provinzen seiner Umgebung. Gleichwohl ist die Bevölkerung bei weitem nicht so zahlreich als die Freundlichkeit des Clima und die Fruchtbarkeit des Bodens es gestatten; da keine der einzelnen Nationen, die das Land bewohnen, mehr als drei bis vier Ortschaften bevölkern kann; was, wenn man die Umstände genau erwägt, nicht so unglaublich ist, als es bei dem ersten Anblick wohl scheinen dürfte. Denn vielfältige Erfahrungen haben gezeigt, daß die Menschen in den Ländern, für welche die Natur am meisten gethan hat, sich eben nicht am meisten vermehren. Hieran mag wohl die Leichtigkeit, beinahe ohne Arbeit zu leben, Schuld haben; weil die Menschen dadurch träger, unvorsichtiger, unabhängiger, und aus nothwendiger Folge dessen ausgearteter, wilder, lasterhafter werden, allen Trieben ihrer Leidenschaften folgen und keinen Zügel dulden, keine gesellschaftlichen Verbindungen haben, und allen Ausschweifungen, zumal solchen sich überlassen, die im Gefolge der Trunkenheit sind; wor-

aus Zänkereien und oft endlose Kriege entstehen, in welchen mehr Menschen umkommen als derselben können geboren werden. Auch sieht man, daß sie daselbst bedeutend abnehmen.

Überdieß ist es auch aus neuern Nachrichten bekannt, daß die sehr zahlreichen ansteckenden Krankheiten, die in benachbarten Gegenden, besonders in Tucuman aus der Verderbniß der Luft entstehen, eine Menge Inwohner vertrieben, die sich nach Chaco geflüchtet und die ansteckende Seuche mit sich dahin gebracht hatten. Auch erinnerten wir bereits, daß die Furcht vor den Spaniern eine große Anzahl Peruvianer bewog, ihr Vaterland zu verlassen; und mehr als jedes andere Land hat Chaco durch diese Nothwendigkeit gewonnen, in welcher sie sich befanden, sich anderswo einen Wohnort zu suchen, der gegen die Nachstellungen der Eroberer sie sicherte. Es konnten aber diese Auswanderungen nicht ohne großen Verlust an Menschen geschehen; und es war auch das umher irrende Leben dieser Flüchtlinge, bevor sie sich für immer an Einem Orte niederließen, ihrer Vermehrung eben nicht sonderlich günstig.

Nichts zeigt die Vermischung der Völkerschaften, mit welchen Chaco bevölkert ist, deutlicher als der Unterschied in ihrer Gestalt, ihrer Gemüthsart und in ihren Gebräuchen. Sie kommen zwar dessen ungeachtet in manchen Dingen überein, und dieß erfolgte auch nothwendig aus dem Umgang, den sie mit einander haben mußten; da sie sich oft genöthiget sahen, sich mit einander zu vereinigen, ihre

Freiheit gemeinsam, zumal gegen die Spanier zu vertheidigen, die Sie von allen Seiten umgeben, und welche die Schönheit ihres Landes und das Verlangen so lästiger Nachbarn los zu werden, zu beständigen Anstrengungen ermuthiget, sie unter ihre Gewalt zu bringen. Wir werden bei Gelegenheit von dem Unterschied sprechen, der zwischen diesen Völkerschaften Statt findet; hier will ich indessen nur von zweien dieser Nationen nach dem Bericht des Pater Lozano sprechen, die so besondere Eigenheiten haben, daß ich es nie gewagt hätte, darüber zu schreiben, wenn ich nicht das Zeugniß dieses großen Mannes vor mir hätte.

Die ersten sind die Nation der Suripaquinen oder Straußfüße. Sie werden also genannt, weil sie keine Waden haben, und, die Fersen ausgenommen, ihre Füße den Füßen der Strauße ziemlich ähnlich sind. Ihr Wuchs ist riesenhaft, und sie rennen so schnell, daß kein Pferd in ihrem Laufe sie einholen kann. Sie sind sehr kriegerisch und haben, ohne andere Waffen als die Lanze, die ehemals sehr zahlreiche Nation der Palomas beinahe gänzlich ausgerottet. Die zweite dieser Völkerschaften hat nichts Widernatürliches als ihre riesenhafte Größe, welche die der Suripaquinen noch übertrifft. Pater Gasparo Osorio, der sein apostolisches Leben durch den glorreichen Märtyrertod beschloß, erzählt in einem Schreiben an seinen Provinzial, er habe sie in der Nähe der ehemaligen Stadt Guadalcazar angetroffen, und ob er auch seinen Arm so sehr nur

möglich ausgestreckt, habe er dennoch nicht bis an ihr Haupt reichen können. Doch mehr als dieß habe er die Zartheit und den Reichthum ihrer Sprache, den Adel ihres Gemüthes, ihre Höflichkeit, die Lebhaftigkeit und den Scharfsinn ihres Geistes bewundert. In einem andern Briefe, den dieser heilige Martyrer kurz vor seinem Tode an seinen Ordensgeneral, den Pater Mutio Vitelleschi schrieb, bedauert er es sehr, daß man eine Nation, die durch ihre Tapferkeit, ihre Höflichkeit, ihr gutes Betragen und ihre Sittsamkeit so große Achtung verdient, nicht besser behandelt, und ihnen keine Lust zum Christenthum eingeflößt habe, bevor man ihnen ein Joch auferlegte, das man täglich erschwerte. Nun noch etwas Weniges von den übrigen Völkerschaften in Chaco.

Überhaupt sind diese Indier sehr gut gebaut, und man fand derselben, die höher denn sieben Schuh waren. Sie haben ganz andere Gesichtszüge als wir; und die Farben, mit welchen sie sich bemalen, geben ihnen vollends ein Ansehen, das Anfangs Entsetzen einflößt; wirklich wollen sie auch ihre Feinde dadurch erschrecken. Ein spanischer Capitain, der in Europa mit Ehren gedient hatte und beordert ward, gegen diese Indier zu marschieren, die nicht weit von Santa-fé entfernt waren, erschrack bei ihrem Anblick so sehr, daß er in Ohnmacht fiel. Die Meisten gehen ganz nackt und tragen nichts am Leibe als einen Gürtel von Baumrinde, der mit Vogelfedern verschiedener Farben geschmückt ist; nur

bei öffentlichen Festen tragen sie einen Kopfschmuck aus den nämlichen Federn. Bei großer Kälte bedecken sie sich mit einer Art Kappen von gut zubereiteten Fellen, die mit verschiedenen gemalten Figuren geschmückt sind. Bei einigen Völkerschaften gehen sowohl die Weiber als die Männer nackt.

Die gewöhnlichsten Laster aller dieser Völker sind die Wildheit, die Unbeständigkeit, die Treulosigkeit und die Trunkenheit. Alle sind zwar sehr lebhaft, doch sehr beschränkten Verstandes für alles was nicht unter die Sinne fällt. Sie haben eigentlich gar keine Regierungsform; sondern jede Ortschaft hat ihren Kaziken, der aber kein Ansehen hat, außer in wiefern er selbst persönliche Achtung einflößt. Verschiedene Völkerschaften schweifen umher und haben keinen beständigen Wohnort; sie tragen all ihr Hausgeräthe bei sich, das in einer Matte, einer Hamacke und in einem Flaschenkürbis besteht. Die meisten Hütten Derjenigen, die in Ortschaften leben, sind elende Löcher, mit Baumzweigen, mit Stroh oder vielmehr mit Gras bedeckt. Indessen sind jene, die in der Nähe von Tucuman wohnen, besser gekleidet und haben auch bessere Wohnungen.

Ihr Lieblingsgetränk ist der Chica. Sie versammeln sich, trinken, tanzen und singen, und dieß dauert so lange, bis alle betrunken sind, worauf es dann bald zu Raufhändeln kommt; so daß selten ein solches Fest ohne Mord und Todschlag endigt. Die Weiber betrinken sich zuweilen zwar auch so sehr, daß sie alle Besinnung verlieren; doch ziehen sie,

wenn sie diesen Versammlungen beiwohnen, sich gewöhnlich zurück, sobald sie bemerken, daß den Männern die Hitze in den Kopf steigt, und nehmen alle Waffen mit sich fort, deren sie habhaft werden können. Es braucht nicht viel, um einen Krieg zwischen diesen Völkerschaften anzuregen; doch ihr gemeinsamer Haß gegen die Spanier vereint sie bald gegen diesen allgemeinen Feind, mit welchem sie sich niemals aufrichtig versöhnen.

Beinahe alle diese Indier sind Menschenfresser, haben keine andere Beschäftigung als Krieg und Raub, und sind durch ihre grimmige Blutgier im Gefechte und noch mehr durch ihre Ränke bei ihren Überfällen, den Spaniern furchtbar geworden. Wenn sie sich z. B. vorgenommen haben, einen Wohnplatz auszuplündern, so lassen sie nichts unversucht, Diejenigen, welchen solcher angehört, einzuschläfern oder zu entfernen. Jahre lang lauern sie auf den Augenblick, sie zu überfallen, ohne sich selbst der mindesten Gefahr auszusetzen. Immer haben sie Spionen im Felde, die bei der Nacht ausgehen, und wenn es seyn muß, auf den Ellenbogen kriechen, welche immer mit Schwielen bedeckt sind. Darum erachteten einige Spanier, daß sie durch irgend eine Zauberkraft die Gestalt eines Hausthieres annähmen, um zu erspähen, was bei ihnen vorgehe. Wenn sie überfallen werden, macht die Verzweiflung sie so grimmig, daß kein Spanier mit gleichen Waffen wider sie streiten möchte. Man sah sogar Weiber,

die den Soldaten, die am besten bewaffnet waren, ihr Leben theuer verkauften.

Ihre Waffen bestehen wie die der übrigen Indier aus Bogen, Pfeilen, Keule und einem Speer oder Wurfspieß, den sie, wiewohl er sehr schwer ist, mit großer Kraft und Gewandtheit führen. Die Spitze desselben ist mit einem krummen Hacken bewaffnet, und dieß ist Ursache, daß man denselben nicht aus der Wunde ziehen kann, ohne solche bedeutend zu vergrößern. Er ist an einen Strick gebunden, durch welchen sie ihn nach dem Wurf wieder an sich ziehen können; so daß der Verwundete entweder sich muß fangen, oder den verwundeten Theil zerreißen lassen, um loszukommen. Gewöhnlich sägen diese Unmenschen, wenn sie einen Gefangenen machen, ihm den Hals mit dem Kinnbacken eines Fisches ab, ziehen ihm dann die Haut vom Kopfe, bewahren dieselbe als eine Siegestrophäe und prangen damit bei ihren Festen.

Sie sind sehr gewandte und kühne Reiter, und mehr als einmal bereueten es die Spanier, daß sie in diesen Theilen des festen Landes die Pferde zur Vermehrung aussetzten. Sie fangen dieselben im Laufe, schwingen sich von allen Seiten und auch wohl von hinten auf dieselben, ohne sich dabei anders zu helfen, als daß sie sich auf ihren Wurfspieß stützen. Sie bedienen sich keiner Steigbügel und lenken mit einer einfachen Halfter ihre Pferde nach Belieben; treiben sie auch so muthig an, daß selbst der berittenste Spanier sie nicht einholen kann. Da die

meisten immer nackt sind, ist ihre Haut ungemein hart und Pater Lozano sah einst den Kopf eines Mocovi, dessen Haut auf dem Schedel die Dicke eines halben Fingers hatte. — Die Weiber sind überhaupt sehr stark, gebären leicht, und waschen sobald sie entbunden sind, sich und ihr Kind im nächsten besten Flusse oder Teiche. Sie werden von ihren Männern sehr hat gehalten. — Die Todten werden an der nämlichen Stelle begraben, wo sie gestorben sind. Es wird ein Wurfspieß auf das Grab gesteckt, woran sie den Schedel eines erlegten Feindes, zumal eines Spaniers hängen, wenn sie solchen bekommen können. Hierauf wird der Ort verlassen, und sie vermeiden es sogar, dahin zu gehen, bis der Todte in gänzliche Vergessenheit gekommen ist.

Das größte Hinderniß, das die Spanier fanden, Chaco zu erobern, und die Missionäre, den Glauben daselbst zu verkündigen, kam offenbar von den Chiriguanen. Die Meinungen über den Ursprung dieser Völkerschaften sind sehr getheilt; die wahrscheinlichste jedoch ist, daß sie von den Guarani's abstammen, deren Sprache sie sprechen. Gewiß ist's, daß die Spanier keine unversöhnlicheren Feinde haben als dieß Volk, das sich in mehreren Orten der Provinz Santa-Cruz de la Sierra, Charcas und Chaco ausgebreitet hat. Und ob sie auch in den letzten Zeiten Bundesgenossen unter ihnen hatten, die ihnen gute Dienste leisteten, so können sie doch nur in sofern auf sie rechnen, als sie im Stande

sind, sich ihnen furchtbar zu machen, was jedoch keine leichte Aufgabe ist; denn man kennt in diesem ganzen Theile von Amerika keine stolzere, hartherzigere, unbeständigere und treulosere Nation. Wenn die Missionäre bis jetzt noch nicht alle Hoffnung aufgegeben haben, sie für den heiligen Glauben zu gewinnen, so kommt dieß bloß daher, weil sie nicht glauben, daß es ihnen erlaubt sei, jemals an den Erbarmungen des Herrn zu verzweifeln.

Die vorzüglichste Ursache, die sie vom Christenthum fern hält, ist das Mißtrauen gegen die Spanier; und es gehört fürwahr ein nicht geringes Wunder dazu, wenn sie wahrhafte und beständige Anbeter des wahren Gottes werden sollen. Denn sie sind fest überzeugt, daß sie, so wie sie erklärten, sie seien Christen, augenblicklich Sclaven der Spanier wären. Die Folge dieser Geschichte wird, sowohl durch die vergeblichen Versuche, sie unter das milde Joch Jesu Christi zu bringen, als durch die Hindernisse, die diese Versuche vereitelten, zeigen, daß sie zur Anzahl Derjenigen gehören, von welchen der Erlöser der Welt sprach, als Er seinen Aposteln befahl, sie sollten, wenn sie von ihnen hinweg gingen, den Staub von ihren Füßen schütteln.

Pater Ignatius Chome aus der G. J., der ihnen näher kam als jeder Andere, und so langmüthig gegen sie war als nur ein apostolischer Diener des Herrn es seyn kann, unterhielt sich einst mit Einem dieser Heiden und sagte ihm alles, was ein erleuchteter Eifer einflößen kann, einen Götzendie-

ner auf den Weg des Heiles zu führen. Der Wilde hörte ihn auch sehr ruhig an und sprach dann zuletzt: »Du gibst dir sehr viele Mühe umsonst; denn unser Herz ist härter als dieß (er zeigte ihm nämlich seine Faust)!« Ja wohl, sprach hierauf der Missionär, euer Herz ist hart gleich einem Felsen! — Das mag seyn, gab der Indier zurück; doch sind wir dabei listiger als du wohl denken magst! Es gibt keinen Menschen, wie klug er auch sei, den wir nicht hintergingen; er müßte denn sehr auf seiner Hut seyn. — Und eben diese schlimme List, spricht Pater Chomé, legt ihrem Heile und ihrer Bekehrung große Hindernisse. Sonst, fügt er bei, sind sie von Natur aus lustig, voll Feuer, sehr witzig und zum Scherz geneigt; gewöhnlich zwar feige, wenn sie Widerstand finden; aber stolz bis zur Unverschämtheit, wenn sie wahrnehmen, daß man sie fürchtet.

Alle gesammte Macht in Tucuman vermochte es nicht, sie zu bezwingen; und dieß wissen sie allzu wohl; daher auch richteten sie ungestraft viele Verheerungen in dieser Provinz an, und der unglückliche Erfolg eines Zuges, den Dom Francesco de Toledo, Vicekönig von Peru, i. J. 1572 gegen sie unternahm, trug nicht wenig bei, sie noch übermüthiger zu machen. Vergeblich stellte man diesem Herrn vor, von dieser Unternehmung ihn abzubringen, daß er sicherlich keine Ehre davon haben würde; er hörte Niemand an. Da er sich nun mit zu großer Zuversicht in ihre Gebirge hineinwagte, ward er auf allen Seiten von ihnen umringt und rettete sich nur mit ge-

nauer Noth und in größter Unordnung; mußte auch all sein Gepäcke zurücklassen, um seinen Rückzug zu sichern.

Es scheint, als hätten die Chiriguanen gewöhnlich nur Eine Frau; oft aber wählen sie sich unter den Gefangenen, die sie im Kriege gewinnen, die jüngsten Mädchen zu Beischläferinnen und führen sie überall mit sich. Das Sonderbarste bei ihnen ist, daß sie nicht immer die nämlichen Menschen sind; denn heute sind sie bei Vernunft und lassen mit sich reden; morgen sind sie grimmiger als die Tiger ihrer Wälder. Alles kann man von ihnen erhalten, wenn man ihren Eigennutz in's Spiel zieht; haben sie aber nichts zu hoffen, dann halten sie jeden Menschen für ihren Feind. Die Wahrheiten des Christenthums machen wenig Eindruck auf sie; und spricht man mit ihnen vom Feuer der Hölle, so antworten sie ganz kaltblütig, sie werden wohl Mittel finden, dasselbe auszulöschen.

34.

Von einer friedlichen Völkerschaft. Unglücklicher Versuch, dieß Land der spanischen Krone zu sichern. Von den Commenden.

Wenn man dem rothen Flusse gegen Morgen folgt, trifft man mehrere ziemlich friedfertige Völkerschaften an, die niemals Jemand angreifen, sich aber zu gemeinsamer Vertheidigung vereinigen, sobald eine einzelne aus ihnen angegriffen wird. Xarguez, ein spanischer Schriftsteller, erzählt, man

glaube, diese Völker hätten kurz nach der ersten Ankunft der Spanier in diese Länder, die heilige Taufe empfangen, hätten sich aber, als dieselben sie bedrückten, davon gemacht; doch hätten sie noch einige christliche Gebräuche beibehalten, zumal das Gebet, zu welchem ihre Kaziken sie zuweilen versammeln; sie treiben Feldbau und Viehzucht. Im J. 1710 schloß Dom Estevan de Urizar einen Vertrag mit ihnen, dessen Original sie als einen Schutzbrief gegen die Unternehmungen der Spanier aufbewahren. Übrigens sind sie gutmüthig, und nehmen die Fremden, die bei ihnen hindurchziehen, mit vieler Herzlichkeit auf.

Dom Andrea Hutardo de Mendoza, Vicekönig von Peru, ist der Erste, der den Gedanken faßte, den Besitz von Chaco der Krone von Spanien zu sichern. Er sandte i. J. 1556 den Capitain Andrea Manso, von welchem bereits die Rede war, und der mit Ehren in den peruvianischen Kriegen gedient hatte, mit genugsamer Mannschaft dahin ab. Dieser Officier rückte auch, ohne irgend Hindernisse zu finden, bis in die großen Ebenen zwischen dem Pilco Majo und dem rothen Flusse vor; und legte daselbst eine Stadt an. Da er nun glaubte, er habe nichts mehr von den Inwohnern des Landes zu befürchten, und sammt seinen Soldaten in einer Nacht dem ruhigsten Schlaf sich überließ, ohne daß er sogar die Vorsicht hatte, Schildwachen auszustellen, schlichen die Chiriguanen herbei, ermordeten alle bis auf den letzten Mann; und seit dieser Zeit verblieb die-

sen Ebenen der Name Manso, die durch sein Unglück so berühmt wurden.

Die Stadt Santafé, von deren Gründung wir oben gesprochen haben, ward Anfangs als eine Stadt der Provinz Chaco betrachtet, weil sie an der westlichen Gränze des Rio de la Plata liegt, bis wohin Mehrere diese Provinz ausdehnen; da aber seitdem ihre Lage geändert ward, ist sie viel zu sehr von den Gränzen entfernt, die Pater Lozano dem Reiche Chaco von dieser Seite anweist. Man hatte auch an dem rothen Flusse eine andere Stadt unter dem Namen Conception erbaut, die aber so gänzlich verschwand, daß man heut zu Tage nicht einmal mehr die Spuren derselben findet. P. Lozano erzählt, daß Dom Martinez de Ledesma, während er an der Anlegung dieser Stadt arbeitete, niemals bis zu den Chigas Orejones, noch bis zu den Churumaga's vordringen konnte, die doch in solcher Nähe waren, daß sie den Rauch aus ihren Dörfern wahrnehmen konnten. Immer führte der Wegweiser, den er aufgenommen hatte, einige seiner Leute mit bewaffneter Hand dahin zu führen, sie in der Irre umher. Einst als er seiner Untreue ihn überführte und ihm dieselbe verwies, antwortete er, es koste ihn sein Leben, wofern er Spanier in diese Dörfer führe. »Warum,« fragte er ihn hierauf, »wollen denn diese Leute nicht, daß man zu ihnen gehe?« — »Weil sie fürchten,« antwortete der Führer, »daß ihr, wofern ihr den Weg wüßtet, sie alle ermorden würdet, wie eure Vorfahren den Inca ermordet haben, um sein

Reich und seine Bergwerke hinweg zu nehmen.« — Er fügte noch bei, diese Chicas Orejones wären die nämlichen, welche die Incas zu dem Bau ihrer Bergwerke verwendet hätten. Als sie aber den Tod des letzten dieser Kaiser erfahren, hätten sie sich zu den Churumaga's geflüchtet, wo sie gut wären aufgenommen worden. Nach dem Bericht des nämlichen P. Lozano stammen diese Chicas Orejones von jenen edlen Orejones in Peru ab, deren die Incas sich bedienten, wenn sie auf Eroberungen auszogen.

Indessen ist es außer Zweifel, und die Spanier sehen es besser als jemals ein, daß die Ruhe und Sicherheit der angränzenden Provinzen von der Eroberung Chaco's abhängt; doch waren sie bis jetzt nicht im Stande, die Schranken zu durchbrechen, welche diese Eroberung so sehr erschweren. Die Hoffnung der Verkündiger des Evangeliums, es durch oftmalige Vergießung ihres Blutes dahin zu bringen, daß der wahre Gott darin angebetet werde, ist auch die einzige Hoffnung der Spanier. Überdieß bauen sie auf eine Weissagung des heil. Franciscus Solano, die schon zum Theil erfüllt ist. Denn es ist eine beständige Sage bei ihnen, dieser Heilige habe die Zerstörung der Stadt Esteco, die Entdeckung neuer Bergwerke, die Erbauung einer neuen Stadt zwischen Salta und Sanct Michael, und die Bekehrung Chaco's geweissagt. Nun besteht Esteco nicht mehr; es wurden neue Bergwerke zwischen Salta und Jujuï entdeckt, aus welchen man jedoch wegen Mangel an Arbeitern noch nichts gewonnen

hat; die beiden andern Theile der Weissagung aber sind noch ein Geheimniß der Vorsehung. Um jedoch die Bekehrung Chaco's mit Grund zu hoffen, müßten die Spanier die Gnade, die ihre Könige ihnen gestatteten, mit weiser Mäßigung benützen; denn der Mißbrauch derselben, den alle Macht dieser Herrscher nicht abzustellen vermochte, war Schuld, daß eine große Anzahl neuer Christen den Glauben verließen, und hat der Bekehrung zahlloser Anderer ein unüberwindliches Hinderniß gelegt. Dieß müssen wir, bevor wir in dieser Geschichte weiter fortfahren, etwas deutlicher erklären.

Es wurden nämlich aus allen Indiern, die auf was immer für eine Weise unter die spanische Oberherrschaft gekommen waren, sogenannte Landkreise oder Commenden errichtet, die man auf eine gewisse, größere oder geringere Anzahl Jahre an Privatpersonen vergab, je nachdem der Rang oder die Verdienste dieser Personen größer oder geringer waren. War nun die Zeit verflossen, so fielen die Commenden den Domainen wieder anheim, und der Gouverneur der Provinz verwendete, kraft königlicher Vollmacht, diese Indier, aus welchen die Commenden bestanden, zu öffentlichen Arbeiten, im Falle die Nothwendigkeit es erforderte, oder aber er vertheilte sie an andere Privatpersonen; so daß also Jeder, wenn die Reihe ihn traf, dieser Wohlthat theilhaft ward. Der Commandeur hatte übrigens keine Gerichtsbarkeit über seine Indier, die nur verpflichtet waren, zwei Monate im Jahr für ihn zu arbei-

ten, und von dem Ertrag ihrer Arbeiten während der übrigen zehn Monate einen geringen Tribut zu bezahlen; wovon jedoch Diejenigen frei waren, die bereits fünfzig Jahre überschritten, oder das achtzehnte Jahr noch nicht erreicht hatten. — Der fünfte Theil dieses Tributs mußte dem Pfarrer der Kirche für seinen Unterhalt verabreicht werden. Auch hatten die Commandeurs den Befehl, für alle Bedürfnisse ihrer Indier zu sorgen, sie in der Religion unterrichten zu lassen, und ihnen überhaupt als ihren Kindern zu begegnen; was sie auch in mancher Hinsicht ihr ganzes Leben hindurch sind.

Weil aber Carl V. wohl vorausgesehen hatte, daß diese Verordnungen nicht hinreichen würden, die Indier gegen alle Bedrückungen Derjenigen zu sichern, denen man sie anvertrauen würde, befahl er, daß einige Beamten aufgestellt würden, ihre Klagen anzuhören und ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen; ja, die sogar die Vollmacht hätten, die Commenden Denjenigen hinweg zu nehmen, die ihre Rechte mißbrauchen würden. Aber auch die weisesten Maßregeln und die strengsten Gesetze sind nur ein sehr schwacher Damm gegen die Habsucht; zumal wenn die Entfernung des Monarchen und die Leichtigkeit Jene zu gewinnen, die mit der Ausführung seiner Befehle beauftragt sind, die Strafbaren sichern.

Indessen hätte Jeder dabei gewonnen, wenn er sich an diese Vorschriften gehalten hätte. Die Indier wären dadurch gesitteter geworden und hätten ihre Herren lieb gewonnen, die Vaterstelle bei ihnen ver-

treten hätten; auch hätte der König treue Unterthanen erhalten, die dem Staat nicht weniger als den Commandeurs genützt hätten; und wir werden dessen in der Folge Beweise sehen, gegen die sich nichts einwenden läßt. Nicht minder hätte auch die Kirche gelehrige Kinder bekommen; und man darf kühn behaupten, daß heut zu Tage dieser Theil von Amerika christlich wäre, wenn alle, die einige Gewalt über die Indier hatten, einstimmig mit den Missionären dahin gewirkt hätten, sie für die Lehren des Evangeliums empfänglich zu machen. Nach der Art und Weise aber, wie man mit ihnen verfuhr, ist es kein Wunder, daß die größte Anzahl aus Denen, die das Christenthum angenommen hatten, demselben wieder entsagten; da man ihnen weder Zeit noch Mittel gab, die Gebote desselben zu halten, und anderer Seits die Sorge, sie unterrichten zu lassen, die Commandeurs nicht im geringsten kümmerte. Auch konnten die Heiden dieß Betragen und die bösen Beispiele, die sie vor Augen hatten, nicht mit der Sanftmuth und Heiligkeit des Evangeliums vereinbaren, das ihnen geprediget wurde. Es kann also wohl Niemand befremden, daß die Einen nur unter dem Joche blieben, wenn sie dasselbe nicht abschütteln konnten; die Andern aber heut zu Tage die gefährlichsten Feinde der Spanier sind.

Übrigens ist es gewiß, daß der Dienst, zu welchem man diese Sclaven zwingt, denn als solche werden sie behandelt, ihre Herren dergestalt an das Nichtsthun gewöhnt hat, daß sie, wenn diese Un=

glücklichen ihnen entweder davon laufen oder unter der Last der Arbeiten erliegen, in eine so große Dürftigkeit versinken, daß sie derselben nicht mehr abhelfen können. Die Beispiele, welche vor Augen liegen, bessern Niemand, der Mißbrauch der Commenden wächst mit jedem Tage und ward bis zu den größten Ausschweifungen getrieben, ohne daß die gemessensten und oft wiederholten Befehle der Könige denselben hätten Einhalt thun können. Und leicht wird es seyn, aus dem Verlauf dieser Geschichte zu ersehen, daß alle Verfolgungen, die über die Jesuiten in Paraguay ergingen, alle Verleumdungen, die wider sie ausgesprengt wurden, und alle Vorurtheile, die man den Gemüthern so Vieler gegen sie eingeflößt hat, keinen andern Ursprung als die Festigkeit hatten, mit welcher sie darauf bestanden, daß man die Freiheit nicht im geringsten verletzte, welche die Indier, die unter ihrer Leitung stehen, von den spanischen Königen empfangen haben, nicht als Commenden vergeben, noch dem persönlichen Dienste der Spanier unterworfen zu werden.

35.

Wiederherstellung des Seehafens Buenos-Ayres. Lage dieser Stadt. Eifer der spanischen Könige für die Verbreitung der katholischen Religion im Paraguay. Missionen. Anfang der Jesuiten im Paraguay.

Die vielfältigen Schiffbrüche, welche die Spanier aus Mangel eines sichern Hafens im Rio de la

Plata erlitten, öffneten endlich die Augen über die Nothwendigkeit, deßfalls Fürsorge zu treffen; und da man eben nicht sonderlich zu wählen hatte, ward der Entschluß gefaßt, den Seehafen von Buenos-Ayres wieder herzustellen, und keine Kosten zu sparen, daß die Inwohner gegen die Anfälle der Indier gesichert würden, die in den Umgegenden sich aufhielten. Dieß war auch seit der Begründung der neuen Niederlassungen in den Provinzen Rio de la Plata und Tucuman um so leichter, als man von dorther Beistand holen konnte, die Wilden in Furcht zu erhalten; und sehr wahrscheinlich hatte der Statthalter Dom Juan Ortiz de Zarate hierüber ausdrückliche Befehle von Philipp II. erhalten. So viel ist wenigstens gewiß, daß er Truppen und viele Munition mit sich gebracht hatte. Es merkten aber die Indier kaum, daß man anfing hieran zu arbeiten, so trafen sie auch sogleich Vorkehrungen, sich zu widersetzen; der Statthalter aber sandte Dom Juan Garay gegen sie aus, der sie bei mehreren Gelegenheiten wacker schlug und endlich nöthigte, sich ruhig zu verhalten. Die Stadt ward an der nämlichen Stelle wieder erbaut, wo Dom Pedro de Mendoza sie Anfangs angelegt hatte; und sie blieb lange Zeit in einem Stande, der die Armuth der Provinz verrieth, deren Schlüssel sie gleichsam ist, so wie sie auch der Mittelpunct des Handels ist, der daselbst getrieben wird.

Die Stadt selbst ist nun ziemlich groß, und

schön gebaut *). Anfangs jedoch waren die Häuser große Vierecke aus Erde, die nur Ein Fenster hatten, oder wohl auch das Licht nur durch die Thür empfingen, bis ein Laienbruder der Jesuiten dahin berufen ward, die Kirche des Collegiums zu erbauen. Dieser bereitete dann Ziegel und Kalk, und lehrte auch die Inwohner dazu an; so daß nun sehr schöne Häuser, Kirchen und Klöster darin prangen. Zu jener Zeit zählte man daselbst sechzehn tausend Seelen, von welchen beinahe drei Viertheile Neger, Mestitzen und Mulatten waren. Die ersten, deren Anzahl die der Andern weit übertrifft, verschaffen den Spaniern zu leben; denn diese würden es unter ihrer Würde halten, ihr Brot zu verdienen. Selbst Solche, die kaum aus Spanien angekommen sind, wollen als Edelleute leben, und es findet sich nicht ein Einziger, der da dienen wollte. Es ist aber nicht minder schwer, freie Indier, die in die Stadt oder in die Wohnungen auf dem Lande kommen, zu Dienstleuten zu gewinnen; und diese Abneigung gegen die Arbeit kommt daher, weil man sie, als sie in Commenden getheilt und zu persönlichem Dienst verpflichtet waren, über die Gebühr angestrengt hatte.

Übrigens hat die Stadt durch ihre Lage alles, was den Wohlstand einer blühenden Stadt zu fördern vermag. Der Winter beginnt daselbst im Junius, der Frühling im September, der Sommer im De-

*) P. Pauke vergleicht sie an Größe der Stadt Prag. Sieh seine Reise in die Missionen nach Paraguay 2c.

cember, der Herbst im März; und diese vier Jahreszeiten wechseln sehr regelmäßig. Im Winter sind die Regengüsse heftig und von so schrecklichen Donnern und Blitzen begleitet, daß die Gewohnheit das Schrecken derselben nicht vermindert. Die Sonnengluthen werden während des Sommers durch sanfte und kühle Winde gemindert, die sich regelmäßig zwischen acht und neun Uhr des Morgens erheben. Ein Drittheil der Stadt hat die Aussicht auf unabsehbare Fluren, die zu jener Zeit mit wunderschöner Grüne bedeckt sind. Die beiden andern Theile werden von dem Flusse umzogen, der gegen Norden wie ein weites Meer erscheint, das keine andern Gränzen hat als den Horizont. Der Fluß selbst ist sehr reich an den trefflichsten Fischen. Auch entspringt die Fruchtbarkeit des Bodens der reinen und gesunden Luft und alles hat die Natur aufgeboten, den Aufenthalt daselbst zu einem Paradiese zu gestalten.

An nichts aber fehlte es der Stadt Buenos-Ayres, ja auch dem ganzen Lande überhaupt, das unter dem Namen Paraguay begriffen wird, so sehr als an geistlicher Hilfe, sowohl die alten Christen in der Ausübung ihrer Religion zu erhalten, als die Ungläubigen zu derselben anzuziehen. Wir sahen bereits, daß Carl V. den Statthaltern nichts so angelegentlich empfahl als Geistliche und Ordensleute dahin zu führen, und sie in allem zu unterstützen, was erforderlich wäre, ihr heiliges Amt auszuüben. Dasselbe that auch Philipp II. sein Sohn und Nachfolger auf dem spanischen Throne. Und die ersten

Missionäre, die aus dem Orden des heiligen Franciscus waren, unterließen auch nichts, dem Vertrauen dieser beiden großen Monarchen zu entsprechen. Sie tauften eine große Anzahl Indier; aber die oftmaligen Empörungen dieser Völker, die man nicht immer mit Schonung behandelte, und die innern Unruhen, durch welche diese Colonie mehr als sechzig Jahre hindurch beinahe ohne Unterlaß erschüttert ward, störten den Fortgang des Christenthums auf die kläglichste Weise.

Glücklicher war gleich Anfangs Tucuman. Denn kaum hatten die Spanier daselbst sich niedergelassen, so war man auch in Peru schon darauf bedacht, Missionäre dahin zu senden; und es dauerte nicht lange, so kam der heilige Franciscus Solano mit einer Schaar Religiosen seines Ordens in das Land. Er durchwanderte dasselbe von einem Ende zum andern, drang weit bis nach Chaco vor, und streute allenthalben den Samen des göttlichen Wortes mit einem Erfolg aus, welcher von einem Heiligen sich erwarten ließ, der seinem Eifer keine Gränzen setzte; den Gott mit der Gabe der Wunder begnadet hatte, und dessen wunderbare Tugenden eben so sehr als seine Wunderwerke dahin wirkten, daß man ihn als ein beinahe übermenschliches Wesen betrachtete.

Da aber seine Vorgesetzten ihn bald nach Peru zurückberiefen, glich seine Mission jenen vorübergehenden Wolken, die den Fluren, auf welche sie sich ergießen, ob solche auch noch so trocken seien, auf einige Zeit Fruchtbarkeit verleihen, sie aber dann

in ihrer ersten Dürre zurücklassen. So hatte auch sein Jünger, Pater Ludwig de Bolannos, der ebenfalls im Ruf der Heiligkeit starb, unter den Guarani's im Paraguay eine Gemeine sehr eifriger Christen gestiftet. Und lange regierte er dieselbe, ja er übersetzte sogar einen Katechismus in ihre Sprache, von dem in der Folge die Rede seyn wird. Da aber sein hohes Alter und seine Kränklichkeit seine Obern deßgleichen bewog, ihn zurückzurufen, kam die kleine Herde, die er vereiniget hatte, und welcher er wahrscheinlich keinen Hirten aus seinem Orden hinterlassen konnte, wenige Jahre hernach in die Hände der Jesuiten, und ward gleichsam der Keim jener blühenden Kirche von Parana und Uruguay, deren glücklichen Anbeginn wir nach Kurzem sehen werden. Der Diener Gottes erfuhr diese Nachricht kurze Zeit vor seinem Tode mit so großer Freude, daß er darüber des Herzeleides vergaß, das er empfunden hatte, als er war genöthiget worden, die Kindlein zu verlassen, welche er Jesu Christo durch das Evangelium erzeugt hatte.

Diese kleine Herde ausgenommen, die sich nur mit vieler Mühe erhielt, sah es in diesen Provinzen mit der Religion betrübt aus. Die Weltpriester, ohnedieß in geringer Anzahl, hatten mit den Spaniern vollauf zu thun, und genügten nicht einmal zur Arbeit, die auf ihnen lastete; die Ordensgeistlichen aber, die in noch geringerer Anzahl waren, konnten nicht alle Indier versorgen, die als Commenden verliehen waren, und bemühten sich auch vergeblich,

ihnen Liebe zu einer Religion einzuflößen, gegen welche die Unbarmherzigkeit ihrer Herren und die bösen Beispiele, die sie oft vor Augen hatten, ihnen nur böse Vorurtheile einflößen konnten. Kurz die Bischöfe von Paraguay und von Tucuman sahen sich in der traurigen Nothwendigkeit, dem König von Spanien und seinem hohen Rath in indischen Angelegenheiten oftmalige und dringende Vorstellungen zu thun, um von ihnen Arbeiter zu erlangen, die sie unterstützten, damit sie ihre Pflichten erfüllen könnten.

Zumal litt Tucuman Mangel an Arbeiten. Es waren daselbst ganze Städte ohne einen einzigen Priester; die Kinder blieben ohne Unterricht, und selten fand sich Jemand, den Sterbenden beizustehen und ihnen die letzten Sacramente zu ertheilen. Dom Francesco Victoria, aus dem Orden des heiligen Franciscus, der dieser Provinz, seit zehn Jahren als Bischof vorstand, hatte bei seiner Ankunft nicht einen einzigen Weltpriester und auch kaum Einen Ordensmann gefunden, der den Indiern sich hätte können verständlich machen; und er sah zu seinem größten Leidwesen sich genöthigt, auf die Bekehrung der Heiden zu verzichten. Damals fing man an, die Jesuiten in Amerika kennen zu lernen; sie waren sogar schon über dreißig Jahre in Brasilien, und Pater Joseph Anchieta erfüllte dieß Land mit dem Wohlgeruch seiner Heiligkeit und dem Glanze seiner Wunder. Sie hatten sich seit einiger Zeit auch in Peru niedergelassen; und in diesen beiden Reichen eine

zahllose Menge Bekehrungen erwirkt; ja man sagte allenthalben laut, dieser neue Orden, dessen Stifter zur Zeit geboren war, als Columbus die neue Welt zu entdecken begann, hätte vom Himmel eine besondere Sendung und eine ganz eigene Gnade empfangen, das Reich Jesu Christi darin zu errichten.

Dieß bewog den Bischof von Tucuman zu dem Entschluß, so viele Religiosen dieses Ordens er nur bekommen könnte, in sein Bisthum zu berufen, was immer es ihn kosten möchte. In dieser Absicht schrieb er an Pater Anchieta und an Pater Johann Atiensa, von welchen der eine in Brasilien, der andere in Peru Provinziale ihres Ordens waren, und beschwor sie bei der tief innerlichen Barmherzigkeit Jesu Christi, die Hilfe ihm nicht zu versagen, um die er sie anflehe. Beide wurden von der traurigen Lage, in welcher dieser Prälat sich befand, und von dem Vertrauen, das er in sie setzte, auf's innigste gerührt. Pater Atiensa, der näher und auch eher im Stande war, ihm schnell zu helfen, befahl den PP. Franciscus Angulo und Alphons Barsena, die in der Provinz Charca's arbeiteten, wo Ersterer sogar Commissär des heiligen Officiums war, sich unverzüglich nach Tucuman zu begeben, und einen Laienbruder, Namens Johann Villegas mit sich zu nehmen, der ihnen als Katechist dienen sollte.

Sie gehorchten ohne die mindeste Zögerung und kamen im Jahre 1586 zu Salta an, wo man seit den vier Jahren, als diese Stadt erbaut war, noch nicht einen einzigen Priester gesehen hatte, und wo man

sie wie Engel vom Himmel aufnahm. Alle wurden bei ihrem Anblick, und noch mehr bei ihren Reden zerknirscht; auch die größten Sünder gingen in sich und Niemand war, der den heiligen Sacramenten sich nicht genaht hätte. Eben so zufrieden waren diese Väter auch mit den Indiern, deren Sprache sie ziemlich gut verstanden; und es schmerzte sie gar sehr, daß sie nicht längere Zeit an einem Orte verweilen konnten, wo ihr Eifer einen so großen Wirkungskreis hatte, und sie des Guten so vieles thun und dauernde Früchte wirken konnten. Allein sie wurden zu Santjago erwartet; und sie nahmen ihren Weg über Esteco, wo sie die nämliche Bereitwilligkeit fanden, und zwar sowohl von Seiten der Spanier als der Indier, aus welchen der heilige Franciscus Solano Mehrere getauft hatte. Auch dort konnten sie nicht länger als ein Monat bleiben; weil ein Schreibтn des Bischofs sie drängte, auf der Stelle nach Santjago abzureisen. Doch hatten sie wenigstens den Trost, sowohl die alten als die neuen Christen in den besten Gesinnungen für ihr Heil zu verlassen.

36.

Aufnahme der Jesuiten in Tucuman. Ihr eifriges Wirken. Abenteuer einiger dieser Väter auf ihrer Seereise. Sie werden auf besondere Weise von der göttlichen Vorsehung beschützt.

Es erwartete aber Dom Juan Ramirez de Velasco, Gouverneur von Tucuman die Missionäre mit nicht geringerer Ungeduld als der Bischof. So-

bald er erfuhr, daß sie der Stadt sich näherten, ritt er mit dem Adel und den Officiers der Truppen ihnen entgegen; und bei ihrem Einzug in die Stadt fanden sie alle Straßen, durch die sie gingen, mit Blumen bestreut und an verschiedenen Orten Triumphbögen errichtet. Der Bischof, der ein feierliches Dankfest für ihre glückliche Ankunft angeordnet hatte, küßte sie zärtlich; weinte, als er sie zu seinen Füßen um seinen Segen bitten sah, erhob sie und führte sie in Procession nach seiner Hauptkirche, wo er das Te Deum anstimmte, das von dem Clerus abgesungen ward, und führte sie dann in sein Haus, wo sie in Zukunft wohnen sollten.

Man zählte damals fünf hundert Familien zu Santjago, und das Land umher war von Indiern bevölkert. Auch die benachbarten, sehr lieblichen Fluren bedeckten sich täglich mit neuen spanischen Wohnungen. Der Bischof indessen hatte nicht mehr als fünf Weltgeistliche und einige Ordensleute, auf die er sich verlassen konnte, und nahm die mühsamsten Arbeiten selbst auf sich; unterlag jedoch oftmals der schweren Last derselben. Es fanden also die neuen Missionäre einen großen Wirkungskreis für ihren Eifer; und sie ergaben sich demselben ohne Maß. Doch erachteten sie, sie müßten bei den Glaubensgenossen selbst beginnen, deren Beispiele den Erfolg ihrer Arbeiten bedeutend fördern oder demselben große Hindernisse bei den Neubekehrten und Ungläubigen legen konnten, zu denen sie insbesondere waren gesandt worden. Sie theilten also ihre Zeit zwi-

schen Predigten, Beichthören, Krankenbesuchen, und besondern Unterredungen; und raubten ihrer Ruhe die Stunden, die sie ihren Andachtsübungen schuldig waren. Man hörte sie mit Ehrfurcht an; wendete sich mit Vertrauen an sie; und allenthalben fanden sie gelehrige Herzen. Bald bekam die Stadt ein anders Ansehen, und Tag und Nacht ertönten in den Häusern und auf den Gassen geistliche Gesänge. Der Bischof schonte seiner selbst eben so wenig als sie, und die heilige Freude, die sein Herz erfüllte, erhielt ihn allein unter so großen Arbeiten und Mühsalen aufrecht.

Hierauf kam die Reihe an die Indier. P. Angulo, der lange unter den Quitchoanen gelebt hatte, redete ihre Sprache, die man hier allgemein verstand, mit großer Geläufigkeit; P. Barsena aber hatte ihre Muttersprache erlernt, und konnte folglich sich Allen verständlich machen. Die Ehrfurcht und das Vertrauen, das die Spanier ihnen aufrichtig bezeigten, eröffnete ihnen auch die Herzen der Eingeborenen des Landes, die in Scharen herbei eilten, sich unterrichten zu lassen; und sie selbst erstaunten, daß sie zu so vielfältigen Arbeiten genügten. P. Angulo begleitete bald hierauf einen Weltpriester nach Esteco und eröffnete mit ihm eine Mission von fünfzig indischen Dörfern, die durch Berge und Moräste von einander gesondert waren; was die Communication unter ihnen überaus erschwerte. Einige aus ihnen waren zwar schon früher getauft worden, doch waren sie nur Christen dem Namen nach, und ohne

Kenntniß vom Christenthum, mit welchem sie alle Laster und heidnische Gebräuche vereinten; während der neun Monate aber, die der Missionär mit Bruder Villegas zubrachte, diese Ortschaften zu durchstreifen, wandelte er sie nicht nur in wahre Gläubige um, sondern er vermehrte auch ihre Anzahl durch sechs bis sieben Tausende sehr wohl unterrichteter und sehr eifriger neugetaufter Christen. Er war eben im Begriff, seine geistlichen Eroberungen noch weiter auszudehnen, als der Bischof ihn nach Santjago zurück berief, um ihn mit P. Angulo nach Corduba zu senden; wo der Erfolg ihrer Arbeiten ihre eigenen und die Hoffnungen des Prälaten bald übertraf.

Sie hatten bereits eine große Anzahl Indier bekehrt, als sie Nachricht erhielten, daß neue Gehilfen aus Brasilien zu ihnen kämen. Sogleich kehrten sie nach Corduba zurück, diese ersehnten Gefährten zu empfangen. Es waren derselben fünf: P. Leonardo Arminio, ein Italiener, der ihr Vorgesetzter war, dann P. Johannes Salonio, ein Spanier, P. Thomas Filds, ein Schottländer, P. Stephano de Grao und P. Emmanuel de Ortega beide Portugiesen. Diese Missionäre hatten ihre Reise zur See gemacht und waren bereits bis zur Einfahrt in den Hafen Rio de la Plata angekommen, wo sie sich außer aller Gefahr glaubten, als ihr Fahrzeug plötzlich von einem englischen Schiff angefallen wurde, das desselben sich ohne sonderliche Mühe bemächtigte. Bei dem Anblick der fünf Jesuiten gerieth der

Schiffscapitain in wüthigen Zorn, und ließ seinen Grimm auf die unanständigste Weise gegen sie aus, schmähte, beschimpfte sie und setzte sie dann auf eine öde Insel aus, damit sie daselbst Hungers stürben. Doch änderte er hernach diesen Entschluß, nahm sie abermal an Bord und sprach, er wolle sie an die große Segelstange aufhängen lassen. Als sie nun in das Schiff kamen, hatte man ihres Gepäckes sie beraubt, wie sie dessen sich wohl versehen hatten. Kurz hierauf sahen sie, wie ein Engländer mehrere Agnus Dei zertrat und dabei den Papst verfluchte.

P. Ortega konnte diesen gottlosen Frevel nicht lange dulden, er lief auf den Frevler zu, und da er durch seine Vorstellungen nichts ausrichten konnte, ergriff er ihn beim Fuße, um ihn an seiner Gottlosigkeit zu verhindern. Dieser Unglückliche sträubte sich, und stieß während dessen mit dem Kopf gegen ein Stück Holz, wobei er sich, wiewohl nur leicht verwundete. Gleichwohl gerieth bei dem Anblick des Blutes, das aus der Wunde floß, das Schiffsvolk in solche Wuth, daß sie im ersten Anfall derselben den Jesuiten in's Meer warfen. Indessen gewann dieser Priester, der sehr gut schwimmen konnte, das Schiff in kurzer Zeit wieder; und es reichten die Engländer ihm sogar die Hand, ihm hinauf zu helfen; um, wie sie sich verlauten ließen, ihm eine schwerere Todesart anzuthun. Während sie aber hierüber sich berathschlagten, erhob der Gotteslästerer, dessen Verwundung sie rächen wollten, ein klägliches Geschrei, daß er die heftigsten Schmerzen

an dem Fuße empfinde; und wirklich sah man daselbst ein schauerliches Geschwür, das der kalte Brand bereits ergriffen hatte. Sie eilten, das Bein ihm abzunehmen; doch zu spät; der kalte Brand war bereits in das Blut getreten und der Kranke starb noch an demselben Tage.

Eine so sichtbare Strafe Gottes erfüllte alle Engländer mit Entsetzen; es war keine Rede mehr davon, den Missionär um's Leben zu bringen; und das Schiff suchte die magellanische Straße zu gewinnen. Nach einigen Tagen, während welcher die Jesuiten nichts zu essen bekamen, ließ der Capitain sie auf ein kleines Fahrzeug, ohne Ruder, ohne Segel und ohne allen Mundvorrath einschiffen und sagte ihnen, sie sollten gehen wohin sie wollten. Also den Wogen des Meeres preisgegeben, sahen sie nur die unvermeidliche Gefahr vor sich, entweder zu ertrinken oder zu erhungern. Doch sie standen unter dem Schutz Desjenigen, der den Elementen befiehlt. Wie durch eine unsichtbare Hand geführt, lief ihr Schiff geraden Weges in den Hafen zu Buenos-Ayres ein; und dort trafen sie den Bischof von Assumtion, Dom Alonzo Guerra, der eben diese Stadt besuchte, da Buenos-Ayres noch keinen eigenen Bischof hatte.

Dieser Prälat gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu bereden, daß sie in die Hauptstadt seines Bisthums ihm folgen möchten; und sagte ihnen auch, die guaranische Sprache, die sie in Brasilien erlernt hätten, sei eben dieselbe, welche im Paraguay am

meisten gesprochen werde; deßhalb wäre es ihnen bei ihrer Ankunft sehr leicht, am Heile der Seelen zu arbeiten. Doch allen diesen Gründen setzten sie den Befehl ihres Provinzials entgegen, der sie zur Reise nach Tucuman verpflichtete, und sie reisten noch hundert zwanzig Meilen durch beinahe unwegsame Gegenden nach Corduba ab. Erst als sie daselbst ankamen, erfuhren sie, und zwar von ihren Ordensgenossen selbst, daß derselben Einige in Tucuman wären; daher beschloß P. Arminio nicht weiter zu gehen; weil er wohl einsah, daß Tucuman weit leichter Missionäre aus Peru als aus Brasilien beziehen könne, woselbst die Arbeit so groß war, daß die Arbeiter, die man aus Portugal erhielt, nicht dazu genügten. Er stellte es jedoch jedem aus ihnen frei, ihm nach Brasilien zurück zu folgen; und es blieben daselbst die Väter Ortega und Barsena, die beiden andern aber folgten dem P. Angulo nach Santjago.

37.

Begebenheiten zu Corduba. Die Spanier mißhandeln die unterjochten Indier. Folgen davon. Thätiger Eifer der Missionäre. Sie kommen zu den Guarani's. Sitten und Gebräuche dieser Völker. Trauriger Stand der Religion zu Ciudad Real und zu Villarica. Pest daselbst. Verschwörung gegen die Missionäre. Sie lassen sich zu Villarica nieder. Ihr Wirken daselbst und bei den Wilden. P. Barsena unter den Calchagui's.

Zur Zeit da Dom Hieronymus de Cabrera die Stadt Corduba anlegen ließ, zählte man vierzig tau-

send Indier in dem Bezirk, den er dazu ausersehen hatte. Doch diese Anzahl verminderte sich in kurzer Zeit; und hieran war Niemand anderer Schuld als die Inwohner selbst. Sie hatten nämlich dieser Indier, die sich ihnen ohnehin nur aus Furcht unterworfen hatten, auf keine Weise geschont. Manche aus ihnen hatte der Kummer verzehrt, andere hatte die unmenschliche Arbeit aufgerieben, wozu man sie gezwungen hatte; noch andere hatten die Flucht genommen; und auch auf Diejenigen, die noch blieben, konnte man sich nicht verlassen. Das sicherste Mittel sie zurück zu behalten und dahin zu stimmen, daß sie in den heiligen Lehren und Geheimnissen des Glaubens sich unterrichten ließen, wäre allerdings darin bestanden, daß man sie durch Freundlichkeit und Geschenke gewonnen hätte. Doch dieß Letztere war den beiden Ordensmännern, ihrer Armuth wegen, nicht möglich; und es wäre auch nicht einmal nothwendig gewesen, wenn man diese Ungläubigen nicht scheu gemacht hätte. Indessen ersetzte der Ruf ihrer Heiligkeit, der sich bald verbreitete, nebst ihren freundlichen Sitten, ihrer Liebe und ihrem Eifer mit der Zeit alle übrigen Mittel.

Man hatte bisher in diesem Lande viele Ungläubige getauft, ohne sie früher zu unterrichten; man wollte eifrig für die Verbreitung des Glaubens scheinen, während man derselben die größten Hindernisse legte. Die Missionäre richteten gleich Anfangs ihren Fleiß dahin, daß sie die Neugetauften in jenen Dingen unterrichteten, in welchen man sie hätte früher

unterrichten sollen; sagten ihnen auch, daß man die christliche Religion nicht nach dem Wandel Derjenigen beurtheilen müsse, die sich zu derselben bekännten; und sie waren auch hierin weit glücklicher als sie es erwartet hatten. Alle Umgebungen von Corduba waren in kurzer Zeit mit Cathecumenen und wahren Christen bevölkert. Ein einziger Winter hatte genügt, eine so glückselige Umwandlung zu bewirken; und es schickten die beiden Missionäre sich bereits an, ihre geistlichen Eroberungen noch weiter auszudehnen. Vergeblich stellte man ihnen die Gefahren vor, denen sie sich offenbar durch das Umherstreifen in unfruchtbaren Ländern aussetzten; wozu auch noch die Wuth der wildesten Nationen kam, die man in diesem Theile des festen Landes kannte. Doch sie ließen sich durch nichts zurückhalten; und der Himmel segnete ihren Muth; denn es ward die treue Verheißung Christi an ihnen erfüllt, der sie durch die Gabe der Wunder verherrlichte, ohne welche auch ein so erstaunliches Werk, das offenbar alle menschliche Macht überstieg, nimmermehr hätte vollbracht werden können.

Indeß sie aber, von der Kraft des Allmächtigen unterstützt, sich nichts Geringeres vorgenommen hatten, als das Reich Jesu Christi bis an die äußersten Gränzen dieses Continents zu verbreiten, erhielten sie von dem Bischof Befehl, nach Santjago zurückzukehren. Denn da diesem Prälaten zu Ohren gekommnn war, was sie bereits gelitten hatten, fürchtete er, sie zu verlieren, wenn er sie dem Feuer

ihres Eifers überließe; und da er bereits früher erklärt hatte, daß er sein bischöfliches Amt niederlegen würde, wenn er den P. Barsena verlöre, übertrug er ihm seine ganze Macht, ohne die mindeste Einschränkung. Zu gleicher Zeit sandte er auch den P. Ortega und die beiden andern Jesuiten, die mit ihm aus Brasilien gekommen waren, zu Indiern, die in der Gegend des rothen Flusses wohnten, und die seiner Meinung zu Folge geneigt waren, das Christenthum anzunehmen. P. Barsena erhielt die Erlaubniß, sie dahin zu führen; und bei dem Anblick der zahllosen Menge Indier, die sich daselbst versammelt hatten, ergriff der apostolische Geist sein Herz mit solcher Gewalt, daß er die Gluth seines lebendigen Eifers nicht mäßigen konnte, und in eine schwere Ohnmacht fiel, von welcher man böse Folgen befürchtete; weßhalb man ihn nach Santjago zurück brachte.

Durch seine Entfernung kamen die drei Väter, die er bei dem rothen Flusse zurück gelassen hatte, in große Verlegenheit; denn sie hatten darauf gerechnet, daß sie von ihm die Sprache der Indier erlernen würden, in deren Mitte sie sich befanden, und mit welchen sie nun nicht reden konnten. Sie berichteten also ihrem Vorgesetzten, der Bischof von Paraguay dringe auf's neue in sie, daß sie sich zu ihm begeben möchten; und die guaranische Sprache, die sie erlernt hätten, setzte sie auch in den Stand, unverzüglich an dem Heil der Seelen zu arbeiten. P. Angulo hielt diese Gründe für gewichtig und mel-

dete ihnen, sie könnten nach Assumtion abreisen; was sie auch nach dem Empfang seines Schreibens ungesäumt thaten. Sie trafen zwar den Bischof nicht daselbst, doch trafen sie den Verweser des Bisthums, der sie mit größten Ehren aufnahm; und sie fanden in dieser Provinz mit Ausnahme einiger Guarani's, die unter der Leitung der Väter des Franciscaner-Ordens gewesen waren, die größte Unwissenheit hinsichtlich der heiligen Geheimnisse des Glaubens und noch verderbtere Sitten unter den Indiern, aber eben so großen Eifer, sie anzuhören und eben so große Gelehrigkeit als in Tucuman. Dasselbe war auch der Fall bei den Spaniern; und sie arbeiteten an dem Heile beider mit so gutem Erfolg, daß binnen drei Monaten weder die alten noch die neuen Christen mehr zu erkennen waren. Hierauf war ihr Wunsch nach den Guarani's gerichtet, die gegen Morgen hin wohnten; da es jedoch nicht thunlich war, die Hauptstadt zu verlassen, verblieb P. Salonio daselbst, die beiden andern aber schifften sich ein, den Paraguay hinauf zu fahren.

Nachdem sie ihre Fahrt einige Zeit fortgesetzt hatten, stiegen sie zur Rechten an's Land, und legten noch hundert und fünfzig Meilen zu Fuße zurück, bis sie zu den ersten Ortschaften der Guarani's in der Provinz Guayra gelangten. Da in dieser Provinz, wie wir bald sehen werden, der erste Grund zu jenem christlichen Staat gelegt wurde, der in der Folge einer der wichtigsten Gegenstände dieser Geschichte seyn wird, wollen wir hier eine kurze Schilderung der Inwohner voransenden.

Diese Indier wohnten in ziemlich bevölkerten Ortschaften beisammen; ihre Kaziken waren unabhängig von einander; und da ihre Würde erblich war, hatten sie großes Ansehen über ihre Untergebenen. Es geschah jedoch zuweilen, daß auch Andere, zumal wenn sie ihre Sprache, eine der schönsten, die es gibt, vollkommen redeten und mit dieser Gabe große Tapferkeit vereinten, eine gewisse Anzahl einzelner Familien für sich gewannen, die sie zu ihren Kaziken ernannten; und es blieb dann auch ihre Nachkommenschaft im Besitz dieser Würde, deren wesentlichstes Vorrecht darin bestand, daß ihre Untergebenen ihnen die Felder bauen und die Ernte besorgen mußten.

Sie erkannten nur Einen Gott, bezeigten aber den Gebeinen ihrer Gaukler einige Verehrung, wenn dieselben in ihrem Leben Dinge gethan hatten, die in den Augen dieser Indier die gewöhnlichen Naturkräfte überstiegen. Doch brachten sie Gott weder Opfer, noch hat man auch sonst irgend gottesdienstliche Werke bei ihnen wahrgenommen. Die Jahre zählten sie nach Wintern; konnten aber kaum bis zehn zählen ohne dabei zu fehlen. Sie glaubten, es wäre am Himmel ein Tiger und ein großer Hund, welche die Sonne und den Mond verschlängen, wenn diese Gestirne verfinstert wurden; und geriethen darüber in große Angst. Sobald ein Weib ein Kind zur Welt geboren hatte, beobachtete der Mann vierzehn Tage hindurch eine strenge Faste; ging nicht auf die Jagd aus und hatte mit keinem Menschen Umgang.

und sie glaubten, das Leben des Kindes hinge von der Treue ab, mit welcher sie diesem Gebrauche sich fügten. Nichts zeigt deutlicher von der Wildheit dieser Nation als die Art und Weise, wie sie ihren Kindern Namen ertheilten. Man wartete, diese Ceremonie zu begehen, bis man einen Kriegsgefangenen gemacht und ihn zum Tode verurtheilt hatte. Nun ward er einige Tage hindurch gut bewirthet, ja er durfte sich sogar so viele Mädchen erwählen als er wollte. War dann der Tag erschienen, wo er sterben sollte, so erwürgte man ihn unter mancherlei Umständen. Sobald er todt war, berührte jeder den entseelten Leichnam mit der Hand, oder schlug ihn mit einem Stocke, und gab in demselben Augenblick dem Kinde einen Namen. War dieß vorüber, dann ward der Körper in Stücke zerschnitten, jede Familie nahm ihren Antheil mit nach Hause, ließ denselben zu Brey zerkochen, und jedes Glied der Familie bekam einen Löffelvoll davon; sogar die Säuglinge, die noch an der Mutterbrust lagen.

Ein anderer, höchst sonderbarer Gebrauch dieser Völkerschaft war die Bewillkommnung eines der Ihrigen, wenn er von einer langen Reise zurückkehrte. War der Wanderer in die Hütte gekommen, so setzte er sich nieder, ohne eine Sylbe zu sprechen. Alsbald kamen die Weiber, ebenfalls stumm, gingen einige Zeit im Kreise um ihn herum und brachen plötzlich in ein durchdringendes Klagegeheul aus; worauf eine lange Erzählung aller verdrießlichen Vorfälle folgte, die seitdem in der Familie des Reisen-

den sich ergeben hatten. Die Männer bedeckten ihr Angesicht und wiederholten diese nämlichen Dinge mit leiser Stimme; und dieß dauerte länger oder kürzer, je nach der Achtung, die man für den Ankömmling hegte. Endlich wünschte man ihm Glück zu seiner Ankunft und bewirthete ihn auf's beste.

Doch es würde uns zu weit führen, wenn wir alle ihre albernen, schändlichen und abergläubigen Gebräuche und Sitten hier anführen wollten; die auch, je nach dem Clima und den verschiedenen Stämmen dieses Volkes verschieden waren. So viel aber bemerkte man damals an allen, daß sie einen äußerst begränzten Verstand hatten, mehr oder minder wild waren, den Müssiggang liebten, die Arbeit verabscheuten und so wenig Vorsicht hatten, daß es kaum möglich ist unvorsichtiger zu seyn. Sie wußten durchaus nichts, und man konnte sich auch auf ihre Sagen nicht verlassen, die sie auf sehr dunkle Weise erzählten. So sprachen sie Vieles von einer allgemeinen Sündfluth; doch bedeutete der Ausdruck, den sie deßfalls anwendeten, eigentlich nur eine große Überschwemmung. Jene aus ihnen, die in den Ebenen sich angesiedelt hatten, mit leichter Mühe von den Früchten lebten, die sie dem Erdreich abgewonnen, und Geflügel erzogen, waren geschmeidiger denn die übrigen, und vermehrten sich auch weit stärker; die andern hingegen waren durch ihre umherstreifende Lebensweise, durch ihre Kriege und beständigen Züge, so wie durch ihr unthätiges Leben, weit wilder und grausamer geworden.

Die Provinz Guayra, welche Diejenigen bewohnten, von welchen hier die Rede ist, und wohin die PP. Salonio und Filds ihren Weg nahmen, gränzt gegen Morgen an Brasilien, gegen Mitternacht an ein bedecktes, sumpfiges und bis jetzt noch kaum bekanntes Land; gegen Mittag an den Uruguay und gegen Abend an den Paraguay, wiewohl man zwischen ihnen und diesem Flusse noch manche andere, meist umherstreifende Völkerschaften antrifft. Der Wendekreis des Steinbocks durchzieht das Land in der Breite und beinahe in der Mitte quer hindurch. Der Boden ist feucht, das Clima beinahe überall ungleich, die Luft nicht die gesündeste; aber das Erdreich, die Berge ausgenommen, fruchtbar an Gemüse, Wurzeln, Manioc u. s. w. Auch finden sich darin beinahe alle Thiere, Bäume und andere Producte der Länder, die wir bisher geschildert haben. Überdieß findet man in diesem Lande Steine, die man eine ziemlich lange Zeit für Edelsteine hielt, und womit große Betriegereien getrieben wurden, bis man am Ende den Irrthum erkannte.

Also war das Land beschaffen, wo die PP. de Ortega und Filds den Entschluß faßten, Jesum Christum zu verkündigen. Sie begaben sich also Anfangs nach Ciudad Real, und erfuhren bei ihrer Ankunft daselbst, daß man seit vielen Jahren nicht Einen Priester bei ihnen gesehen habe. Auch fanden sie in der That, daß viele Inwohner von dem Christenthum nichts als den Namen hatten. Sie arbeiteten also mit angestrengtestem Fleiße einen ganzen Mo-

nat hindurch, sie zu belehren und ihnen die Sacramente des Heiles zu spenden; gingen dann von dort nach Villarica, wo sie dieselben Bedürfnisse fanden, und den Trost hatten, kostbare Früchte ihrer Arbeiten einzusammeln. Und hierauf suchten sie die indischen Ortschaften auf, die das eigentliche Ziel ihrer Mission waren, und gingen den streifenden Guarani's bis in ihre Wälder und auf ihre Berge nach. Mehrere Monate brachten sie in den mühsamsten apostolischen Arbeiten zu, und kehrten nach einem Erfolg, der sie für alle erlittenen Mühsale vollauf entschädigte, endlich dem Auftrag ihres Vorgesetzten, des P. Salonio, gemäß, nach Assumtion zurück, wo sie ihm berichteten, sie hätten zweimal hundert tausend Indier gesehen, die zu dem Reiche Gottes ganz geeignet wären.

Die Pest wüthete damals furchtbar in dieser Hauptstadt, und verbreitete sich bald in den Landwohnungen, wo sie noch schrecklichere Verheerungen anrichtete. Solche betrübte Zeiten sind für Diener Gottes Tage der Ernte; da Gott gewöhnlich nur schlägt, um zu heilen und zu retten. Die drei Väter schonten ihrer selbst nimmer; allenthalben sah man sie, wo die Noth am dringendsten war; so daß es gleichsam schien, als vervielfältigte sie Derjenige, der sie gesandt hatte; denn unbegreiflich war's, wie sie plötzlich an einem Ort gesehen wurden, der von dem Orte, wo sie einen Augenblick früher gewesen waren, in weiter Entfernung abstand.

Die Seuche verbreitete sich indessen immer mehr

und nahm gegen Brasilien hin zu. Da ward dem P. Ortega plötzlich Kunde von umherstreifenden Guarani's, die sich jenseits Villarica aufhielten, einst die Taufe empfangen hätten, ohne eigentlich zu wissen was dieselbe sei, und die den Spaniern sehr lästig fielen. Er suchte sie alsbald auf, unterrichtete und bekehrte sie, und kehrte hierauf nach Villarica zurück, wo der Gouverneur ihm eine andere Unternehmung antrug; nämlich eine neue Ortschaft zum Christenthum zu führen, die nicht sehr fern lag; weil er nur dadurch hoffte, dieselbe zur Ruhe zu bringen. Er begab sich mit vieler Freude sogleich auf den Weg dahin; und es wollte der Gouverneur ihn begleiten. Bald aber hätte sein Eifer ihm hier die Marterkrone erwirkt; denn es war sowohl gegen ihn als gegen den Gouverneur eine sehr geheime Verschwörung im Anschlag. Da indessen am Vorabend des Tages, wo diese Verschwörung ausbrechen sollte, der Diener Gottes sich nach großer Ermüdung niedergelegt hatte, konnte er die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen. Dieß brachte ihn auf den Einfall, im Dorfe umher zu gehen. Als er nun bei einer gewissen Hütte vorüberging, hörte er Lärm und da er näher kam, entdeckte er das ganze Complot und die Art und Weise, wie sie dasselbe ausführen wollten. Sogleich gab er dem Commandanten Nachricht, und es ward beschlossen, sich auf der Stelle zurückzuziehen; was sie auch gegen Tagesanbruch thaten. Es erstaunten aber die Indier nicht wenig, sie nicht mehr zu finden; und sie ließen ihren Grimm an den getauften

Indier aus, die mit dem Gouverneur gekommen waren, aber sich nicht mit ihm hatten entfernen wollen; und sie ermordeten dieselben bis auf den letzten Mann.

Als P. Ortega nach Villarica zurückkehrte, traf er daselbst den P. Filds, der von ihrem gemeinsamen Vorgesetzten, dem P. Salonio, war abgesandt worden, ihn zu holen; und beide schickten sich auch zur Abreise nach Assumtion an, als sie erfuhren, die ganze Stadt errege hierüber einen Aufstand. Bald sahen sie sich von einer Schar Spanier umringt, die sie mit Thränen in den Augen baten, sie nicht zu verlassen. Deßgleichen fielen ihnen auch unter Thränen und Klagen die Neugetauften zu Füßen, denen ihre Abreise noch schmerzlicher fiel. Die Väter, die so vielen dringenden Bitten nur die Befehle ihres Vorgesetzten entgegensetzen konnten, glaubten endlich der Bitte des Gouverneurs sich fügen zu dürfen, der sie ersuchte nur so lange zu warten, bis der Curier zurück sei, den er noch an demselben Tage an den Provinzial absandte; und da dieser die Bitte der Stadt genehmigte, ward alsbald ein Haus und eine Capelle für die beiden Missionäre angelegt, diese aber waren nun eifrig bedacht, die gute Stimmung der Spanier und der Indier zu ihrem Heile zu nützen, die Reinheit der Sitten bei den Einen wieder herzustellen, die Andern aber in den Schafstall des guten Hirten zu führen.

P. Salonio, der allein zu Assumtion geblieben war, arbeitete daselbst mit nicht geringerer Freude

und Segen. Es entstand aber um dieselbe Zeit ein Aufruhr unter den Calchaqui's, der nicht wenig beitrug, daß man in Tucuman die neuen Missionäre als Männer verehrte, die nicht minder nützlich für die Sicherheit der Provinzen, als geeignet wären, die christliche Religion unter den Heiden fest zu begründen. Es war schon früher die Rede von diesen Völkern. Diejenigen, von welchen wir nun sprechen, waren auf die Gränzen von Chaco übersetzt und als Commenden vertheilt worden. Da sie aber die unmenschliche Härte des persönlichen Frohndienstes nicht ertragen konnten, empörten sie sich und flüchteten sich gegen die Berge hin; von wo sie den spanischen Landwohnungen oftmals großen Schaden zufügten. Der Commandant Dom Ramirez de Velasco zog daher wider sie aus, sie zu bändigen oder wenigstens zur Ruhe zu zwingen; und er ersuchte den P. Barsena, der kaum von einer Krankheit, die er in Chaco sich zugezogen, hergestellt war, ihn auf diesem Zuge zu begleiten; welchen Antrag der Missionär mit Freuden annahm, weil er bei dieser Gelegenheit hoffte, den Calchaqui's Jesum Christum zu verkündigen, was ihm auch nicht gänzlich fehlschlug.

Indessen verflocht sich der Gouverneur, der das Land nicht genugsam kannte, in enge Pässe, welche die Feinde mit großer Vorsicht besetzt hielten, und war der Gefahr ausgesetzt, mit allen seinen Truppen darin aufgerieben zu werden. Da wagte es P. Barsena, ihn dieser so augenscheinlichen Gefahr zu

entreissen. Er ging allein hin zu den Calchaqui's; und ob auch diese Wilden den Weg auf alle Weise ihm abzuschneiden suchten, erreichte er dennoch die Höhe ihrer Berge. Seine Kühnheit setzte sie in Erstaunen und sie standen darüber gleichsam unbeweglich. Nun kam er auf sie zu; sie aber wurden von seiner Sanftmuth und Freundlichkeit so sehr eingenommen, daß er sie ohne Mühe dahin beredete, die Spanier in Ruhe zu lassen; wogegen er auch ihnen versprach, daß man sie selbst in ihren Wohnplätzen ungestört lassen würde. Er blieb auch einige Zeit bei ihnen, ihre Gemüthsart zu studieren, deren Grundton Wildheit war, die durch die Trunkenheit vollends unbändig ward; und es schien diesem apostolischen Mann nicht unmöglich, auch sie für Christum zu gewinnen; da Manche unter ihnen seine Worte mit großer Ehrfurcht anhörten. Gleichwohl wollte es ihn bedünken, als wäre ihre Zeit noch nicht gekommen; und sein Sinn strebte nach einer reifern Ernte. Die Calchaqui's aber kehrten bald darauf in ihre Thäler zurück, wo wir sie in der Folge wieder finden werden.

38.

Völkerschaft der Lullen. Missionen unter ihnen. Völkerschaft der Frontonen und der Mognosa's.

Die Indier, welche der Ansicht des P. Barsena gemäß, dem Reiche Gottes näher standen, waren die Lullen, die in Chaco wohnen. P. Lozano er-

zählt, diese Völkerschaft wäre großen Theils von dem heiligen Franciscus Solano zum Glauben bekehrt worden. So viel ist wenigstens gewiß, daß Jene aus ihnen, die in der Nähe von Esteco sich aufhalten, nach ihrer Taufe den Spaniern sich unterworfen hatten; und daß sie zu Commenden waren vergeben worden, aber von ihren Commendatoren zu hart bedrückt, in ihre Wälder zurückkehrten, aus welchen der Apostel Chaco's sie gezogen hatte.

Die Lullen sind wohlgestaltet, frohsinnig und der Trunkenheit ergeben. Ihr Verstand ist äußerst beschränkt, und sie sind nicht im Stande, zusammenhängend zu denken; auch hat ihre Sprache gar keine Worte für Dinge, die nicht unter die Sinne fallen. Sie haben eine Menge abergläubiger Gebräuche, und auch einen Begriff vom Teufel, zu dessen Ehre sie Ceremonien begehen, die von der tiefsten Dummheit zeigen. Vergeblich würde man Tugenden bei einem Volke suchen, dessen Vernunft bis zur Thierheit herabgesunken ist; sie kennen nicht einmal jene Tugenden, welche die bloße Natur den übrigen Menschen einflößt; ja sie stehen auf gewisse Weise hierin sogar den Thieren nach. Als einst ein Missionär sah, daß man mit der Leiche einer christlichen Frau ihren lebendigen Säugling zugleich begraben wollte, und um die Ursache dessen fragte, sagten sie ihm, dieß geschähe darum, weil sich kein Weib fände, die das Kind säugen wolle. Nun bot er eine große Belohnung Derjenigen an, die sich dazu verstehen wolle; aber es fand sich auch nicht Eine.

Nicht einmal der Eigennutz konnte ihnen eine Art Mitleid für dieß unschuldige Kind einflößen; und er mußte dasselbe mit Ziegenmilch auferziehen. Gleichwohl lassen diese Weiber, wenn sie zu viele Milch haben, junge Hunde trinken, die von ihrer Mutter verlassen sind.

Ein Volk dieser Art ist nicht geeignet, in Gesellschaft zu leben, wofern nicht die Gnade die Natur in ihnen bessert. Auch kannten die Lullen das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens nicht. Jede ihrer Familien lebte für sich gesondert, ohne Umgang mit den Übrigen zu pflegen; was größtentheils daher kam, weil sie alle Abhängigkeit und überhaupt Alles haßten, was ihrer Freiheit Schranken setzen konnte. Indessen hatten sie dennoch Kaziken; die aber nur zur Zeit des Krieges Gewalt hatten. Ihr Ehestand war so gut als keiner; die mindeste Kleinigkeit genügte, die Eheleute zu trennen; die Kinder wußten nichts vom Gehorsam; Hurerei und andere Laster wurden bei ihnen als höchst gleichgültige Dinge angesehen; daher auch waren bei dieser sonderbaren Völkerschaft die größten Ausschweifungen allgemein.

Da man dem P. Barsena gesagt hatte, es gäbe unter ihnen mehrere Christen, hegte er die Hoffnung, sie Christo zu gewinnen; und er begann auch bei ihnen mit seinem gewöhnlichen apostolischen Eifer zu arbeiten, der allenthalben so große Früchte gebracht hatte, als zu Anfang des Jahres 1590 die PP. Johannes Agnasco und Johannes Fonté von

Peru nach Santjago kamen. Der letztere war Vorgesetzter der ganzen Mission, der erstere aber sollte mit P. Barsena die apostolischen Arbeiten theilen; weil mit Grund erachtet ward, dieselben überstiegen die Kräfte eines einzigen Menschen. Da nun derselbe sich auf den Weg machen wollte, sich mit ihm zu vereinigen, verbreitete sich das Gerücht, die Lullen hätten einen Anschlag gegen das Leben ihres Missionärs gefaßt, dessen Gesundheit ohnehin mit jedem Tage schwächer ward. Dieß bewog den neuen Vorgesetzten, ihn nach Tucuman zurück zu berufen. Er gehorchte; wiewohl mit schwerem Herzen; und als er bis nach St. Michael gekommen war, erhielt er einen zweiten Befehl, daselbst zu bleiben, weil die Umgebungen dieser Stadt an aller geistlichen Hilfe Mangel litten. Der Vorgesetzte dagegen wählte in Begleitung des P. Angulo, seines Vorfahrers, seinen Posten gegen den rothen Fluß hin, im Bezirk von Conception.

Der Vorschlag zu dieser Mission kam von dem Statthalter Dom Alonzo de Vera, dessen Absicht es war, der Indier aus Chaco so viele als möglich in den Umgebungen dieser Stadt zu versammeln, und sie in mehrere Ortschaften zu vertheilen, um durch eine solche Vereinigung ihre Bekehrung zum christlichen Glauben zu erleichtern. Dieser Plan war allerdings trefflich ersonnen, und wäre derselbe ausgeführt worden, sicherlich wäre dann der größte Theil von Chaco längst christlich; aber der Mangel an Missionären und mehr noch die bösen Beispiele

der alten Christen, ihre Hartherzigkeit und ihr Geiz waren Ursache, daß derselbe scheiterte; wie sehr auch der Statthalter sich bemühte, alle Hindernisse zu heben. Die Indier, die zunächst um die Stadt Conception wohnten, waren die Frontonen; ein wildes Volk, nackt, bemalt und am ganzen Leibe tättowirt. An einem Stricke, der ihnen statt eines Gürtels dient, hängen ihre Waffen, die aus einer Keule und Pfeilen bestehen. Immer tragen sie in der Hand einen Bogen und einen Knotenstock, an dessen Ende ein Stachel aus einem Fischkinnbacken befestigt ist. Sie sind ein umherstreifendes Volk, die von Fischen und Gewild leben; führen auch beständig Krieg unter einander; denn sie bestehen aus mehreren Stämmen. Die Geschmeidigsten aus allen sind die Matara's oder Mataranes; und auf diese vorzüglich hatte der Statthalter seinen Blick gerichtet, um sie durch die Bande der Religion für sich zu gewinnen; zumal bereits mehrere aus ihnen getauft waren, ob auch kaum noch eine Spur des Christenthums an ihnen ersichtlich war.

Es übersteigt beinahe allen Glauben, wie vieles P. Fonté mit noch drei Gefährten seines Apostelamtes in weniger als Einem Jahre bei diesen Wilden ausrichteten; wiewohl sie den größten Theil dieser Zeit darauf verwenden mußten, die Sprache derselben zu erlernen. Sie schickten sich auch an, noch tiefer in diese Barbarei einzudringen; doch thaten die Spanier ihr Möglichstes, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Endlich kam man überein, daß nur

die PP. Agnasco und Barsena dahin gehen sollten. Diese Missionäre verwahrten sich zwar feierlich gegen den Antrag des Statthalters, der seinen Bruder Dom Francesco de Vera mit einer Compagnie Soldaten in ihrem Geleite dahin senden wollte; doch er war hiervon nicht abzubringen, und dieß vereitelte Alles.

Die Mognosa's, die Lasterhaftesten der Frontonen, und die am meisten umherstreifen, überfielen die Spanier mit List und ermordeten alle sammt dem Commandanten. Der Statthalter wollte den Tod seines Bruders rächen; und durch den Krieg, der bei dieser Gelegenheit sich entspann, verloren die Missionäre alle Hoffnung, etwas bei diesen Völkern auszurichten, und lenkten nach mehreren Wanderungen ihre Schritte an den Rio de la Plata hinauf bis nach St. Johann de Corrientes, einem kleinen und erst unlängst erbauten Städtchen, etwas unterhalb dem Zusammenfluß des Paraguay und des Parana, wohin die Spanier sowohl als die Indier sie eingeladen hatten, und wo die gesegneten Früchte ihrer Arbeiten sie einiger Maßen über die traurige Nothwendigkeit trösteten, daß sie die Frontonen hatten verlassen müssen.

39.

Missionen unter den Omaguaca's. Feindseligkeit dieses Volkes gegen die Spanier. Apostolische Reisen der Missionäre. Collegium der Jesuiten zu Assumtion.

Während dieß Alles vorging, hatte der Provinzial der Jesuiten in Peru den Pater Fonté nach

Lima zurück berufen, und den P. Johannes Romero zu seinem Nachfolger ernannt, den er auch nebst den PP. Caspar de Monroy, Johannes Viana und Marcellus Lorenzana nach Paraguay sandte. Das Erste, was der neue Vorgesetzte bei seiner Ankunft in Tucuman that, war, daß er einem gewissen Stück Landes entsagte, welches gegen Salta hin lag, und das man seinen Vorgängern geschenkt hatte, um dadurch für die Bedürfnisse der Missionäre zu sorgen, weil sie keine bestimmten Einkünfte für ihren Unterhalt bezogen. Hierzu ward er vorzüglich dadurch bewogen, daß seine Ordensleute in zu geringer Anzahl waren, um sich an einem bestimmten Orte festzusetzen und den Anbau dieser Ländereien zu bestellen; und dann konnte auch dieß Stück Landes nicht gehörig benützt werden, ohne daß man Indier dabei anwendete; er aber wollte die Frohndienste nicht durch sein eigenes Beispiel rechtfertigen. Hierauf sandte er alle seine Missionäre an solche Orte aus, wo sie mit dem besten Erfolg arbeiten konnten; er selbst aber setzte sich an keinem Orte fest, da er immer bereit seyn wollte, dahin zu eilen, wo das Bedürfniß am dringendsten wäre.

Er hatte die PP. Agnasco und Monroy zu den Omaguaga's, einer Völkerschaft gesandt, die an den Gränzen von Tucuman und von Peru wohnte. Dieß war eine wilde Nation, die das Evangelium bereits angenommen und der spanischen Krone sich unterworfen, dann aber den Glauben wieder verläugnet, und das Joch der Spanier von sich ab-

geworfen hatte. Auch hatten sie ihre Missionäre ermordet, und alle Spanier, die ihnen aufgestossen waren, niedergemacht, die Stadt Jujui zwei Mal zerstört; und seit dreißig Jahren überfielen sie beständig diese Seite von Tucuman und entvölkerten diese Provinz durch Raub und Mord. Der Gouverneur des Landes begann nun auf's neue, die Stadt Jujui zu erbauen, und sie, so viel möglich, gegen alle ferneren Anfälle zu sichern. Er hatte diesen Auftrag dem Dom Francesco Arganarez gegeben, der denselben auch standhaft ausführte, dann gegen diese Völkerschaft zu Felde zog, ihnen nun gegenseitig Furcht einflößte und sie dahin neigte, daß sie Missionäre aufnähmen, wenn man es als nothwendig erachten würde, denselben zu ihnen zu senden; und er stellte die Ruhe nicht nur von dieser Seite, sondern auch gegen Chaco hin vollkommen wieder her. Es verliefen aber wohl noch zwei Jahre, ehe man, ohne die Klugheit zu verletzen, den beiden Missionären, die bestimmt waren, diese Indier zum Dienste des wahren Gottes zurückzuführen, die Erlaubniß ertheilen konnte, dem Antrieb ihres heiligen Eifers zu folgen.

Die beiden andern Missionäre aber, nämlich P. Barsena und P. Lorenzana, die der Vorsteher der Mission nach Assumtion gesandt hatte, waren daselbst kaum angekommen, als sie sich unverzüglich auf dem Paraguay einschifften, in der Absicht, diesen Fluß hinauf zu fahren, und daselbst, so weit sie könnten, gegen Norden hin eine Mission zu er-

richten. Sie verwendeten vier Monate zu dieser Reise, und waren über die Gelehrigkeit der Völker, die sie besuchten, so sehr erfreut, daß sie, ob auch bei ihrer Rückkehr in die Hauptstadt von Krankheiten und Ermüdung erschöpft, auf der Stelle wieder abgereist wären, um zu vollenden, was sie so glücklich gegonnen hatten, wofern nicht P. Romero, den sie daselbst antrafen, sich ihnen sehr ernstlich widersetzt hätte.

Dieser Vorgesetzte hatte sich dahin begeben, um sich selbst zu überzeugen, auf welche Weise der Religion in der Provinz Rio de la Plata könne aufgeholfen werden. Er fand aber daselbst so viel zu thun, daß er genöthigt war, sich weit länger aufzuhalten als er es vermuthet hätte; und er hatte nicht Ursache, um die Zeit zu klagen, die er daselbst zubrachte; denn alles, was er für das Heil der Seelen unternahm, fiel über seine Erwartung glücklich aus. Auch besuchte er die Ortschaften der Guarani's, die der Stadt am nächsten waren, und gewann die Neigung dieser Indier in so hohem Grade, daß bei seiner Rückkehr nach Assumtion alle sich beeiferten, ihm Beweise der größten Hochachtung und des aufrichtigsten Vertrauens zu geben. Da nun der Adel und die Obrigkeit bedachten, daß sechs bis sieben Ordensmänner, die in diesen Gegenden sich kaum hatten sehen lassen, eine so große Umwandlung darin bewirkt hatten, daß solche hinsichtlich der Religion und der guten Sitten kaum mehr zu erkennen waren; und dabei erachteten, daß ihrem Eifer und dem Über-

gewicht, das Gott ihnen über die Gemüther ertheilt hatte, Alles möglich sei, beschlossen sie, damit es ihnen niemals an so schätzbaren Arbeiten fehlen möchte, ihnen einen beständigen Wohnsitz in dieser Hauptstadt anzubieten.

Sie berathschlagten sich auch ohne ihr Mitwissen hierüber, und faßten den Beschluß, deßfalls an den König, an den General der Gesellschaft und an den Provinzial von Peru zu schreiben, um zu Assumtion ein Collegium und taugliche Arbeiter zu erhalten. Ja, sie thaten noch mehr; denn da sie nicht zweifelten, daß die Antworten günstig ausfallen würden, kauften sie von den öffentlichen Geldern einen Platz, um daselbst ein Haus und eine Kirche zu erbauen; und ungeachtet P. Romero Widerwillen gegen eine Anstalt bezeigte, die er als übereilt betrachtete, konnte er sich doch nicht erwehren, dieselbe anzunehmen; wenn anders der König und sein Ordensgeneral dieselbe genehmigten. Alsbald ward Hand an das Werk gelegt, alle wollten daran arbeiten, sogar die Damen; nichts ward gespart, was immer der Vorgesetzte sagen und thun mochte, die Ausgaben zu mäßigen. Sie erwiederten auf seine Einwendungen, man arbeite für Jesum Christum, und könne daher nie besorgen, zu viel zu thun. Endlich ward das Haus i. J. 1595 vollendet, doch dauerte es etwas länger, bis auch die Kirche vollendet wurde.

Die Spanier waren den Jesuiten vorzüglich aus dem Grunde geneigt, weil sie sahen, mit wie großer Leichtigkeit sie die Gemüther, selbst der wildesten

Indier schmeidigten, unter welchen man sich niemals in gänzlicher Sicherheit glaubte. Anderer Seits hofften auch die Indier, es würden die Spanier sich von Männern eines Bessern belehren lassen, gegen die sie so große Achtung bezeigten, und sie mit größerer Sanftmuth behandeln. Wirklich erforderte dieß auch der Nutzen dieser Letztern, und die Erfahrung verflossener Zeiten hätte sie belehren sollen, daß sie sich niemals mit Sicherheit unter so vielen Nationen niederlassen könnten, außer wenn sie ihnen zeigten, daß der Verkehr mit ihnen denselben mehrere Vortheile gewährte. Doch übel verstandener Eigennutz schloß ihnen die Augen hierüber, und sie fingen bald an, Diejenigen, die sie mit so großen Lobsprüchen erhoben hatten, mit scheelen Augen anzusehen, weil es sie bedünkte, diese Männer nähmen zu großen Antheil an den Eingeborenen des Landes; und sie bedachten dabei nicht, daß sie durch dieß Betragen allein sie bei vielen Gelegenheiten dahin gestimmt hatten, die Waffen aus der Hand zu legen.

40.

Fortgang der Missionen unter den Omaguaca's. P. Monroy bei dem Kaziken Piltipicon. Folgen seiner Unterredung mit ihm. Tod des letzten Prinzen aus dem Hause der Incas. Apostolische Arbeiten und Leiden der Missionäre, insbesondere des P. Ortega.

Während diese Dinge in der Provinz Guayra vorgingen, war endlich P. Monroy mit einem Laien-

bruder in das Land der Omaguaca's eingedrungen. Sie wurden von diesen Wilden ziemlich gut aufgenommen, und hatten daher auch keine sonderliche Mühe, Gehör bei ihnen zu erlangen. Fünf ihrer Ortschaften verlangten sogar in kurzer Zeit unterrichtet zu werden; und es dauerte nicht lange, so fanden sich sechs hundert Personen bei ihnen ein, welche um die Taufe anhielten. Einige Privatpersonen wollten diesen Fortschritten sich widersetzen; doch zwei oder drei Beispiele schrecklicher Strafen, die auf Anordnung der göttlichen Vorsehung über Diejenigen kamen, die am heftigsten wider die Gnade sich empört hatten, hoben endlich alle Hindernisse, die man dem Werke Gottes entgegensetzte; und der Missionär mit seinem Katechisten konnten für die große Anzahl der Heiden nicht mehr genügen, welche nach Unterricht verlangten. Das Reich Christi unter dieser Nation fest zu begründen, erübrigte nur noch, Eines ihrer Oberhäupter zu besiegen, Namens Piltipicon, der furchtbar wider die Spanier ergrimmt war, und das Böse, das sie, seiner Meinung nach, ihm angethan, ihnen zweifach wieder vergolten hatte.

Er war in seiner Jugend getauft worden, hatte aber die Reinheit seines Taufgewandes durch alle Laster verunreinigt, deren ein Barbar fähig ist, der seinen Leidenschaften sich überläßt, von Sucht nach Rache an Denjenigen glüht, die er als seine Tyrannen betrachtet, und überdieß von allem Haß beseelt ist, den der Feind des Heiles gegen die wahre

Religion nur einflößen kann. Überall, wo seine Wuth ihn hingetrieben, hatte er die Priester ermordet, die Kirchen in Brand gesteckt, und die Wohnplätze der Spanier verheert. Dieser furchtbare Kazike bedünkte den P. Monroy eine nothwendige Eroberung, die Omaguaca's vollends unter das Joch Jesu Christi zu bringen; und mit allem Vertrauen bewaffnet, das der göttliche Heiland den Verkündern seines Evangeliums so dringend empfiehlt, machte er sich allein auf den Weg zu ihm. Er sagte ihm bei seinem Eintritt, der Antheil, den er an seiner wahren Glückseligkeit nehme, habe ihn über die Furcht vor einem beinahe gewissen Tode erhoben. »Aber,« fügte er bei, »es wird dir eben keine sonderliche Ehre bringen, wenn du einen wehrlosen Menschen tödtest. Willst du, gegen meine Erwartung, mich gütig anhören, so wird die ganze Frucht unsrer Unterredung dein eigen seyn; sterbe ich aber von deiner Hand, so erwartet mich eine unsterbliche Krone im Himmel!«

Piltipicon war Anfangs über diese Rede mehr erstaunt als davon gerührt; aber das Erstaunen wirkte, daß er darüber seiner ganzen Wildheit vergaß. Er setzte ihm sogar einen Trunk aus Maïs vor, und wie ekelhaft auch derselbe war, that der Missionär ihm dennoch Bescheid; und bat ihn dann um Erlaubniß, weiter in das Land vorzudringen, um Christum zu verkündigen, und auch um einige Lebensmittel für diese Reise. Beides ward ihm gern bewilligt. Und er fand allenthalben die nämliche Ge-

lehrigkeit, die er bis dahin gefunden hatte, und benützte sie mit dem nämlichen Erfolg. Hierauf kehrte er zu Piltipicon zurück, und wußte seinen Sinn so sehr zu beugen, daß er ihn dahin stimmte, mit den Spaniern Frieden zu schließen. Er kam über die Bedingnisse mit ihm überein, und brachte sie dem Gouverneur von Tucuman, der solche genehmigte und unterzeichnete.

Groß war bei dieser Nachricht die Freude in der ganzen Provinz; doch Eines noch fehlte an der Freude des Missionärs, und dieß machte ihn auch gegen alles Lob und alle Danksagungen gleichgültig. Er hatte nämlich beinahe alle Hoffnung verloren, den Kaziken mit Gott zu versöhnen; und die Verstocktheit dieses Abtrünnigen setzte der Bekehrung seiner ganzen Völkerschaft ein großes Hinderniß. Es verbreitete sich sogar einige Zeit hernach ein Gerücht, Piltipicon binde sich wenig an den Frieden, den er geschlossen habe, und er sei mit einem andern Kaziken, ebenfalls einem Abtrünnigen, in Verbindung getreten, die Stadt Jujui zum dritten Mal zu zerstören. Es war dieß nur ein blindes Gerücht, doch glaubte der Commandant von Jujui, es sei Pflicht, auf Sicherheit bedacht zu seyn; und da er Mittel fand, die beiden Kaziken in die Stadt zu locken, nahm er sie alsbald gefangen.

Dieser Gewaltstreich machte die Omaguaca's vollends zu unversöhnlichen Feinden der Spanier; P. Agnasco jedoch, der zum Glück sich damals in Jujui aufhielt, und P. Manroy, der bei dieser

Neuigkeit alsbald herbeigeeilt war, bemühten sich dem Übel abzuhelfen. Die beiden Gefangenen wurden freigelassen; die ganze Stadt erzeigte sich sehr freundlich gegen sie und beide Parteien machten nun einen ernstlichen Vertrag; die allgemeine Eintracht ward durch die Bekehrung der beiden Kaziken geschlossen; und bald folgte die ganze Völkerschaft ihrem Beispiele. Nun hielten es aber die beiden Missionäre für rathsam, sie aus dem Canton, wo sie sich aufhielt, heraus zu ziehen; weil es sich nicht hoffen ließ, daß sie daselbst lange bleiben würde, ohne von ihren Nachbarn wieder verführt zu werden; und es fiel ihnen auch bei Weitem nicht so schwer als sie geglaubt hatten, deßfalls ihre Einwilligung zu gewinnen. Sie übersetzten also dieselbe in die Nähe von Tucuman, und sie ward unter die Leitung eines eifrigen Geistlichen gestellt, der ihre Sprache sehr geläufig redete.

Wahrscheinlich war P. Monroy verhindert, diese neue Kirche selbst zu regieren, die er mit unsäglicher Mühe gebildet hatte; und der Hauptgrund lag wohl darin, daß die Mission von Paraguay damals einen Verlust erlitten hatte, den nur er ersetzen konnte. Das hohe Alter des P. Barsena, seine Krankheiten, die mit jedem Tage zunahmen, und die Unmöglichkeit, es von ihm zu erlangen, daß er seiner selbst mehr schonte als er zu thun pflegte, hatten seinen Provinzial bewogen, ihm ernstlich zu befehlen, daß er sich nach Cuzco zurückzöge. Er gehorchte, und die Frucht seines Gehorsams war eine Eroberung, die

seine Tage nicht abkürzte und ein so schönes Leben als sein Leben war, auf glorreiche Weise krönte. Der letzte Prinz aus dem Hause der Incas lag eben auf dem Krankenbette, als P. Barsena daselbst ankam; er besuchte ihn, sprach mit ihm von dem Gott der Christen mit jener Salbung, die seinen Worten immer so große Wirksamkeit ertheilt hatte, gewann und unterrichtete ihn; und hatte kurz nachdem er ihn getauft hatte, den Trost, in seinem Tode ihm beizustehen, wo er Gott von Herzen dankte, daß er nun eine unendlich herrlichere Krone empfinge als jene, die seine Voraltern verloren hatten. P. Barsena folgte ihm bald in die ewige Glorie und zwei Jahre hernach starb auch P. Salonio als ein Opfer der Nächstenliebe zu Assumtion.

Dieser zweifache Verlust ward zwar in Kurzem wieder ersetzt; je mehr aber die Anzahl der evangelischen Arbeiter in diesen Provinzen sich vermehrte, um so mehr nahmen auch die Bedürfnisse daselbst überhand. Guayra erschloß dem Evangelium sich von Tag zu Tage mehr; und dieß zwar wegen des unermüdlichen Eifers der P. P. Filds und Ortega, die daselbst seit acht Jahren beinahe alle Tage ganze Scharen der Herde des allerhöchsten Hirten der Seelen hinzufügten. Und wahrlich überstiegen ihre unermeßlichen Arbeiten beinahe alle menschliche Kraft; ja es hätten die Reisen allein, die sie zu thun genöthiget waren, diesen Wilden nachzugehen, sicherlich jeden minder feurigen Eifer gedämpft; wie wir aus

unzähligen Beispielen zeigen könnten; von welchen wir indessen hier nur Eines anführen wollen.

Pater de Ortega reisete einst in Begleitung einiger Neugetauften über eine Ebene, die zwei Flüsse von einander sondert, deren einer in den Paraguay, der andere in den Parana sich ergießt. Plötzlich schwellten beide Flüsse so gewaltig an, daß die ganze Ebene gleich einem weiten Meer erschien; und nichts auch soll in diesen Ländern gewöhnlicher seyn als die großen und plötzlichen Überschwemmungen, die man, weil sie nicht regelmäßig sind, auch nicht vorhersehen kann. Der Missionär wunderte sich aber nicht über die gegenwärtige, und glaubte, er würde weiter keine größere Noth haben als daß er bis an den Gürtel im Wasser gehen müsse; was ihm mehr als Ein Mal widerfahren war. Doch das Wasser hob ihn bald in die Höhe, und er war, sein Leben zu retten, genöthigt, einen Baum zu ersteigen. Deßgleichen thaten auch die Neugetauften, die ihn begleiteten; da sie aber nicht die Vorsicht hatten, die höchsten Bäume zu ersteigen, erreichte das Wasser sie in kurzer Zeit. Der Missionär, der vorsichtiger oder glücklicher gewesen war, befand mit seinem Katechisten sich in Sicherheit auf seinem Baum; doch drang das Angstgeschrei Derjenigen ihm in's Innerste des Herzens, die an den höchsten Ästen sich zu halten suchten und deren Kräfte bereits erschöpft waren.

Indessen nahm die Überschwemmung fortwährend zu; und da die Wanderer keine Lebensmittel hatten, sahen sie sich der offenbaren Gefahr preisge-

geben, entweder Hungers zu sterben, oder vor Erschöpfung in's Wasser zu fallen und darin zu ertrinken. Während nun der Missionär diesen traurigen Gedanken sich überließ, fiel ein gewaltiger Regen von Donnern und Blitzen und einem furchtbaren Sturmwind begleitet; was die Schrecknisse einer solchen Lage noch mehr erhöhte; und überdieß ward das Wasser von Tigern, Löwen und einer großen Anzahl anderer wilder Thiere, die ebenfalls von der Überschwemmung waren übereilt worden, ja sogar auch von Schlangen und Nattern bedeckt. Endlich schlang sich eines dieser kriechenden Ungeheuer um einen Zweig des Baumes, auf welchem P. Ortega sich befand, der sich gefaßt hielt, bald von demselben verschlungen zu werden; als das Gewicht des Thieres den Ast zerbrach, den es umfaßt hatte, worauf es in das Wasser fiel und sich gegen eine andere Seite wendete.

Schon waren mehr als zwei Tage verflossen, seit die Reisenden also zwischen Tod und Leben schwebten; der Sturm raste in Einem fort, das Wasser stieg immer höher und höher, als plötzlich gegen Mitternacht der Missionär beim Licht der Blitze Einen seiner Indier auf ihn zu schwimmen sah. Dieser Mensch, der ebenfalls kein anderes Licht hatte, den Weg zu finden, schrie, als er sich nahe genug bei seinem geistlichen Vater glaubte, um von ihm vernommen zu werden, mit lauter Stimme, drei Katechumenen und drei Christen seien dem Tode nahe; und es bäten die Einen ihn um die Taufe, die An-

dern um die Lossprechung. Der apostolische Mann besann sich nicht Einen Augenblick; er band seinen Katechisten, der sich vor Schwäche nicht mehr rühren konnte, fester an den Baum, hörte ihn dann Beicht, und warf sich hierauf in's Wasser, dem Indier zu folgen, der ihn rief; kam trotz der Wogen und Baumäste, die meist mit Dornen bewaffnet waren, von welchen einer ihm den Schenkel ganz durchstach, zu den Katechumenen, die er kaum getauft hatte, als sie in's Wasser fielen, wo er ihren Tod nicht verhindern konnte.

Hierauf schwamm er zu den drei Neugetauften, erweckte die nothwendigen Acte der Reue mit ihnen, ertheilte ihnen sodann die Lossprechung; und zwei aus ihnen starben unmittelbar darauf. Als dieß geschehen war, kehrte er wieder zu seinem Baume zurück und kam gerade noch zu rechter Zeit; denn es reichte das Wasser seinem Katechisten bereits bis an den Hals. Er band ihn alsbald los und half ihm einen höhern Ast ersteigen. Gegen Abend desselben Tages begann das Wasser zu fallen, und sobald er den Fuß auf die Erde setzen konnte, wollte er die Indier besuchen, die er noch am Leben verlassen hatte; allein sein Schenkel, worin der Dorn geblieben war, war so stark geschwollen, daß er sich genöthigt sah, nach einigen Schritten inne zu halten; man mußte ihn nach Villarica tragen, daselbst gepflegt zu werden; doch es war zu spät; er konnte nie wieder vollkommen geheilt werden; und zwei und zwanzig Jahre hindurch, die er noch lebte, ließ die Wunde, die

niemals ganz geschlossen ward, nicht nach, ihn schmerzlich zu plagen. Nichts desto minder übte er bald darauf die Verrichtungen seines Amtes abermal; und ward kurze Zeit hierauf sammt seinem Gefährten nach Assumtion zurückberufen, wo P. Lorenzana, der allein daselbst verblieben war, nicht mehr für die Arbeiten genügen konnte, mit welchen er überladen war.

41.

Die Stadt Santa-Fé verlangt Jesuiten. Fernere Missionsreisen. P. Romero bei den Diaguiten. Es kommt ein Visitator aus Rom. Seine Conferenzen mit den Missionären.

Während nun diese Dinge in dieser Provinz sich ereigneten, wirkte P. Romero zu Santa-Fé, wo er anderthalb Jahre zubrachte, wundersame Früchte bei den Spaniern sowohl als bei den Indiern; und die ersten schrieben dem Provinzial der Jesuiten nach Peru, um ihm ein Haus in ihrer Stadt anzubieten. Doch wiewohl ein Jahr hernach eine neue Verstärkung von Missionären aus diesem Königreiche ankam, war es dennoch nicht möglich, auch nur Einem zu Santa-Fé einen beständigen Aufenthalt anzuweisen. Der Vorgesetzte, der sich nach Tucuman begeben hatte, diesen neuen Zuwachs in Empfang zu nehmen, übernahm es, mit P. Johannes Dario, einem Italiener und dem Laienbruder Johannes Rodriguez eine Mission zu Corduba zu halten. Er ward zwar Anfangs etwas frostig dort empfangen, kaum

aber hatte die Mission begonnen, so ward ihm ein Haus und eine Kapelle an einem sehr bequemen Orte angetragen.

Hierauf ging er mit seinen beiden Gefährten, die Indier aufzusuchen, welche die PP. Ortega und Barsena im Glauben unterrichtet hatten, und die seit der Abreise dieser Väter beinahe ohne allen geistlichen Beistand geblieben waren. Sie hatten den Trost, daselbst Neophyten anzutreffen, die die Unschuld ihrer Taufe bewahrt hatten und nach der Rückkehr ihrer geistlichen Väter seufzten; die mit freudigster Liebe aufgenommen wurden. Die Missionäre sagten ihnen, es würde nun eben zu Corduba eine große Kirche erbaut, wo sie hinkommen könnten, im Falle es nicht möglich wäre, ihnen einen eigenen Hirten zu senden; und auf der Stelle erboten sie sich, die nothwendigen Baumaterialien dazu hinzutragen. Ihr Anerbieten ward angenommen, und in kurzer Zeit war die ganze Kirche vollendet.

Bei seiner Rückkehr in diese Stadt, hielt P. Romero sich nur wenige Tage auf, und reiste alsbald mit P. Monroy ab, das Licht des Evangeliums den Diaguiten zu bringen, die beinahe an den äußersten Gränzen gegen Süden von Tucuman wohnen. Diese Indier, welche der Trunkenheit weniger ergeben sind als ihre Nachbarn, hatten eine große Vorliebe für die Jesuiten, von welchen man ihnen unter andern gesagt hatte, sie widersetzten sich aus ganzer Kraft, daß man sie nicht mißhandelte; und dieß glückliche Vorurtheil hatte bei einem spanischen Edeln, Na-

mens Juan de Abreu, dessen Vater Gouverneur von Tucuman gewesen war, die Hoffnung erweckt, dieselben leicht zu bezähmen, wenn er in Gesellschaft dieser Väter unter ihnen erschiene. Die Missionäre hinwieder, die der Sprache dieser Völkerschaft nicht wohl kundig waren, noch auch den Weg dahin wußten, waren sehr froh, daß sie an einem Manne von so großem Ansehen einen Führer und Dollmetsch bekamen, der ihrem heiligen Amte Ehre erwirken konnte.

Wirklich hatten sie auch Anfangs allen guten Erfolg, den sie nur wünschen konnten; sie durchstreiften einen großen Theil der Gegend, und allenthalben hörte man ihre Worte mit Freuden. Nur in einer einzigen Ortschaft, wo sie waren mit offenen Armen empfangen worden, schien der Tod ihnen ernstlich zu drohen. Denn am Abende desselben Tages, wo sie so gut waren aufgenommen worden, erschien eine Rotte dieser Wilden in dem Aufzug, worin sie gewöhnlich erscheinen, wenn sie zu irgend einer blutigen Unternehmung ausziehen, und näherten sich ihnen mit wilden und drohenden Geberden. P. Romero ging ihnen mit jener Festigkeit entgegen, welche die Verachtung des Todes einflößt und befahl ihnen mit gebieterischem Ton, dem wahren Gott, den er gekommen sei, ihnen zu verkündigen, die Ehrfurcht zu erzeigen, die alle Menschen, welche Er erschaffen habe, ihm zu erweisen schuldig sind. Einer dieser Wüthenden aber unterbrach ihn und sprach in trotzigem Stolz, er werde es nimmermehr dulden, daß die Diaguiten so tief sich erniedrigten,

und das Haupt entblößten, gleich den Spaniern, wenn sie Gebete an ihren Gott richteten; er und die Seinigen wollten, wie früher also auch nun, ihrer Weise und alten Gewohnheit gemäß leben. Nach diesen Worten entfernte er sich und ließ die Missionäre und ihren Führer in großer Angst vor einem allgemeinen Aufstand, wobei sie nicht einsahen, was sie thun sollten, um nicht ein Opfer desselben zu werden. Nachdem sie aber den größten Theil der Nacht im Gebet zugebracht hatten, wurden sie am folgenden Tage sehr angenehm überrascht, als der nämliche Mann, der am Abende zuvor in so hohem Tone mit ihnen gesprochen hatte, auf sie zukam, sich entschuldigte und erklärte, ein starkes Getränke, dessen er nicht gewohnt gewesen, habe seine Vernunft verwirrt; und er und die Seinigen würden durch ihre Gelehrigkeit den begangenen Fehler reichlich ersetzen.

Er hielt Wort und mehr denn tausend Diaguiten bekehrten sich in dieser Ortschaft. Noch reichlicher war die Ernte in vier andern, entferntern Orten. Es verblieb auch nicht ein einziger Götzendiener daselbst. Diese Indier beteten die Sonne an und opferten ihr Vogelfedern; sie hatten diesem Gestirn auch Tempel errichtet; aber auf den ersten Wink des P. Romero rißen sie dieselben nieder und pflanzten ein Kreuz auf die Trümmer derselben. Indessen hätte ein voreiliger Schritt des königlichen Stellvertreters zu Salta so schöne Hoffnungen beinahe auf einmal vernichtet. Dieser Officier, der wahrscheinlich von dem Gouverneur der Provinz einen allgemeinen

Auftrag erhalten hatte, die Indier, die sich bekehrten, dahin zu verhalten, daß sie den König von Spanien für ihren Monarchen erkennen sollten, hatte erfahren, was bei den Diaguiten vorgegangen war, und glaubte, es würde nicht schwer halten, sie zu Allem bereit zu finden, was er im Namen und für den Dienst des Königs vorschreiben werde; er sandte ihnen also den Befehl, eine gewisse Anzahl Arbeiter nach Salta zu senden. Diese Art zu verfahren empörte sie; und sie riefen aus: »Die Religion, die man uns predigt, ist also nur eine Schlinge, die man unsrer Freiheit legt; und die Spanier haben ihre Lehrer nur darum ausgesandt, daß sie unsre Länder auskundschaften und sehen, wie sie dieselben an sich reißen können! Dulden wir es nicht, daß man auf solche Weise einer harten Knechtschaft uns unterwerfe, und tödten wir sogleich und vor allen andern diese Fremdlinge, die wir für nichts anders als für Verführer und meineidige Betrieger ansehen können!«

Sie schickten sich auch bereits an, ihren Beschluß auszuführen, als ein Greis, der großes Ansehen unter ihnen hatte, diesen erhitzten Gemüthern vorstellte, daß man nichts übereilen müsse; diese Väter würden selbst von den Spaniern sehr hoch geachtet; und wenn auch diese ihren Tod nicht rächten, so würde doch Gott, dessen Diener sie wären, ihren Tod nicht unbestraft lassen. Diese Rede hielt auch die Erbittertsten in Schranken und gab den Missionären Zeit und Mittel, sie zur Vernunft zu bringen.

Sie sagten also dem Volke, die Handlung dieses Officiers würde gewißlich mißbilliget werden. Und diese Versicherung beruhigte sie nicht nur, sondern sie baten auch wegen ihrer Übereilung um Verzeihung, die man, sprachen sie, ihnen um so eher vergeben müsse, weil nur die Furcht, ihre Freiheit, das einzige Gut zu verlieren, auf das sie stolz seien, Ursache derselben gewesen sei. P. Romero hinwieder gab ihnen die Versicherung, er würde es nimmermehr dulden, daß man die Religion dazu mißbrauche, sie um ihre Freiheit zu bringen. Er fügte noch bei, es seien die Gesinnungen des Königs, seines Monarchen und auch Derjenigen, die in seinem Namen in Tucuman regierten, ihm genau bekannt; und so lange er in diesem Lande bleiben würde, hätten die Diaguiten nichts von den Spaniern zu besorgen.

Zur nämlichen Zeit erhielt er Nachricht, es sei in Einer der Ortschaften sein und seiner Gefährten Tod beschlossen worden; und alles wohl erwogen, achtete er als rathsam, sie für einige Zeit zu entfernen. Sie reisten also nach Corduba ab und gaben die Verheißung, in Kurzem zurückzukehren und sichere Beweise ihrer Aussage mitzubringen. Da sie aber auf ihrem Wege benachrichtiget wurden, ein Kazike, der ein katholischer Katechumen war, liege auf dem Sterbebette, besannen sie sich, ob sie auch starke Gründe hatten zu glauben, daß man ihnen nachstelle, nicht einen Augenblick, sich zu ihm zu begeben. Gott segnete ihren Eifer und ihren Muth. Denn wirklich war ihre Vermuthung allzu gegründet; aber

gerade der Umstand, der ihren Feinden sie hätte in die Hände liefern sollen, befreite sie aus der Gefahr, der sie entgegen gingen. P. Romero taufte den Katechumenen, den er zu seinem großen Troste als einen Auserwählten sterben sah; und indeß er das Heil dieser Seele mit Gefahr seines eigenen Lebens sicherte, verzweifelten Diejenigen, die ihn aufsuchten um ihn mit seinem Gefährten zu ermorden, und sie nicht auf dem Wege antrafen, den man sie hatte einschlagen sehen, an der Möglichkeit, sie einzuholen, und kehrten wieder zurück von wannen sie gekommen waren.

Sobald die Väter zu Corduba anlangten, schrieb P. Romero an den Bischof von Tucuman, und berichtete ihm den Erfolg seiner Mission und die Stimmung, in welcher er die Diaguiten verlassen habe; zugleich auch meldete er ihm, ein Visitator seines Ordens habe ihm den Befehl zugesandt, sich nach Salta zu verfügen; weßhalb er nun vielleicht diesen Indiern nicht Wort halten und zu ihnen zurückkehren, ja ihnen auch nicht so bald einen Missionär zusenden könne; darum bitte er ihn, diesen Mangel durch irgend Einen seiner Geistlichen zu ersetzen. Doch der Bischof fand auch nicht Einen, dessen er entbehren konnte, oder der es bei den bekannten Gesinnungen dieses Volkes hätte wagen wollen, sich dahin zu begeben; und diese aufsprossende Kirche blieb zu lange Zeit ohne Hirten, um sich in dem Stande zu erhalten, in welchem sie war verlassen worden.

Der Visitator, P. Steffano Paez, hatte den

Auftrag von seinem Ordensgeneral, alle Häuser der Gesellschaft in Peru und in den angränzenden Provinzen zu besuchen. Nachdem er nun nach Tucuman gekommen war, berief er alle Missionäre dieser Provinz nach Salta, besprach sich mit jedem Einzelnen, und ordnete dann mit ihnen die Art und Weise, den zerstreuten Völkerschaften das Evangelium zu verkündigen. Vor Allem erinnerte er, daß er die wandernden Missionen nicht billigen könne, und daß das beständige Reisen von dem äußersten Ende eines dieser Länder bis zum andern, seiner Ansicht nach, mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft sei. Auch könne man, sprach er, wenig auf schnelle Bekehrungen rechnen, die nur die Wirkung der ersten Aufwallung wären, und zu welchen man in so kurzer Zeit höchstens einen leichten Grund legen könne; wie sich dieß bei den meisten Bekehrungen dieser Art gezeigt habe, von welchen, weil die Missionäre keinen festen Standpunct gehabt hätten, kaum noch eine Spur zu sehen sei. Denn es sei mit dem Samen des göttlichen Wortes, wie mit dem Samen, den man in die Erde wirft; es genüge nicht, denselben auszusäen, wenn man wolle, daß solcher gedeihe; sondern man müsse auch andere Arbeiten daran wenden, und dieß zwar bis zur Zeit der Ernte.

Nun dachten zwar die Missionäre im Grunde eben so hierüber; doch stellten sie dem Visitator vor, sie hätten müssen dahin gehen, wohin die Bischöfe verlangt hätten, daß sie gehen sollten; auch seien ihre Reisen in Hinsicht auf das Ziel, das sie sich vor-

gesetzt hätten, nicht vergeblich gewesen; sie hätten nothwendige Kenntnisse des Landes und der Nationen erlangt, denen sie das Evangelium verkündigen sollten; Gott habe seine Absichten bei diesen vorübergehenden Arbeiten, und die apostolischen Männer würden zuweilen vom Geiste Gottes angetrieben, schnell von einer Provinz in die andere überzugehen gleich jenen fliegenden Wolken, welchen sie in der Schrift verglichen werden (Isai. 60.7). Indessen stimmten sie gleichwohl darin mit ihm überein, daß es sehr rathsam sei, Maßregeln zu treffen, die dahin wirkten, etwas Dauerhafteres zu stiften; und daß man sich auch bereits an einigen Orten fest gesetzt habe; doch müsse man darum diesen Reisen, die in der Ordnung der Vorsehung seien, nicht gänzlich entsagen, weil solche dem Heile vieler Auserwählten ersprießlich, und dasselbe oft daran geknüpft wäre; ja Gott habe die Reisen des heiligen Franciscus Solano (der damals noch am Leben war), durch eine große Anzahl Wunder besiegelt. Hierauf trug dann jeder Einzelne seine Ansicht über das Beste vor, das in diesem großen Lande zu thun sei, die christliche Religion auf den Trümmern der Abgötterei zu errichten.

Während dieser Verhandlungen erhielt der Visitator Briefe aus verschiedenen Städten Tucuman's, die ihm meldeten, es verbreite sich das Gerücht in diesem Lande, die einzige Absicht seiner Reise sei, alle Jesuiten, die er zu Salta versammelt habe, nach Peru abzuführen. Er aber antwortete, daß

wenn dieß auch seine Absicht gewesen wäre, wiewohl es der Fall nicht sei, Alles, was er nun mit eigenen Augen sähe, ihn bereits nothwendig hätte dahin stimmen müssen, dieselbe aufzugeben. Hierauf verfaßte er einige Anordnungen, deren vorzüglichste sogleich für unausführbar gehalten wurde. Er wollte nämlich den Jesuiten von Brasilien das ganze Land überlassen, das auf der Morgenseite des Paraguay und des Rio de la Plata liegt; weil es dieser Provinz weit leichter als der Provinz Peru wäre, Missionäre dahin zu senden, die überdieß bereits Kenntnisse in der Sprache besäßen, welche daselbst am meisten gesprochen wird. Dieser Plan war kaum in Tucuman ruchbar geworden, so ward er auch allgemein gebilligt; und die meisten Städte schrieben an den Ordensgeneral, ihm Collegien anzubieten, die sie auf eigene Kosten stiften wollten.

Ganz anders jedoch ward die Sache zu Assumtion aufgenommen, wo die Abreise der dortigen Jesuiten nach Salta verschiedene Gedanken erregt hatte. Alle hatten nämlich geglaubt, sie reisten ab, um nie wieder zu kommen. Bei Vielen erregte ihre Abreise tief innigen Schmerz; die meisten aber ließen ihren Unwillen darüber in bittern Schmachworten aus; wiewohl die Lebensweise und das Betragen dieser Religiosen ihnen keine Veranlassung dazu gab. Sie sagten öffentlich, dieser neue Orden habe kein Wohlgefallen an armen Colonien, und wolle sich nur in reichen Ländern niederlassen, oder doch in solchen, wo die Nähe von Peru sie in den Stand setze, reich

zu werden. Wenn der Eifer für das Heil der Seelen bei den Jesuiten wahrhaft rein wäre; so würden sie einer Provinz nicht entsagen, wo sie Stoff genug und mehr als in jeder andern fänden, denselben mit Nutzen zu üben; und wo man nichts unterlassen habe, ihnen Beweise des vollkommensten Vertrauens zu geben. Übrigens wäre die Hoffnung, mit welcher man die Inwohner zu Assumtion hinhielte, ihnen portugiesische Jesuiten zu senden, eine leere Ausflucht; da nicht der mindeste Anschein wäre, daß der königliche Rath in indischen Angelegenheiten es zugeben würde, daß man in die Staaten des Königs von Spanien Missionäre sendete, die nicht geborene Unterthanen desselben wären; noch auch, daß Portugal ein Land mit Missionären versehen werde, das nicht der portugiesischen Krone angehöre.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte P. Paez diese Schwierigkeit nicht genugsam erwogen, die er doch beim ersten Anblick der Sache hätte bedenken sollen. Indessen ergab er sich nicht einmal den ersten Vorstellungen, die man ihm deßfalls machte. Da er aber weiter keinen Schritt für die Ausführung seines Planes that, hatte man Zeit, ihm alle Unschicklichkeiten und Folgen desselben zu zeigen.

Während dieser Zeit hatten die Chiriguanen, von welchen wir bereits sagten, daß ein Wunder des Allmächtigen zu ihrer Bekehrung erfordert würde, das Verlangen geäußert, sie wollten den christlichen Glauben annehmen. Hierüber ward der Vicekönig von Peru überaus erfreut, weil ihre Bekeh-

rung für die Ruhe von Tucuman und selbst von Peru äußerst wichtig war; und er traf Anstalt, daß der ehrwürdige, durch viele schwere Trübsale geprüfte und von feurigem Eifer Gottes glühende P. Ortega zu ihnen abreiste. Dieser Missionär nahm den Auftrag mit heiliger Freude an, weil er hoffte, sein Leben in der Ausübung des Apostelamtes daselbst zu beschließen, dem er sich von Jugend auf geweiht hatte, und vielleicht sogar die Marterkrone zu erringen. Er reiste also i. J. 1601 mit P. Hieronymus de Villarno nach der chiriguanischen Cordilliere ab. Beide wurden daselbst ziemlich wohl aufgenommen; doch sahen sie bald ein, daß diese Barbaren auf nichts weniger bedacht waren als die christliche Religion anzunehmen. Indessen boten sie alles auf, sie dahin zu bewegen; und zwei ganze Jahre hindurch ließen sie nichts unversucht, was nur der feurigste Eifer und die sinnreichste Liebe ihnen einflößen konnte, diese verstockten Herzen zu erweichen. Endlich erkannten sie mit Schmerzen, daß der Tag des Heiles noch nicht für sie erschienen sei. Nach dieser Zeit war die Gesundheit des P. Ortega gänzlich zerrüttet, und sein Gefährte erhielt den Auftrag, ihn nach La Plata zu führen, wo er i. J. 1622 in sehr hohem Alter starb.

Um diese Abschweifung zu schließen und sobald nicht wieder auf die Chiriguanen zurück zu kommen, die den Faden dieser Geschichte zu oft unterbrechen würden, wollen wir hier nur noch erinnern, daß nach der Abreise dieser beiden Missionäre der Ge-

sellschaft Jesu, einige Religiosen aus dem Orden des heiligen Franciscus es versuchen wollten, ob es ihnen nicht gelingen würde, besser denn jene Väter bei dieser Nation zu wirken. Es reisten also, nachdem er die Erlaubniß hierzu vom Vicekönig erhalten hatte, P. Augustinus Fabio mit einem Laienbruder durch Tharija in diese Gebirge, und die Chronik dieses Ordens, die i. J. 1650 gedruckt ward, erzählt, daß sie dort einige Bekehrungen erwirkten und eine Kirche erbauten; und dieser erste Erfolg habe ihnen die herrlichste Hoffnung eingeflößt, so daß sie beinahe nicht zweifelten, es werde ihnen gelingen, diese ganze Nation unter die Fahne des Kreuzes zu bringen. Während einer Reise aber, die P. Fabio nach la Plata vornahm, hätten diese Barbaren einige Spanier ermordet, die ihm in die Cordillieren gefolgt waren, seinen Gefährten verjagt, und alle Zugänge in ihre Gebirge so fest verschlossen, daß es dem P. Fabio niemals möglich gewesen sei, wieder daselbst einzudringen.

42.

Verleumdungen gegen die Jesuiten. Reiseabenteuer einiger Missionäre. Die Jesuiten nehmen die Indier in Schutz und ziehen sich dadurch die Feindschaft der Spanier zu.

Während man in der Hauptstadt von Paraguay, aus den bereits angegebenen Ursachen, allerlei schwere und schmähliche Verleumdungen gegen die Jesuiten verbreitete, thaten gewisse Ordensleu-

te, die sich dort niederlassen wollten und der sichern Meinung waren, diese Väter hätten ihrem Wohnsitze daselbst gänzlich entsagt, dem P. Filds, der wegen seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit nicht hatte fortziehen können, den Vorschlag, ihnen das Ordenshaus zu verkaufen. Dieser jedoch entschuldigte sich und sagte, er sei hierzu nicht berechtiget; verwies sie aber an P. Romero, die nöthige Auskunft deßfalls zu erhalten. Indessen aber hatte man diesem Vorgesetzten bereits Nachricht gegeben, daß der Verweser des Bisthums und der Magistrat der Stadt bei dem Ordensgeneral über das Verfahren des P. Paez Beschwerde geführt hätten; und er erhielt auch kurze Zeit hierauf ein Schreiben von dem neu ernannten Bischof für Assumtion, Dom Martin Ignatius de Loyola, einem Neffen des Stifters der Gesellschaft Jesu, der ihm berichtete, daß er, wofern er gewußt hätte, daß die Jesuiten sein Bisthum verlassen hätten, sich nimmermehr hätte entschließen können, die Leitung desselben zu übernehmen. Er bitte ihn also dringend, sie, sobald nur möglich, dahin zurückzusenden; im Fall des Gegentheils aber würde er sich an seinen Ordensgeneral, und, wäre es nothwendig, sogar an den König und an den Pabst wenden, ihn dazu zu verpflichten. Ja, er hatte sogar, ohne die Antwort des P. Romero abzuwarten, an den General P. Claudius Aquaviva geschrieben. Dieser aber war ihm bereits zuvorgekommen; und P. Romero erhielt beinahe zu gleicher Zeit Befehle von Rom und von dem Provinzial aus

Peru, den P. Lorenzana mit noch einem andern Jesuiten nach Assumtion zu senden; er aber fügte sich diesem Auftrag mit um so größern Vergnügen, als das System des P. Paez ihn nie angesprochen hatte, und die Missionen bei den Guarani's ihm sehr am Herzen lagen.

Wirklich war es hohe Zeit, daß die Jesuiten sich zu Assumtion sehen ließen, wenn sie die Pforten dieser Stadt sich nicht für immer verschließen, und als nothwendige Folge dessen die Kirche wollten untergehen sehen, die sich allmälig in Guayra bildete; denn da P. Filds unablässig gedrängt wurde, das Haus zu verkaufen, hätten, wofern ihm keine Unterstützung gekommen und er an den Gebrechlichkeiten seines hohen Alters gestorben wäre, jene Ordensleute das Haus unentgeldlich bekommen. Indessen säumte P. Lorenzana keinen Augenblick, sobald der Befehl ihm zugekommen war, mit P. Caldatino zu Buenos-Ayres sich einzuschiffen. Er war aber noch nicht weit gekommen, als sein Schiff von einem Sturm wider eine Klippe geworfen ward, wo es scheiterte; und die beiden Missionäre wurden nur durch die Kühnheit der Indier gerettet, die sie führten, und mit äußerster Mühe an das Gestade brachten.

Nun waren sie dem Schiffbruch zwar entkommen, doch waren sie nahe daran, vor Hunger umzukommen, da sie durchaus nichts von ihrem Mundvorrath hatten retten können, und sich in der unwirthlichsten Gegend befanden. In dieser großen

Noth begegnete ihnen der Bischof von Assumtion, der eben den Fluß hinabschiffte, sich nach Buenos-Ayres zu begeben; und in überaus großer Freude, seine Wünsche so schnell erfüllt zu sehen, sie freundschaftlich umarmte, auf's Beste bewirthete, und ihnen eine seiner Barken voll der Lebensmittel, nebst der ausgedehntesten Vollmacht in seinem Bisthum gab.

Zu Assumtion wurden sie auf eine solche Weise empfangen, daß daraus leicht zu ersehen war, wie aufrichtig die Gesinnungen aller Guten bei ihrer Abreise gegen sie gewesen waren, und wie schmerzlich man ihre Entfernung betrauert hatte. Beide Missionäre, die durch ihren heiligen Eifer bekannt und deren Ruf sehr rühmlich begründet war, überließen sich gleich in den ersten Tagen ohne alle Schonung den mühsamsten Verrichtungen ihres heiligen Amtes; und ihre Arbeiten, so wie der Segen des Himmels, der dieselben sichtbar begleitete, wirkten bald dahin, daß man aller früheren Mißhelligkeiten vergaß, die eigentlich doch nur in der Achtung gegen sie gegründet waren.

Sie hatten sich jedoch zu laut und zu deutlich zum Besten der Indier erklärt, und gegen den Mißbrauch der Commenden ausgesprochen, als daß das Vertrauen und die Freundschaft Derjenigen lange hätten bestehen können, welchen selbst die traurigsten Erfahrungen die Augen nicht öffneten, um einzusehen, wie sehr ihr eigener Vortheil es erforderte, daß sie die Eingeborenen des Landes menschlicher und schonender behandelten. Sonderbar ist's, daß

sogar Ordensgeistliche wegen eines Grundes gegen die Jesuiten sich ereiferten, der gerade das Gegentheil hätte bewirken sollen. Es empörten sich kurz hierauf Indier, die an den Ufern des Paraguay wohnten, und als Commenden waren vergeben worden, und ermordeten verrätherischer Weise einige Spanier. Als diese Nachricht in der Stadt kund ward, und der Gouverneur eben abwesend war, zog der Commandant mit einer Compagnie Soldaten aus, diese Rebellen zu züchtigen; änderte aber seinen Vorsatz unter Weges, und überfiel verbündete und getreue Indier, die ihm aufstießen und waffenlos waren. Diese also behandelte er als Feinde, tödtete derselben viele, ließ eine große Anzahl in Fesseln schlagen, zog dann mit denselben gleichsam im Triumph nach Assumtion, und verkaufte sie daselbst als Sclaven.

Nun glaubte P. Lorenzana, er dürfte eine so himmelschreiende Ungerechtigkeit nicht mit Stillschweigen übergehen. Er stellte solche erst unter vier Augen dem Urheber derselben ernstlich vor; warnte dann Jene, welche die Indier gekauft hatten, und sagten ihnen, sie könnten solche nicht mit gutem Gewissen als Sclaven betrachten; da aber alle zu seinen Vorstellungen taub waren, bestieg er die Kanzel und bedrohte sie mit dem Zorn des Himmels, wofern sie diese Indier nicht frei entließen. Hierauf aber gebot der Schatzmeister der Domkirche, der dabei zugegen war, ihm zu schweigen und sich augenblicklich aus der Kirche zu entfernen. Er gehorchte, ohne eine Miene zu verziehen; und diese Mäßigung wirkte

so tief auf die Gemüther aller Zuhörer, daß ein allgemeines Murren gegen den Schatzmeister entstand. Es ward auch dieser Unglückselige von einem schweren Übel ergriffen, das an Wahnsinn gränzte, und gab in wenigen Tagen seinen Geist unter den gräßlichsten Zuckungen auf; und mächtiger wirkte dieß Ereigniß für die Befreiung der Gefangenen, als die eindringlichsten Ermahnungen des Missionärs; gleichwohl aber erbitterte dasselbe auch die Widersacher der Jesuiten, und es entstand ein heimlicher Unwille gegen sie, der in der Folge erstaunliche Wirkungen hervorbrachte.

In demselben Jahre 1605 kam P. Diego de Torrez als Provinzial für Chili und Paraguay mit fünfzehn Missionären an, die er theils in Chili, theils in Tucuman vertheilte. Hierauf nahm er seinen Weg über die Stadt la Plata und über Potosi, durchzog die Gebirge von Charcas, suchte die Omaguaca's heim, kräftigte sie im Glauben, und begab sich dann nach Jujui und von da nach Salta. Beide Städte ersuchten ihn um Collegien; die er ihnen jedoch aus Mangel an Arbeiten für dießmal nicht gewähren konnte.

Von Salta ging er mit jenen seiner Ordensgenossen, die bei ihm waren, nach Santjago, wo er von dem Bischof und dem Gouverneur mit großen Ehren und Freundschaft empfangen wurde. Er stellte solche dem Bischof vor und sagte ihm, die Absicht seines Ordensgenerals sei, daß sie als Arbeiter in seiner Hand seyn sollten, über die er frei verfügen

könne; der Bischof aber ward hierüber bis zu Thränen gerührt und dankte Gott feierlich für so große und so erwünschte Hilfe. Einige Tage hierauf reiste der Provinzial nach Chili ab, und indeß er daselbst die Geschäfte der Provinz ordnete, kamen acht Jesuiten, die vom Ordensgeneral abgesandt und auf königliche Unkosten gereist waren, im Hafen zu Buenos-Ayres an. Sie waren daselbst angemeldet worden; und man hielt einige derselben zurück, ein Collegium in dieser Stadt zu gründen, wo damals der Handel sehr lebhaft zu blühen begann.

43.

Wuth der Wilden um Buenos-Ayres. Abermalige Gehässigkeiten gegen die Jesuiten, weil sie die Indier beschützen.

Die Indier, die diesem Seehafen zunächst wohnten, wild und oft noch wüthiger als die Tiger, unter welchen sie lebten, wollten sich durchaus nicht bezähmen lassen; und es wird versichert, daß sie zur Zeit, wo diese Stadt zum dritten Mal erbaut wurde, zwei tausend Spanier niedermachten. Die beinahe riesenhafte Gestalt Vieler aus ihnen, das grimmige Aussehen der Meisten, und der unversöhnliche Haß Aller wider die Spanier hatte so großes Schrecken unter den Inwohnern verbreitet, daß niemand es wagte, weit auf das Feld hinaus zu gehen. Einige aus ihnen waren unterjocht worden; und hätte man sie nicht dem Frohndienste unterworfen, so

wäre es möglich gewesen, sie zu Christen zu bilden; wenigstens sie dazu vorzubereiten, bis man ihnen hätte Missionäre verschaffen können. Doch was immer man in dieser Hinsicht versucht hatte, war fruchtlos geblieben. Endlich hoffte man, die Jesuiten, die nun gekommen waren, würden wirksamer daran arbeiten; allein es war zu spät, durch Sanftmuth und Überredung Barbaren zu gewinnen, welche die bloße Furcht im Zaum hielt; wie auch hätte man ihnen einen höchst gütigen Gott verkündigen sollen, so lange man sie in den Fesseln der härtesten Knechtschaft hielt.

Bevor die Jesuiten an ihrer Bekehrung arbeiteten, wollten sie, daß man ihr Joch in etwas erleichterte; dieß aber ward sehr übel aufgenommen. Noch weiter ging man in Tucuman gegen sie, die man daselbst mit so großer Freude empfangen hatte, und die durch diese Aufnahme sich einiger Maßen für berechtiget hielten, die nämlichen Vorstellungen zu thun. Ihr Provinzial erfuhr ihren Unwillen über sein dießfälliges Betragen am ersten. Nach seiner Rückkehr aus Chili hielt er sich zu Corduba auf, das Noviziat zu ordnen, das bereits begann, zahlreich zu werden. Als nun die Gebäude vollendet waren, wollte er die Indier, die mit Lust daran gearbeitet, und zum großen Erstaunen Aller, ihrer selbst auf keine Weise dabei geschont hatten, nicht ohne Belohnung entlassen. Dieß aber schien den Inwohnern gefährliche Folgen nach sich zu ziehen. Man gab es ihm auch zu verstehen, doch überzeugte man

ihn nicht, daß er deßfalls übel gethan hätte. Da glaubten sie, sie würden ihn kräftiger überzeugen, wenn sie ihm die Almosengelder entzögen, die damals beinahe die einzige Unterstützung dieser Ordensleute für ihren Unterhalt waren; allein sie irrten sich. Die Vorsehung, auf welche P. Torrez weit sicherer als auf alle menschliche Hilfe rechnete, ließ ihn nicht im Stich. Nun versuchte er es, das Gewissen der Inwohner über ihre Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit gegen diese Indier aufzuregen; und da er sah, daß er tauben Ohren predigte, bedrohte er sie öffentlich mit dem Zorn Gottes und des Königs, dessen Absichten über diesen Gegenstand keinem unbekannt seyn konnte.

Diese Drohungen gingen bald großen Theils in Erfüllung; ein plötzlicher und unvorgesehener Anlauf des Wassers überschwemmte die Stadt und riß viele Gebäude nieder, die damals noch nicht sehr fest gebaut waren; ein gewaltiger Sturmwind, dem ein furchtbares Gewitter folgte, verheerte die Saatfelder. Hierzu kam noch die Pest; so daß man allenthalben nur Todte und Sterbende sah. Auf so offenbare Zeichen des göttlichen Zornes gingen Jene in sich, die noch nicht aller Religion und Menschlichkeit entsagt hatten; doch weit größer war die Anzahl Derjenigen, die gegen diese Züchtigung ihr Herz verstockten, und noch erbitterter gegen die Jesuiten wurden. Man entzog ihnen die Lebensmittel so sehr man nur konnte, und sie sahen sich bald auf etwas

weniges Maïs und einige Hülsenfrüchte beschränkt, die ihr Garten trug.

Dennoch bestanden sie fest darauf, die Indier gegen die Unterdrücker derselben zu vertheidigen; und als P. de Torrez nach Corduba abreiste, die übrigen Häuser seines Ordens zu besuchen, empfahl er ihnen vor Allem, ihr Vertrauen nur auf Denjenigen zu setzen, dessen Sache sie verfochten. Und dieß thaten sie auch; und nimmer verließ sie die Vorsehung. Denn es hatte der Provinzial dem Schaffner des Hauses nur hundert achtzig Thaler zum Unterhalt einer zahlreichen Gemeinde hinterlassen; und dennoch fand es sich, daß derselben nach Verlauf von acht Monaten über acht hundert Thaler ausgegeben hatte, ohne daß er von irgend Jemand Geld ausgeborgt, oder sonst hätte sagen können, woher der Überschuß gekommen sei.

Es folgte aber dem P. de Torrez die Verfolgung, die er zu Corduba überstanden hatte, nach Santjago nach. Man hatte daselbst erfahren, was er zum Besten der Indier gethan hatte, und wußte sehr wohl, daß er hierüber durchaus nicht nachgiebig sei; weßhalb denn auch, wie er bald sah, die ganze Stadt gegen ihn eingenommen ward. Man sagte daselbst ungescheut, es würden die Jesuiten nicht ohne Grund beschuldigt, daß sie Ängstlichkeit und ungegründete Zweifel in den Gewissen erregten; und der Geist Gottes flöße keine solche übertriebene Strenge ein, unter welcher höchst wahrscheinlich Eigennutz und Ehrsucht verborgen lägen;

auch wollten sie vielleicht dadurch, daß sie die Indier so sehr in Schutz nähmen, solche an sich ziehen und ihre Arbeiten sich allein zu Nutzen machen; deßhalb drängen sie so ernstlich auf die Verordnungen des Königs und des indischen Rathes, um sich zum Nachtheil der Spanier zu bereichern.

Vergeblich antworteten diese Väter hierauf, daß bevor noch Einer aus Ihnen die Provinz betreten, Carl V. und Philipp II., sein Nachfolger, durch sehr strenge Verordnungen befohlen hätten, die Freiheit der Indier aufrecht zu erhalten; die Gemüther waren zu sehr erbittert und alle waren fest entschlossen, ihr Betragen nicht zu ändern, und so überzeugenden Gründen sich nicht zu fügen, ob sie auch denselben nichts Vernünftiges entgegensetzen konnten; ja was noch sonderbarer war, sie brachten es dahin, daß selbst der Bischof und sein ganzer Clerus den Jesuiten abhold wurden. Da nun niemand mehr war, der sie in Schutz nahm, verfuhr man mit ihnen wie zu Corduba; ihre Kirche blieb leer, ihre Pensionen wurden nicht bezahlt, und die Indier durften sie nicht mehr besuchen. Endlich kam es so weit, daß sie sich aus der Stadt hinweg und nach St. Michael begaben, wo die Inwohner sie längst dringend ersucht hatten, ein Haus zu beziehen das sie ihnen bereitet hatten.

Diese Stadt liegt unter einem überaus freundlichen Himmelsstrich, der auch seinen Einfluß auf die Inwohner selbst sehr lieblich äußerte; denn sie waren sehr friedlichen Gemüthes und gleichsam natür-

lich zu allen Übungen der Frömmigkeit geneigt. Mit großer Liebe nahmen sie die Missionäre auf, drängten sie, ein Collegium anzunehmen; und da die Arbeiten in diesem Garten Gottes sehr leicht waren, erübrigte den Missionären noch Zeit, die Diaguiten, die Lullen und die Calcaqui's zu besuchen; und ihre Besuche daselbst waren nichts weniger als fruchtlos. P. Torrez erbot sich sogar gegen den Gouverneur, daß er die Calcaqui's, welche oft große Feindseligkeiten gegen die Stadt ausgeübt hatten und zum Theil noch ausübten, zum Frieden stimmen wolle; und da sein Anerbieten angenommen ward, sandte er die PP. Johannes Dario und Ignaz Morcelli dahin ab, mit dieser unruhigen Nation zu unterhandeln.

44.

Aufnahme der Missionäre bei den Calcaqui's. Störung dieser Missionen durch die Habsucht der Spanier. Decrete des Königs zu Gunsten der Indier. Neue Missionen bei den Wilden in Guayra. Reductionen.

Bei dem ersten Wink, daß die Missionäre auf dem Wege zu den Calcaqui's wären, gingen die ersten Oberhäupter dieses Volkes ihnen entgegen und verhießen ihnen, sie wollten allen ihren Forderungen getreulich entsprechen; nur sollten sie ihnen die Versicherung geben, daß die Spanier ihnen nicht lästig fielen und man ihnen auch keine andern Priester als die Väter der Gesellschaft Jesu gäbe. Die

beiden Missionäre sagten ihnen Alles zu, und drangen ziemlich tief in ihre Thäler ein, wo sie mit großer Freude empfangen wurden. Sie errichteten ihnen sogar einige Kapellen. Alle erschienen bei dem Unterricht und beinahe Alle begehrten die Taufe. Die Väter aber, die den Leichtsinn dieses Volkes kannten, waren behutsam, und hatten auch nicht Ursache, ihre Zögerung zu bereuen; denn kaum harreten derselben zweihundert aus, zu welcher Anzahl der vorzüglichste Kazike der Nation selbst gehörte. Indessen richteten sie bei unsäglichen Mühen dennoch Vieles aus, tauften viele Sterbenden und Kinder, flößten Allen große Ehrfurcht gegen die göttliche Religion ein, verbrannten ohne Widerstand alle Götzen und gingen sogar oft durch ganze Horden Betrunkener, ohne daß ihnen das mindeste Leid widerfuhr.

Indessen ward der gute Erfolg dieser Arbeiten bald durch den Geitz und die Grausamkeit einiger Spanier gestört, die sich vermaßen, einige Calcaqui's unter ihren Augen zu rauben und in Fesseln zu schlagen. Dieß brachte die ganze Völkerschaft in Wuth; und sie schlossen, die Missionäre seien bloß in ihre Thäler eingedrungen, um sie diesen Tirannen auszuliefern. Die Missionäre, welche wohl einsahen, daß wenn dieser gottlosen Raubsucht nicht schnell Gränzen gesetzt würden, alle ihre apostolischen Arbeiten vergeblich wären, beschwerten sich darüber in den bittersten Klagen bei dem Gouverneur, der auch alsbald die gemessensten Befehle ertheilte; doch wurden dieselben nicht lange befolgt, und die Missionäre entfernten sich.

Es erließ aber noch in demselben Jahre 1609 der König eine Verordnung, in welcher er erklärte, es sei sein ernstlicher Wille, daß die Indier von Paraguay nur durch das Schwert des Wortes sollten unterworfen werden; es sei denn, sie selbst hätten ohne den mindesten Grund die Spanier mit Krieg überfallen. Er verlange keine erzwungene Huldigung, und wolle auch diese Völker ihrer Freiheit nicht berauben, sondern, sie nur den Ausschweifungen der Barbarei entreißen und dahin bewegen, daß sie den wahren Gott anbeteten; und er verbiete auf alle Weise, sie in die Knechtschaft zu zwingen.

In Folge dieses Befehls ward P. de Torrez nach Assumtion berufen, um sich mit dem Bischof und dem Gouverneur über die Mittel zu besprechen, die Eingeborenen des Landes zu bekehren. Schon einige Jahre früher hatte der König einen ähnlichen Befehl erlassen, der sich aber bloß auf die Guarani's bezog; und es hatte dieser Monarch verlangt, daß man ohne Zeitverlust kluge, eifrige und fromme Missionäre zu diesen Völkerschaften senden sollte, dieselben vollends zu bekehren, dabei mit aller Sanftmuth vorzugehen, und den Missionären aus der königlichen Casse alles zu verabreichen was für ihren eigenen Unterhalt und für die feste Begründung dieser Missionen erforderlich wäre.

Es ward also bei diesen Völkerschaften begonnen, an deren Bekehrung P. Ortega und P. Filds, und früher noch denn diese der ehrwürdige Diener Gottes P. Ludwig Bolannos wirksam gearbeitet

hatten. Nun bestimmte der Provinzial den P. Joseph Cataldino und den P. Simon Maceta zu dieser Mission; doch übernahmen sie dieselbe nur dann, als der Gouverneur und der Bischof ihnen eine ausgedehnte Vollmacht ertheilt hatten, alle ihre Christen in einzelne Ortschaften zu versammeln; solche, ohne von den nächsten Städten oder Vestungen, wo sie sich niederlassen würden, abzuhängen, nach ihren Einsichten zu regieren, in allen Ortschaften Kirchen zu errichten, und im Namen des Königs sich Allen zu widersetzen, die es versuchen wollten, diese neuen Christen unter was immer für einem Vorwand dem persönlichen Dienste der Spanier zu unterwerfen.

Als nun die beiden Missionäre in der Provinz Guayra ankamen, waren in diesem ganzen Lande nur zwei äußerst unwissende und nachlässige Priester, die ihrem erhabenen Stande auch sonst wenig Ehre machten. Einer derselben wohnte zu Villarica, der andere zu Ciudad Real. Und dieß war auch kein Wunder, denn selbst die Hauptstadt Assumtion hatte großen Mangel an geistlicher Hilfe, und der Bischof war bei weitem nicht im Stande, alle Pfarreien des Landes mit Priestern zu versehen. In den meisten Landstädten sah man zu ganzen Jahren nicht einen einzigen Priester; woher denn auch die größte Unwissenheit in der Religion und das gräulichste Verderbniß in den Sitten sowohl bei den alten als bei den neuen Christen herrschte. P. Lorenzana, Rector des Collegiums zu Assumtion, der kaum für sein Collegium genügte, half mit dem Zuwachs, den er zu-

weilen kärglich genug erhielt, so gut als möglich aus; doch beschäftigte die Hauptstadt allein ihn vollauf; und da er von Zeit zu Zeit gleichwohl auch genöthiget war, selbst dahin zu gehen oder seine Religiosen dahin zu senden, wo die Noth am größten war, unterlag er nicht selten so angestrengten und unablässigen Arbeiten.

Die PP. Cataldino und Maceta waren im Monat Dezember 1609 aus dieser Hauptstadt abgereist und kamen erst im Februar des folgenden Jahres zu Ciudad Real an. Sie mußten sich daselbst einige Tage aufhalten, dem dringenden Verlangen der Stadt genug zu thun, die seit langen Zeiten der heiligen Sacramente hatte entbehren müssen. Hierauf begaben sie sich nach Villarica, wo sie von ihren großen Anstrengungen so erschöpft ankamen, daß beide krank wurden. Kaum hatten sie sich so weit erholt, daß sie sich wieder bewegen konnten, so mußten sie die ganze Stadt Beicht hören; worauf sie sich anschickten, zu den Guarani's abzureisen, die an dem Fluß Paranapane wohnten.

Es verbreitete sich damals das Gerücht, ein Befehl des Königs verbiete, die Indier, deren Leitung sie zu übernehmen hatten, zu Commenden zu vertheilen; und in diesem Augenblick verschwanden auch alle Zeichen der Achtung und des Vertrauens, die man ihnen bis dahin gegeben hatte. Die Missionäre wiesen ihre schriftlichen Befehle und die Vollmacht des Statthalters und des Bischofs vor und zeigten ihnen, wie willig dieselben wären; und wie

ungerecht und sowohl gegen das Gebot Gottes als des Königs es sei, diese Indier als Sclaven zu betrachten. Auch sagten sie ihnen, daß sie, wofern sie ihren eigenen Nutzen wohl in's Auge faßten, ihren Absichten sich nicht nur nicht widersetzen, sondern dieselben sogar fördern würden; da dieß das einzige Mittel wäre, der Entvölkerung eines Landes zu wehren, wo sie bald selbst nichts mehr zu leben finden würden, wenn keine Menschen mehr da wären, die dasselbe anbauten. Sie fragten sie auch, was aus so vielen tausend Indiern geworden wäre, die seit der Entdeckung Paraguay's verschwunden seien; und ob sie einen andern Grund dieser so großen Entvölkerung angeben könnten, außer die Grausamkeit, mit welcher sie diese Menschen mißhandelt hätten. Doch sie bemerkten bald, daß sie zu Leuten redeten, die ihren Irrthum nicht einsehen wollten, und beschleunigten ihre Abreise. Sie hatten die Vorsicht gebraucht, den Kaziken des Ortes, wohin sie ziehen wollten, um Wegweiser ersuchen zu lassen, weil sie nicht hoffen durften, daß man ihnen derselben zu Villarica mitgeben würde.

Es kam aber der Kazike selbst, sie in seinen Wohnort zu begleiten; doch wie groß war sein Erstaunen, als er sah, daß man bei seinem Eintritt in die Stadt ihn in Fesseln schlug und in ein Gefängniß warf! — Indessen entkam er demselben bald; denn die beiden Missionäre droheten, über diese Gewaltthätigkeit bei dem Gouverneur und sogar bei dem Könige selbst Klage zu führen. Hierauf reisten

sie mit ihrem Führer ab und wanderten bis zu dem Paranapane, wo sie sich einschifften und bis zu dem Orte fuhren, wo der Fluß Pirape sich in denselben ergießt. Dort fanden sie zwei hundert Familien der Guarani's, die bereits getauft waren, und die sie in eine Ortschaft vereinigten, welcher sie den Namen Loretto gaben. Man nannte späterhin diese indischen Kirchen Reductionen, welchen Namen sie beibehielten; Loretto aber war die erste derselben und gleichsam die Mutter aller übrigen.

Hierauf gingen die Missionäre noch achtzig Meilen durch das Land, fanden daselbst drei und zwanzig kleine Dörfer, in welchen sich bereits mehrere Christen befanden; und der Ruf, daß die Jesuiten für die Freiheit der Indier eiferten, stimmte in kurzer Zeit alle dahin, das Christenthum anzunehmen. Es gaben aber die Diener Gottes ihnen zu verstehen, ihr Vortheil erfordere, daß sie sich vereinigten, weil es, so lange sie in einzelnen kleinen Weilern zerstreut wären, nicht möglich sei, sie alle zu unterrichten, und daß die Erhaltung ihrer Freiheit großentheils von ihrer Vereinigung abhinge. Es sahen auch die Indier dieß gar wohl ein, folgten dem Rathe, und bald war diese Reduction so sehr bevölkert, daß ein Kazike, Atycaya genannt, den Vorschlag that, in der Entfernung von anderthalb Stunden eine zweite anzulegen. Hierzu gaben alle ihre Einwilligung mit Freuden, und diese zweite Reduction erhielt den Namen Sanct Ignatius. Bald hierauf mußten noch zwei andere gegründet werden, die aber

Anfangs nur wie Filial-Kirchen waren, die Neubekehrten aufzunehmen. Auch diese waren in kurzer Zeit bevölkert; und diese schnellen Fortschritte regten die beiden Jesuiten zu dem Gedanken an, eine christliche Republik zu stiften, welche die schönsten Tage des aufkeimenden Christenthums in diese Barbarei zurückführen sollte. Doch war dieß eine schwere Aufgabe unter einem so lasterhaften Volk, dessen gleichsam viehische Rohheit beinahe keine Spur der natürlichen Religion beibehalten hatte. Es bedurfte fürwahr der Wunder, diesen Gedanken in Ausführung zu bringen; Derjenige aber, der seinen Dienern dieß Vorhaben eingeflößt hatte, besiegelte ihr gesegnetes Wirken nicht selten mit der Hand seiner Allmacht durch Zeichen und offenbare Wunder.

45.

Aufblühendes Christenthum in dieser Barbarei und Umwandlung dieser Wilden durch die Religion. Die Könige von Spanien beschützen sie. Schlingen, welche die Feinde der Jesuiten diesen Vätern legen.

Bevor jedoch Diejenigen, die den ersten Gedanken hierzu hegten und ihre Nachfolger Hand an die Ausführung legten, bemühten sie sich, die Hindernisse zu entfernen, welche bis dahin diesen Völkern im Wege gestanden waren, wahrhafte Christen zu werden. Sie stellten also dem König, dem indischen Rathe, dem Gouverneur und dem Bischofe vor, der Grund, warum bis dahin nach so großen Anstrengungen so wenig bedeutende Bekehrungen erfolgt wä-

ren, läge vorzüglich darin, daß diesen Völkerschaften die christliche Religion durch die Art und Weise verhaßt würde, wie man Diejenigen behandelte, welche dieselbe aufrichtig angenommen hätten; ferner auch darin, daß, während die Verkündiger des Evangeliums sich bemüheten, die Heiden von der Heiligkeit desselben zu überzeugen, Diejenigen, die sich öffentlich zum Christenthum bekännten, nicht nur die Lehren desselben nicht befolgten, sondern auch das Christenthum durch ein lasterhaftes Leben entehrten und durch die schreiendsten Ungerechtigkeiten verhaßt machten; woraus sie den Schluß folgerten, daß sie, bevor man es unternähme, diese Völker zum Glauben zu bekehren, berechtiget seyn müßten, alle, die sie sich bemühen wollten, in den Schooß der Kirche einzuführen, der Tyrannei, die man gegen sie übte, und den bösen Beispielen zu entziehen, die sie leider allzu oft vor Augen hätten.

Da aber bei dem ersten Wink, den die Spanier von dieser Absicht der Missionäre erhielten, Viele gegen sie aufgebracht wurden, wiewohl sie sich erklärten, daß dieß nur in Ansehung jener Indier gelten sollte, die noch nicht unterworfen waren, oder die das Joch der Tyrannei abgeworfen hatten, und die man außer Stande war, wieder unter dasselbe zu beugen, verpflichteten sich diese Ordensleute, alle Indier, die sich unter ihre Leitung begeben würden, dahin zu bewegen, daß sie den König von Spanien als ihren Monarchen erkennen und ihm vollkommen Gehorsam schwören sollten; wodurch die Eroberungen

fester und rechtmäßiger gegründet würden; weil man dabei keine Völker erschöpfte oder verlöre, um die Nation zu vergrößern und die Kräfte derselben zu vermehren.

Philipp III. genehmigte diesen Vorschlag und alle seine Nachfolger bestätigten ihn. Dennoch zog derselbe den Missionären viele Verfolgungen zu, weil er der Habsucht der Spanier Gränzen setzte. So groß also der Muth dieser Väter seyn mußte, immer darauf gefaßt zu seyn, Hunger und Durst zu leiden, unermeßliche Beschwerlichkeiten für nichts zu achten, und das Leben beständigen Todesgefahren auszusetzen, in der einzigen Absicht, diese wilden und grausamen Völker unter das Joch des Glaubens zu bringen, so großer Muth ward auch erfordert, beständigen Verfolgungen und schmählichen Verleumdungen von Seiten der Glaubensgenossen selbst und der Mitbürger sich preiszugeben, und es sich nicht verdrießen zu lassen, wenn Jahre lange Arbeiten, wie dieß öfters geschah, auf einmal zerstört wurden; und bereit zu seyn, abermal mit neuem Eifer anzufangen.

Da das Werk bereits durch die Begründung der vier erwähnten Reductionen begonnen hatte, führten die Missionäre, so sehr es ihnen möglich war, durch Gesetze, die den Fähigkeiten ihrer Pflegebefohlenen angemessen waren, Ordnung in dieselbe ein. In der Folge nahm dann, je nachdem der Glaube in den Herzen der Neubekehrten tiefere Wurzeln faßte, und ihre Anzahl sich vermehrte, auch die Anzahl der Re-

ductionen zu, und sie wurden allmälig erweitert und vervollkommnet. Auch vereinte man damit kluge Maßregeln, deren Nothwendigkeit erst mit der Zeit erkannt ward. Ganz vorzüglich gehörte zu denselben die Bewaffnung dieser neuen Christen, damit sie im Stande wären, sowohl ihren eigenen als den Feinden des Königs sich mit gleichen Waffen zu widersetzen. Dieß aber gelang so gut, daß seit mehr denn Einem Jahrhundert Niemand es mehr wagte, sie anzugreifen, und daß seit jener Zeit die Regenten in dieser christlichen Republik beständig eine Kriegesmacht fanden, welche die Gränzen beschützt, ihre eigenen Unterthanen im Gehorsam erhält, der Krone umsonst dient, und immer bereit ist, auf den ersten Wink aufzubrechen. Doch geschah dieß, wie leicht einzusehen, nur nach und nach; und es erforderte viele Zeit, bis alles zu dem Stande einer so schönen Vollkommenheit gedieh.

Es ist ein Irrthum, den alle, die mit eigenen Augen sahen, was in dieser christlichen Republik vorgeht, und denen ganz vorzüglich daran lag, sich nicht täuschen zu lassen, gar wohl erkannte, daß die Jesuiten diese christliche Republik also beherrschten, als ob ihre Neubekehrten darin keine andere Gewalt als die ihrige erkännten. Dieser Irrthum, der sich überall verbreitete und sogar jetzt noch verbreitet, ward von gewissen Leuten ausgesprengt, die diese Verleumdung aus Rache ersannen, weil die neuen Christen ihnen nicht zu Commenden verliehen wurden. Gewiß ist's, daß die Könige von

Spanien nicht nur die nämliche Gewalt in allen Reductionen, wie in den übrigen Theilen ihres Reiches in Amerika ausüben, sondern daß sie auch keine getreueren Unterthanen haben, die ihre Befehle pünctlicher vollziehen. Ihre Unterwürfigkeit aber ist um so weniger verdächtig, als sie nicht dazu gezwungen wurden und sie auf der Grundveste der Religion ruht.

Niemals unterließen die Missionäre, die sie aus ihren Bergen und Wäldern zogen und versammelten, um ihnen die Augen für das Licht des Evangeliums zu erschließen, sie dahin zu bewegen, daß sie als Unterthanen, oder wie die Rescripte der spanischen Könige sich ausdrücken, als Vasallen sich erkännten. Dieß aber erwirkten die Missionäre durch die Vorstellung, es wäre dieß das einzige Mittel, ihre Freiheit zu sichern. Bis man aber diese Barbaren, die durchaus keine Gewalt auf Erden, nicht einmal die ihrer Kaziken, außer in sofern es ihr freier Wille war, dulden wollten, dahin gewöhnte, ward allerdings Zeit erfordert; denn dieß konnte nur mälig und mälig geschehen; und ihre Einwilligung war die Frucht der Liebe und des Vertrauens, das ihre Väter in Christo ihnen einflößten, und des Übergewichts, welches sie dadurch über sie gewannen, daß sie ihrem Wohl bei jeder Gelegenheit sich aufopferten.

Erst sehr spät, nämlich i. J. 1649 ward ein Tribut von ihnen gefordert; und Philipp IV., der sie seine getreuesten Vasallen nannte, sprach sie von

jedem andern Dienste als dem seinigen frei, und begnügte sich, für die Männer allein vom achtzehnten bis zum fünfzigsten Jahre eine Abgabe von Einem Thaler für den Kopf festzusetzen, aus welchem Gelde noch dazu der Unterhalt eines Missionärs sollte bestritten werden. Späterhin stellten die Feinde der Jesuiten Philipp V. vor, dieser Tribut sei viel zu gering, da die übrigen Indier fünf Thaler bezahlten; der König jedoch, der sehr genau unterrichtet war, befahl dem Gouverneur Dom Bruno de Zavala, dem er diese Indier besonders empfahl, ihnen sein königliches Wort zu geben, daß er diese Abgabe nie erhöhen würde.

In zwei früheren Decreten Philipps IV. werden diese Reductionen Doctrinen genannt, welcher Name gewöhnlich den Pfarreien in Amerika gegeben wird; auch wird darin befohlen, daß dieselben als solche betrachtet werden sollten. Dieß war eine Schlinge, welche die Widersacher der Jesuiten ihnen auf sinnreiche Weise gelegt hatten; doch sie gingen nicht in die Falle. Hätten sie geantwortet, es sei gegen ihre Ordensgesetze, welche Pfarreien zu besitzen, wie ihre Feinde dieß erwartet hatten, und wie sie es auch thun konnten, ohne sich irgend einem Tadel auszusetzen, so wären ihre Reductionen bald leer gestanden; so aber thaten sie nicht die mindeste Gegenvorstellung, und ihr schneller Gehorsam machte alle ihre Widersacher zu Schanden.

46.

Innere Ordnung in den Reductionen. Anzahl derselben. Die Missionäre wehren den Spaniern den Eintritt in dieselben. Fähigkeiten dieser Indier. Ihre Liebe zur Musik. Künste und Handwerker unter ihnen.

In jeder dieser Ortschaften befinden sich gewöhnlich zwei Jesuiten; der zweite ist beinahe immer ein unlängst aus Europa angekommener Missionär, oder ein junger Priester, der so eben seine theologischen Studien zu Corduba vollendet hat; er dient dem Pfarrer als Vicar und erlernt zu gleicher Zeit die Sprache der Indier. Oft sogar tritt die Nothwendigkeit ein, einen dritten dahin zu senden; z. B. bei ansteckenden Krankheiten, die in diesem Lande sehr häufig sind, und ohne welche diese Ortschaften mehr als noch einmal so sehr bevölkert wären. Denn zu solcher Zeit sind sie gleich großen Hospitälern, und zwei Priester würden nicht hinreichen, die Kranken zu trösten, ihnen die Sacramente zu spenden und die Todten zu begraben. Übrigens ist die Subordination bei den Jesuiten ganz vollkommen. Der Pfarrer ist Vorgesetzter in seinem Hause; und da er immer sechs Knaben für den Dienst der Kirche hält, ist sein Haus gleich einem Kloster, wo alles auf den Schall der Glocke geschieht. Er selbst, wiewohl er im Namen des Königs eingesetzt ist, hängt gänzlich von dem Vorgesetzten der Mission ab, der die Pfarreien unabläßig besucht; und eben so auch von seinem Provinzial, der deßgleichen regelmäßige Besuche hält; so

daß alle Missionäre zusammen gleichsam Eine wohlgeordnete Familie darstellen.

Die Anzahl der Reductionen besteht gegenwärtig aus dreißigen *); von welchen die dreizehn, welche an dem Fluß Parana liegen, zu dem Bisthum Assumtion gehören. Die innere Leitung derselben obliegt, wie leicht zu erachten, ganz vorzüglich den Missionären. Die äußerste Beschränktheit ihrer Neubekehrten erfordert, daß sie in alle ihre Angelegenheiten sich einlassen und sie sowohl hinsichtlich des Zeitlichen als des Geistlichen leiten. Gleichwohl hat jede Ortschaft ihre eigenen Justitz- und Polizeibeamten, wie die spanischen Städte; einen Corregidor, der unter dem Beistand der Missionäre von den Indiern selbst gewählt wird; und Regidors und Alcaden, die sie auf gleiche Weise erwählen. Alle diese Wahlen müssen indessen von dem Gouverneur der Provinz bestätiget werden. Da man aber eben nicht sonderlich auf die Fähigkeiten dieser Beamten rechnen kann, dürfen sie ohne die Beistimmung ihrer geistlichen Hirten keine Strafe verhängen, noch irgend etwas Wichtiges entscheiden. Übrigens beschränken sich diese Strafen auf Gebete, Fasten, Gefängniß und zuweilen auf die Peitsche; da diese Neubekehrten keine Fehler begehen, die größere Strafen verdienten. Ehe man sie in das Gefängniß legt, stellt man ihnen ihr Vergehen mit vieler Sanftmuth vor; und sie lassen sich ohne sonderliche Mühe überzeugen, daß sie ihre

*) P. Carlevoix schrieb i. J. 1750.

Strafe verdienen; auch nehmen sie dieselbe mit Demuth an, und es ist beispiellos, daß auch nur Einer die geringste Rachgier gegen seinen Richter geäußert hätte. Ihr Vertrauen auf ihre Hirten ist so groß, daß sie, wenn sie auch wären ohne Ursache gestraft worden, dennoch sich für überzeugt hielten, sie hätten die Strafe verdient. Endlich hat jede Ortschaft noch ihren Kaziken, der gleichsam das Oberhaupt derselben ist; doch beschränken seine Amtshandlungen sich auf den Krieg. Er und sein ältester Sohn sind vom Tribut befreit.

Es ward für nothwendig erachtet, sorgfältig zu verhüten, daß diese neuen Christen irgend Umgang mit den Spaniern pflegten; ja, daß es diesen nicht einmal erlaubt wäre, in ihre Ortschaften einzutreten, außer etwa im Gefolge des Gouverneurs. Die Nothwendigkeit dieser Vorsicht wird immer fühlbarer. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur den Unterschied zwischen den Neubekehrten betrachten, für welche diese Vorsicht getroffen ward, und für welche sie nicht getroffen ward. »Die Festigkeit der Väter der Gesellschaft Jesu,« spricht Dom Ulloa, »zu verhüten, daß kein Spanier, kein Mestitze, kein Indier die Reductionen betrete, gab zu vielen Verleumdungen gegen sie Anlaß; doch billigen alle Vernünftigen die Gründe, die sie bewogen, also zu handeln. Gewiß ist's, daß ohne diese Vorsicht, ihre Indier, die in der größten Unschuld leben, vollkommen gelehrig sind, im Himmel keinen andern Herrn als Gott und auf Erden keinen andern als den Kö-

nig erkennen, und die überzeugt sind, daß ihre Hirten sie nichts als Gutes und Wahres lehren; auch weder Rache noch Ungerechtigkeit, noch irgend eine jener Leidenschaften kennen, die den Erdkreis verheeren, bald nicht mehr kenntlich seyn würden.«

Es ward schon früher erinnert, daß diese Indier von Natur aus sehr beschränkten Verstandes sind, und auch nichts begreifen, das nicht unter die Sinne fällt; so daß sie den ersten Missionären ganz blödsinnig bedünken wollten, und sie einige Zeit im Zweifel standen, ob man, die Taufe ausgenommen, sie zu den übrigen Sacramenten zulassen könne; die sie ihnen wirklich auch, nach dem Rath des Bischofs, nur mit großer Vorsicht spendeten. Indessen war diese strenge Behutsamkeit nicht lange nothwendig, denn man nahm bald wahr, daß der innerliche Lehrer, der, wenn es ihm also wohlgefällt, auch den Kindern Einsicht verleiht, diesen neuen Christen sich auf wunderbare Weise mittheilte. Nie sah man vielleicht einen überzeugendern Beweis einer Wahrheit, die unsrer heiligen Religion zu höchstem Ruhm gereicht, und sie auf unüberwindliche Weise als die einzig wahre beurkundet; nämlich daß sie die härtesten Herzen mit den edelsten und erhabensten Gesinnungen durchdringt, und zugleich die Vernunft vervollkommnet, da sie das lebendigste Licht in die Gemüther ergießt.

Sie begreifen, gleich als ob es ihnen angeboren wäre, mit wundersamer Leichtigkeit die Künste,

zu welchen man sie verwendet. Man ließ sie indessen bloß die nothwendigen erlernen, damit man es dadurch vermiede, seine Zuflucht zu fremder Hilfe zu nehmen. Man darf ihnen z. B. nur ein Kreuz, einen Leuchter, oder Ähnliches zeigen und Stoff geben, derlei Dinge zu verfertigen; und es gehört dann fürwahr ein Kennerauge dazu, ihre Arbeit vom Original zu unterscheiden. Sie verfertigen und spielen verschiedene musikalische Instrumente; sie machen Orgeln von der schwierigsten Zusammensetzung, auf das bloße Anschauen derselben; eben so auch Himmelskugeln, Teppiche nach türkischer Weise und was es nur Schwieriges in Manufacturen gibt. So graben sie auch alle Figuren, die man ihnen vorzeichnet, in Erz, das sie selbst zuvor poliren. Ihr Gehör ist von Natur sehr richtig, und sie haben eine ganz eigene Liebe zur Harmonie. P. Cattaneo, von welchem schon früher die Rede war, versichert, er habe einen zwölfjährigen Knaben gesehen, der die schwierigsten Stücke mit sicherer und leichter Hand auf der Harfe ausgeführt habe. Übrigens ist ihre Stimme hell und wohlklingend; was man, wie schon erinnert ward, dem Wasser ihrer Flüsse zuschreibt. Dieß Alles zusammengenommen hat ihre Missionäre bewogen, in allen ihren Kirchen einen musikalischen Chor zu errichten; da sie aus Erfahrung wußten, daß nichts so sehr beiträgt, ihnen Andacht und Geschmack am Gottesdienst einzuflößen, und ihnen auch die Lehren selbst faßlicher zu machen, als wenn dieselben in Gesänge gebracht würden.

Dieser natürliche Geschmack wirkte sogar nicht wenig dahin, die ersten Reductionen zu bevölkern. Es hatten die Jesuiten bei ihren Fahrten auf den Flüssen bemerkt, daß, wenn sie, auf fromme Weise sich zu erhohlen, geistliche Lieder sangen, Scharen Indier herbei eilten, ihnen zuhörten und ein ganz besonderes Wohlgefallen über diesen Gesang bezeigten. Dieß benützen sie dann, ihnen zu erklären was sie sagen, und gleich als hätten diese Melodien ihre Herzen umgestimmt und sie für die Gesinnungen empfänglich gemacht, die sie ihnen einflößen wollten, beredeten sie solche mit leichter Mühe, ihnen zu folgen; fanden sie gelehrig und brachten ihnen mälig und mälig die erhabensten Begriffe von der Religion bei. Und auf solche Weise verwirklichten sie in diesen Ländern was die Fabel von Orpheus und Amphion erzählt.

Jede Reduction hat ihre Schule, wo die Kinder lesen und schreiben lernen; und eine andere, wo Musik und Tanz gelehrt wird. Dom Antonio de Ulloa berichtet, es würde in einigen Schulen auch Latein gelehrt, und sie lernten dasselbe sehr gut; doch möchte sich dieß wohl nur auf das correcte Lesen und die richtige Aussprache beschränken. P. Cattaneo ward bei seiner Ankunft zu Buenos-Ayres überrascht, als er in dem Refectorium des Collegiums daselbst sah, wie ein junger Neophyt den Lesestuhl bestieg und während des Mittagessens Latein und Spanisch, und zwar so richtig las, als nur immer Jemand hätte lesen können, der beide Sprachen vollkommen ge-

sprochen hätte. Sie schreiben Manuscripte mit größter Genauigkeit und Zierlichkeit ab; und ich selbst sah zu Madrid ein sehr großes von der Hand eines Indiers, das hinsichtlich der Schönheit und Correctheit dem besten Copisten Ehre gemacht hätte.

Allenthalben haben Vergolder, Maler, Bildhauer, Goldschmiede, Uhrmacher, Schlosser, Zimmerleute, Tischler, Weber, Gießer, kurz alle nützlichen Handwerker ihre eigenen Werkstätten. Sobald die Kinder das Alter erreicht haben, wo sie zur Arbeit geeignet sind, führt man sie in diesen Werkstätten umher und läßt sie dann in derjenigen, zu welcher sie die größte Neigung verrathen; weil man überzeugt ist, die Kunst müsse von der Natur geleitet werden. Ihre ersten Meister waren Laienbrüder der Jesuiten, die man in dieser Absicht hatte kommen lassen. Zuweilen waren selbst die Missionäre genöthigt, den Pflug zu führen und die Schaufel zu ergreifen, um sie zum Ackerbau anzuleiten und nach ihrem eigenen Beispiel ihnen zu zeigen, wie man die Erde bearbeiten, säen und ernten müsse. Endlich erbauten diese neuen Christen sogar ihre Kirchen nach Plänen, die man ihnen vorlegte; und zwar gaben diese Kirchen den schönsten in Spanien und in Peru weder in Hinsicht der Bauart noch des Reichthums und des guten Geschmacks in der Silberarbeit und in Verzierungen aller Art etwas nach.

47.

Lebensweise der Indier in den Reductionen. Polizei. Waffen und Feuergewehre. Handel. Ackerbau. Ortschaften.

Indessen ist dieß nicht eben so der Fall bei ihren Häusern. Lange Jahre hindurch konnte man kaum etwas Einfacheres und Ärmeres sehen; sie waren bloß von Rohrstäben erbaut und mit Lehm beworfen. Es waren darin weder Fenster, noch Rauchfänge, noch Stühle, noch Betten; alle schliefen in Hängematten, die sie bei Tage wieder entfernten. Das Feuer brannte in der Mitte der Stube, und weder bei Tage noch bei der Nacht hatte der Rauch einen andern Ausweg als die Thür. Man saß auf der Erde und kaum war irgend Hausrath zu sehen; heut zu Tage jedoch sind sie so bequem, so reinlich und so gut meublirt als die gewöhnlichen Häuser der Spanier; und sie haben bereits begonnen, sie aus Steinen aufzuführen und mit Ziegeln zu bedecken. Die Arbeit der Weiber ist nicht minder geordnet als die der Männer. Im Anbeginn jeder Woche wird eine bestimmte Quantität Wolle und Baumwolle unter sie vertheilt, die sie am Abend des letzten Wochentages gesponnen zurückbringen müssen, damit daraus Linnen und Stoffe verfertiget werden. Zuweilen auch werden sie zu gewissen Feldarbeiten verwendet, die ihren Kräften und Fähigkeiten angemessen sind.

Da sie mancherlei Dinge bedürfen, die ihr Land nicht hervorbringt, müssen sie solche durch den Han-

del sich verschaffen, der aber eigentlich nur ein Tausch-handel ist, den sie mit Früchten ihres Landes und ihres Fleißes treiben. Der vorzüglichste Gegenstand dieses Handels ist das Paraguaykraut, von welchen sie überall Pflanzungen angelegt haben; und der Absatz desselben ist immer gesichert, da Niemand im Lande desselben entbehren kann. Die ersten Pflanzen dieses Krautes kamen aus dem Canton Maracayu, woselbst die beste Art desselben wächst; indessen artete es in den Reductionen wenig oder gar nicht aus. Sie treiben auch Handel mit Honig und Wachs, das sie in den Wäldern sammeln. Dieß alles ward durch ein Decret Philipps V. genehmigt und bestätigt; denn es erkannte dieser Fürst die unumgängliche Nothwendigkeit eines solchen Handels zur Erhaltung dieser Republik.

Wir werden in der Folge die Gründe sehen, wodurch die Missionäre sich bewogen fühlten, den Gebrauch des Feuergewehrs für ihre Neubekehrten zu verlangen, das auch, durch diese Gründe bewogen, die spanischen Könige ihnen gestatteten. Denn es war dieß unumgänglich nothwendig, wenn sie nicht alle in der härtesten Knechtschaft umkommen, oder in Wälder oder Gebirge sich zerstreuen sollten, wo sie nicht einmal immer in Sicherheit gewesen wären. Und die Könige hatten fürwahr Ursache, sich zu rühmen, daß sie diese Erlaubniß ihnen ertheilt hatten. Die Spanier zwar ließen nichts unversucht und boten alles Erdenkliche auf, daß diese Erlaubniß wieder aufgehoben würde; doch trieb ihr Eigen-

nutz allein sie hierzu an. Der König aber, der sehr wohl wußte, daß den Missionären mehr als allen Andern daran liege, daß ihre Neophyten diese Erlaubniß nicht mißbrauchten, empfahl ihnen bloß die nothwendige Vorsicht. Diese Indier thaten dem Lande auch treffliche Dienste durch ihre Waffen, wie die Folge zeigen wird; und dachten nie daran, dieselben zu mißbrauchen, da sie aus Erfahrung wissen, daß ihr Glück und ihre Sicherheit von ihrer Treue abhängt.

Sehr Viele glauben, Niemand in dieser Republik habe Eigenthum, und man vertheile jede Woche an sämmtliche Familien was sie zu ihrem Unterhalt bedürfen. Etwas Ähnliches fand wohl Statt als diese Indier erst kürzlich versammelt und noch nicht im Stande waren, ihre Bedürfnisse sich durch ihre Arbeit zu verschaffen, noch auch beständige Wohnsitze hatten. Seit sie aber nicht mehr befürchten müssen, ihre Wohnorte zu wechseln, ward jeder Familie ein Strich Landes angewiesen, der hinreicht, sie zu ernähren, wenn solcher gut angebaut wird, wie man sie hierin unterrichtete. Überfluß aber kennen sie nicht, und werden auch, nach der Art, wie sie erzogen werden, denselben kaum je kennen lernen. Übrigens weiß man genau, wie viel ihre Ackerländer ihnen einbringen; und eben so verhält es sich mit dem Handel, der nur unter den Augen Derjenigen betrieben wird, deren eigener Vortheil es ist, ein wachsames Auge darüber zu haben.

Nicht jeder Boden der Länder, wo die Reduc-

tionen angelegt sind, ist zu einerlei Erzeugnissen geeignet. In den Ländereien, die dem Wendekreis näher liegen, z. B. bei dem Fluße Parana, wird Honig, Wachs, Maïs und Baumwolle eingesammelt. Die Gegenden, die mehr gegen Mittag hin gelegen sind, tragen wolle, Hanf und Getreide; auch finden sich daselbst gute Weiden, die mit ganzen Herden Ochsen und Schafen bedeckt sind; die Waldungen und Flüsse liefern allenthalben Wild und Fische. Was sie also der Erde und den Flüssen nicht abgewinnen, das erhalten sie durch Tausch; und noch zur Stunde kennen sie daselbst weder Gold noch Silber, ausgenommen zur Verzierung der Altäre. Außer den Ländereien aber, die jedem einzelnen Hausvater als Eigenthum angewiesen sind, oder die, je nachdem die Reductionen sich bevölkern, urbar gemacht werden, gibt es noch andere, die der Gemeinde angehören und deren Erträgnisse in den öffentlichen Magazinen hinterlegt werden, damit sie in unvorgesehenen Nothfällen, oder für die Unterhaltung der Kirche und des Gottesdienstes überhaupt, so wie auch für Witwen, Waisen, Kranke, für jene, die mit dem Dienst der Altäre beschäftigt, oder zum Kriege beordert, oder zu Arbeiten für den König verwendet werden, dann für den Unterhalt des Kaziken, des Corregidors und anderer Beamten, für die Dürftigen und auch für den Fall schlechter Ernte dienen; und dieß erstreckt sich sogar auf andere Ortschaften, wenn sie in Noth gerathen; und denen man je nach Möglichkeit aushilft. Ergibt sich

dann ein Überschuß, so wird solcher zur Maße des Handels geschlagen, aus dessen Ertrag der Tribut bezahlt und Kriegsvorrath und Munition erkauft wird, den der König nicht gibt; und aus dem nämlichen Fond wird auch Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Stahl zu den Waffen und zum Schmuck der Altäre herbeigeschafft.

Die Reductionen sind ziemlich groß, die Straßen nach der Schnur gezogen, die Häuser auf einerlei Weise erbaut. Der öffentliche Platz ist in der Mitte des Ortes; dort steht die Kirche und das Zeughaus, wo alle Waffen und was zum Kriege gehört, hinterlegt ist. Jede Woche wird daselbst exercirt; denn jede Ortschaft hat zwei Compagnien Soldaten, deren Officiere eine sehr schöne, mit Gold und Silber besetzte Uniform, je nach ihrem Rang tragen, doch tragen sie solche nur im Kriege oder beim Exerciren. Auch die bürgerlichen Beamten haben ein eigenes Gewand, das sie vor den übrigen Inwohnern auszeichnet. Hinsichtlich der gewöhnlichen Kleidung, tragen die Männer ein Wams und Beinkleider beinahe wie die Spanier, und über denselben eine Art Mantel, der bis über die Knie hinabreicht. Die Kleidung der Frauen besteht in einem langen Hemde ohne Ärmel, das bis auf die Füße wallt. Alle gehen barfuß und mit bloßem Kopfe.

Die Missionäre wohnen neben der Kirche; auf der nämlichen Linie stehen die Magazine, die Werkstätten und die Scheunen, wo man die Früchte hinterlegt, die von den Feldern der Gemeinden einge-

sammelt werden. In Reductionen, die weit von den Städten entlegen sind, ist das Eisen etwas Seltenes, und man gebraucht daselbst steinerne Werkzeuge, die im Feuer erhärtet werden. Das Metall zu den Glocken wird zu Coquimbo, einer Stadt in Chili geholt; man tauscht dasselbe gegen Producte ein, die dort gesucht sind; und nicht nur Diejenigen, die diesen Handel treiben, sondern überhaupt alle, die ihre Waaren in spanische Städte zu Markte bringen, werden auf ihren Reisen frei gehalten und ihre Felder von den Übrigen bestellt. Man weiß genau, was sie zurück bringen müssen, weil alle Preise festgesetzt sind, und niemals gehandelt wird.

48.

Fehler dieser Indier. Aufseher. Eintracht. Besuche der Bischöfe, des Gouverneurs, der Commissäre und Visitatoren daselbst.

Ungeachtet dieser Polizei und aller Maßregeln, die getroffen werden, daß es Niemand am Nothwendigen fehle, kommen dennoch die Missionäre nicht selten in große Verlegenheit. Dieß rührt von drei Fehlern her, die sie ihren Neugetauften noch nicht abgewöhnen konnten, nämlich von ihrem Mangel an Vorsicht, von ihrer Trägheit und von ihrer Unwirthschaftlichkeit; woher es nicht selten geschieht, daß sie nichts zur Aussaat übrig haben. In solchem Falle muß man ihnen dann freilich borgen was sie brauchen; doch verpflichtet man sie, genau dasselbe Maß

Getreide nach der Ernte zurückzugeben. Hinsichtlich der übrigen Dinge, die zum Lebensunterhalt gehören, würden sie, wenn man nicht beständig ein wachsames Auge auf sie hätte, bald nichts mehr zu leben finden. Dieß kommt von ihrer Eßgier her, die so erstaunlich ist, daß sie, wenige Augenblicke, nachdem sie gegessen haben, wenn sie auch über die Gebühr sich ersättigten, dennoch alsbald im Stande sind, von neuem anzufangen. Man war Anfangs genöthigt, sogar die Ochsen, die zum Pfluge bestimmt waren, ihnen hinwegzunehmen, damit sie solche nicht etwa aus Trägheit eingespannt stehen ließen, oder sie schlachteten, um sie zu essen, was sie mehr als einmal gethan haben; worauf sie dann, wenn man sie zur Rede stellte, mit ihrem großen Hunger sich entschuldigten.

Man mußte daher Aufseher über sie bestellen, die überall sorglich umhergehen, um zu sehen, ob sie arbeiten, und ob ihre Zugthiere in gutem Stande sind; und diese Aufseher haben das Recht, sie zu bestrafen, wenn sie Fehler bemerken; was indessen jetzt sehr selten der Fall ist. Übrigens gestehen sie immer ihr Unrecht ein, und leiden die Strafen ohne zu murren; ihre Fehler aber sind Fehler der Kinder, wie sie denn auch ihr ganzes Leben hindurch in vielen Dingen Kinder bleiben, und alle guten Eigenschaften derselben haben. Trotz aller dieser Vorsicht muß man gleichwohl oft auf Mittel denken, manchen Familien Lebensunterhalt bis zum Ende des Jahres zu verschaffen; denn es wird in dieser Republik kein

Bettler geduldet, damit dadurch nicht Anlaß zu Diebereien und zum Müssiggang gegeben werde. Das wirksamste Mittel, diesen letztern Fehler zu bessern, besteht darin, daß man den Faullenzer verurtheilt, die Felder der Gemeinde zu bestellen; da man sich jedoch eben nicht sonderlich auf solche Arbeiter verlassen könnte, werden sie immer andern beigesellt, deren man sicherer ist. Auch werden die Hausväter verhalten, ihre Kinder frühzeitig dahin zu senden, damit man sie an die Arbeit gewöhne und sie dazu anübe. Ihre Aufgabe wird nach ihren Kräften bemessen, und immer werden sie bestraft, wenn sie solche nicht aufgearbeitet haben.

Einer der größten Vortheile dieser Polizei ist, daß Niemand müssig gelassen wird; übrigens unterhält sie, nicht nur in jeder einzelnen Ortschaft, sondern überhaupt in dieser ganzen Republik eine Eintracht, die Erstaunen erregt. Niemals weiß man daselbst etwas von Prozessen und Klagen; das Mein und Dein sind daselbst kaum bekannt; weil nichts Eigenes hat, wer immer bereit ist, das Wenige was er hat, mit denen zu theilen, die in der Noth sind, und eben so sehr, ja oft noch mehr für Andere als für sich zu arbeiten. Auf solche Weise benützten die Gründer dieses kleinen Staates sogar die Fehler dieser Indier dazu, ihnen das kostbarste Gut der Gesellschaft und die beständige Übung der ersten aller christlichen Tugenden, der Liebe zu verschaffen. Nur Eins fehlt noch zu ihrer Glückseligkeit; man konnte nämlich aus Mangel an Gelde bisher noch nicht in

jeder Ortschaft ein Hospital oder eine gute Apotheke anlegen, wie dieß bei den Moxen geschah, wo die Jesuiten in Peru eine Republik nach dem Muster der Guarani's errichteten. Doch fanden sie auch daselbst Hilfsquellen, die man in Paraguay vergeblich erwarten würde, wo keine reichen Leute sind, und wo diese Indier mit scheelen Augen angesehen werden, weil sie nur von dem Monarchen abhängen und nur dem Staate dienen.

Etwas, das noch mehr beiträgt, die liebliche Eintracht zu unterhalten, die man bei diesen neuen Christen bewundert, ist die Subordination und die allseitige Übereinstimmung in der geistlichen Führung. Unter allen Verhältnissen sahen die Missionäre, welche die unmittelbare Leitung jedes einzelnen Theiles dieser Herde bis nun besorgten, sich immer nur als Werkzeuge der Oberhirten an; und was immer man hierüber wider sie verbreitete, zerfiel von selbst oder ward von den heiligsten Bischöfen, die je in Paraguay, in Tucuman und Buenos-Ayres waren, auf unbestreitbare Weise widerlegt. Diese Missionäre unternahmen und vollendeten auch dieß große Werk nur mit Einwilligung und unter dem Schutz der Bischöfe, und strebten niemals nach Unabhängigkeit in ihren geistlichen Verrichtungen. Ja, ob auch die Könige von Spanien sie berechtiget hatten, allenthalben, wo sie es für gut finden würden, Reductionen zu errichten, und sie unter der Leitung ihrer Vorgesetzten zu regieren, so nahmen sie dennoch, wenn es den Bischöfen gefiel, sie davon zu entfernen und an-

dere Hirten dahin zu senden, nie den geringsten Anstand, ihnen ihre Stelle abzutreten; wiewohl sie voraussahen, daß nach ihrer Entfernung ihre Herde sich bald zerstreuen würde; wie dieß auch mehr als einmal geschah.

Die Visitationen der Bischöfe sind in diesen Reductionen etwas Seltenes, zumal in denen des Bisthums Buenos-Ayres, weil sie in zu großer Entfernung von dieser Stadt sind. Dazu sind auch diese Reisen mit mancherlei Beschwerlichkeiten und Gefahren verknüpft und verursachen diesen Prälaten auch zu große Auslagen, deren Einkünfte nur gering sind; wiewohl die Indier selbst einen guten Theil der Reiseunkosten bestreiten. Man weiß indessen, daß es weder an diesen noch an den Missionären liegt, daß ihre Besuche nicht öfter Statt finden und daß man oft lange darum bitten muß. Die Indier bitten darum, damit sie den Trost haben, ihren Bischof zu sehen und das Sacrament der Firmung zu empfangen; die Jesuiten aber, weil solche immer eine Erneuerung des Eifers in ihren Kirchen hervorbringen, und auch kein solcher Besuch vorüberging, ohne daß ihre Verleumder beschämt schweigen mußten, und sie, auf den Bericht der Bischöfe, die größten Zeichen der Zufriedenheit von Seiten des Hofes empfingen.

Da man, um zu den ersten Reductionen des Bisthums Buenos-Ayres zu gelangen, ziemlich lange den Uruguay hinauf fahren muß, dessen Schifffahrt gefährlich ist, und dessen Ufer an mehreren

Orten durch Wilde gefährdet werden, die Feinde der Christen sind; noch auch irgend Nachtlager oder sonst Bequemlichkeiten daselbst findet, so daß man alles, sogar das Bett mitnehmen muß, begeben sich, sobald der Bischof seinen Besuch angekündet hat, zwei oder drei Missionäre nach Buenos-Ayres; und ihnen folgen eine große Anzahl Indier, den Bischof zu begleiten. Andere Neubekehrte haben Befehl, auf ihren verschiedenen Posten sich einzufinden, um die Feinde zu verscheuchen, falls einige sich einfänden; Erfrischungen dahin zu bringen und Diejenigen abzulösen, die ihn bis dahin begleiteten.

Sobald der Bischof in der Nähe einer Reduction angekommen ist, verbreitet sich die Nachricht allenthalben mit der lebhaftesten Freude; und zwei Escadronen reiten auf der Stelle ab und halten nicht früher stille, bis sie nicht das Geleite ersehen. Dann stellen sie sich in Ordnung, schwenken die Fahnen, sitzen ab, und fallen auf die Knie, den Segen des Bischofs zu empfangen. Eine Stunde vor der Ortschaft kommt der Kazike, die Officiere, der Corregidor, die obrigkeitlichen Personen, der Vorsteher der Missionen, der Pfarrer und die Missionäre ihm entgegen, küssen ihm die Hand und empfangen seinen Segen auf den Knien. Dann reiht die Infanterie sich in Schlachtordnung unter ihren Fahnen und die kriegerische Musik erschallt bis weit hinaus in die Fluren.

Der Prälat zieht unter dem lauten Freudengeschrei des Volkes in die Ortschaft ein, und begibt

sich alsbald in die Kirche, wo die Frauen ihn erwarten, die sich niemals bei öffentlichen Gelegenheiten unter die Männer mischen dürfen. Die Frömmigkeit und Sittlichkeit auf ihren Angesichtern ist ihr ganzer Schmuck, und die aufrichtige Freude, ihren Bischof zu sehen, rührte diese Prälaten oft zu Thränen. Sie empfangen seinen Segen zur Erde gebeugt und mit gefalteten Händen. Hierauf wird der Bischof vor den Altar geführt, wo er sein Gebet verrichtet und das Te Deum anstimmt, das bei feierlicher Musik abgesungen wird. Er und sein Gefolge wird dann in seine Wohnung geführt, die so bequem als möglich eingerichtet ist, und alles wird aufgeboten, sie mit größter Ordnung und Reinlichkeit zu bedienen.

Während der Zeit seiner Visitation ertheilt er das Sacrament der Firmung; und diese Zeit hindurch werden fromme und öffentliche Feste gegeben, wo ein Geschmack, eine Ordnung und eine Eleganz herrscht, die Erstaunen erregt und die man in vielen gebildeten Städten Europa's kaum finden dürfte. Überall wird der Prälat von dem lautesten Freudengeschrei begleitet, und wo immer er hinzieht, ist die Erde mit wohlriechenden Blumen und Gras bestreut; er zieht durch Triumphbogen, an welchen Früchte und Blumen aller Art hängen; doch versinken diese Bischöfe oft in das tiefste Erstaunen über den ungeheuern Unterschied, den sie zwischen diesen neuen Christen und den Heiden, die sie sonst sahen, ja sogar den Christen wahrnehmen, die im Dienste der Spanier sind.

Nicht minder erstaunen diese Prälaten über die Kinder, die ihnen zur Firmung dargestellt werden, und die auf das vollkommenste über die wunderbare Gnade des Sacramentes, das sie empfangen sollen, so wie über die Wirkungen und Verpflichtungen desselben unterrichtet sind. Die Ausspendung selbst geschieht mit großer Feierlichkeit; es ist dieß ein Fest, woran Jedermann Antheil nimmt und das immer große Erneuerung des Eifers in der ganzen Ortschaft erweckt. Man hält den Bischof so lange als möglich zurück, begleitet ihn dann auf die nämliche feierliche Weise zur nächsten Ortschaft, und endlich unter dem nämlichen Geleite nach Buenos-Ayres zurück. Dasselbe findet auch bei den Visitationen Statt, die der Bischof von Assumtion in den Reductionen von Parana hält.

Der Gouverneur, die Commissäre und Visitatoren, die vom König abgeordnet werden, die Reductionen zu besuchen, werden mehr auf militärische Weise, immer aber mit dem nämlichen Eifer und mit den Merkmalen der tiefsten Ehrfurcht empfangen. Wenn der Provinzial der Jesuiten ankommt, ist die Freude dieses guten Volkes ganz unbeschreiblich. Zuweilen mengt sich freilich in die Feste, die bei solchen Gelegenheiten gehalten werden, noch Manches, das man diesen Wilden, die erst durch die Religion zu Menschen wurden, verzeihen muß; denn sie bieten dann alles Erdenkliche auf, ihre Freude und Dankbarkeit Denjenigen zu bezeigen, die sie den Finsternissen der Barbarei und Abgötterei entrissen und ih-

nen durch unsägliche Mühen eine Freiheit erwirkt haben, deren ganzen Werth sie bei dem Anblick ihrer Brüder fühlen, die in der Knechtschaft seufzen.

49.

Kirchenbußen, Frömmigkeit, Kirchen, Andachtsübungen und Congregationen in den Gemeinden dieser Indier.

Da diese Indier von Natur aus leichtsinnig, unbeständig sind und es oft sehr schwer ist, den Herzen der Neubekehrten gewisse Laster zu entreißen, die ihnen beinahe zur zweiten Natur geworden sind, ward es als zweckmäßig erachtet, öffentliche Büßungen bei ihnen einzuführen, wie sie ungefähr in der ursprünglichen Kirche bestanden. In dieser Absicht werden die Tugendhaftesten erwählt, daß sie über alles wachen was der guten Ordnung zuwider läuft. Ergreifen sie nun Jemand in einem Fehler, der irgend öffentliches Ärgerniß veranlassen kann, so thun sie ihm das Bußgewand an und führen ihn in die Kirche, wo er sein Vergehen öffentlich bekennen muß; von dort aber wird er auf den Platz geführt und gegeißelt. Die Schuldigen empfangen diese Strafe nicht nur ohne zu murren, sondern sogar mit Danksagung; und Rückfälle sind beinahe beispiellos. Es ist nichts Seltenes, Männer, ja zuweilen auch Weiber zu sehen, die öffentlich solche Fehler bekennen, von welchen Gott allein Zeuge war, und um Buße bitten; wobei man jedoch mit großer Behutsamkeit

zu Werke geht. Auch wird ihnen, zumal den Weibern nur sehr schwer die Erlaubniß ertheilt, solche Bekenntnisse zu thun, wenn sie deßfalls bitten.

Die Andachtsübungen, welche die Kirche insbesondere vorschreibt, gutheißt und empfiehlt, werden auch mit trefflichem Erfolg als Mittel angewendet, den Geist der Religion in den Herzen dieser neuen Christen zu erhalten und sie zu immer größerem Eifer der Andacht zu erwecken. Man läßt jene, die von heidnischen Ältern geboren wurden, nur nach strengen Prüfungen zur heiligen Communion hinzutreten; wenn man nämlich findet, daß sie, nach der Vorschrift des Apostels, fähig sind, den Frohnleichnam des Herrn zu unterscheiden, und einen wahren geistigen Hunger nach demselben bezeigen. Alles wird aufgeboten, ihnen an's Herz zu legen, mit wie großer Reinheit sie zu diesem himmlischen Gastmal hinzutreten sollen; auch nahen sie sich demselben in der That mit Empfindungen, die auch die fühllosesten Herzen ergreifen würden.

Man sah bei Zeiten ein, daß es, um ihnen große Ehrfurcht für die heilige Stätte und Sinn für die Verehrung und Anbetung einzuflößen, die Gott daselbst erwiesen wird, nothwendig sei, durch großes äußerliches Gepränge auf sie zu wirken; und darum ward auch nichts gespart, sie durch Glanz und Pracht dazu anzuziehen. Alle ihre Kirchen sind groß und haben drei, oft sogar fünf Schiffe. In dem breitesten dieser Schiffe stehen wenigstens fünf sehr schöne Altäre; der Hochaltar flößt durch seine Erhabenheit

Ehrfurcht ein; und die Spanier selbst erstaunen bei dem Anblick, wie prächtig und wie reich dieselben an Wäsche, an Ornamenten und an Silber sind. Auch ist dieß der einzige Zielpunct des Ehrgeitzes unter diesen Ortschaften; einige rissen sogar ihre Kirchen nieder, um sie also zu erbauen, daß sie den übrigen gleich kämen; und entzogen sich, dieß zu erreichen, selbst das Nothwendige.

Alle sind mit Gemälden geziert, welche die Geheimnisse unsrer heiligen Religion und die heldenmüthigsten Thaten der Heiligen des alten und neuen Bundes darstellen. Diese Malereien sind in Felder getheilt nnd durch Blumengehänge, die immer frisch und blühend sind, von einander gesondert. An Feiertagen wird auch der Boden damit bestreut und die ganze Kirche mit wohlriechenden Gewässern besprengt. Dieß kostet nichts, da man in diesen Ländern das ganze Jahr hindurch immer frische Kräuter und Blumen hat; dazu auch lieben die Indier die Wohlgerüche gar sehr. Man benützt dieß auch, ihren Herzen einzuprägen, daß sie durch die Unschuld ihrer Sitten und die Reinheit ihrer Triebe Christi guter Geruch seyn, und ihre Seelen durch Tugenden zu lebendigen Tempeln des heiligen Geistes schmücken sollen.

Es waren die Missionäre deßfalls über alle Hoffnung glücklich. Nichts kommt der Sittsamkeit, der Ehrfurcht und der zarten Andacht gleich, mit welcher sie den heiligen Geheimnissen und dem Gebet beiwohnen, das beinahe in allen Kirchen abgehalten

wird. Die Aufmerksamkeit, mit welcher sie den Unterricht und die Ermahnungen anhören, die man ihnen hält, übertrifft alles was sich darüber sagen läßt; und da dieselben immer mit einem Act der Reue beschlossen werden, der mit lauter Stimme ausgesprochen wird, hört man sie während desselben seufzen, schluchzen und ihre Sünden öffentlich anklagen; was sie ohne allen Rückhalt thun würden, wenn man es ihnen nicht mit aller Strenge untersagt hätte.

Auf solche Weise brachte man es dahin, in dieser Republik gewisse Laster, zumal die Trunkenheit auszurotten, zu welcher die Indier beinahe auf unüberwindliche Weise geneigt sind; und diesen Neubekehrten eine so große Zartheit des Gewissens einzuflößen, daß sie nur äußerst geringe Fehler zum Richterstuhl der Buße bringen. Dom Pedro Farardo, Bischof zu Buenos-Ayres, berichtete dem König, er glaube nicht, daß in diesen Ortschaften das ganze Jahr hindurch auch nur Eine Todsünde begangen würde; und gleichwohl erscheinen sie mit so lebendiger Zerknirschung im Richterstuhl der Buße, daß sie meist in heiße Thränen zerfließen. Auch ward alles Mögliche ersonnen, ihrem Herzen die Furcht einzuprägen, Gott zu mißfallen; und es ist nicht möglich, die Vorsicht weiter zu treiben, welche angewendet ward, Alles fern zu halten, was ihrer Unschuld auch nur zum geringsten Anstoß gereichen könnte. In dieser Absicht wurden überall Zufluchtshäuser errichtet, wohin die Witwen und solche Frauen

sich begeben, die keine Kinder zu erziehen haben, im Fall ihre Männer auf längere Zeit abwesend sind. Alle werden dort auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten, wenn ihre Arbeit nicht zu ihrem Unterhalt genügt, oder sie außer Stand sind, zu arbeiten.

Man darf sich nicht wundern, daß Gott so große Dinge in so reinen Seelen wirkt, und daß diese nämlichen Indier, von welchen gelehrte Doctoren behaupteten, sie wären zu blödsinnig, als daß man sie in die Kirche aufnehmen könne, heut zu Tage zu ihrer vorzüglichsten Zierde gehören und vielleicht der kostbarste Theil der Herde Christi sind. So viel ist wenigstens gewiß, daß man unter ihnen eine sehr große Anzahl Christen findet, die zur erhabensten Heiligkeit gelangten, und daß beinahe alle in der Losschälung von irdischen Gütern so weit kommen als man mit Hilfe der Gnade Gottes kommen kann; daß ihnen nichts zu kostbar ist, einander in der Noth zu unterstützen und das Haus des Herrn zu schmücken; und daß sie ängstlich in ihrem Gewissen wären, wenn sie das Kostbarste, das sie bekommen können, nicht zu diesem Gebrauche verwendeten.

Beinahe niemals sind die Kirchen ohne eine große Anzahl Personen, die alle ihre freie Zeit daselbst im Gebet zubringen. Beim ersten Frühroth versammeln sich die Kinder darin auf den Schall der Glocke und singen nach dem Gebet die christliche Lehre, bis die Sonne aufgegangen ist. Hierauf kommen die Männer und Frauen, die heil. Messe zu hören; worauf alle sich zur Arbeit begeben. Am Abend kehren

die Kinder zur Kirche zurück, hören den Katechismus an, auf welchen das Gebet folgt, bei welchem sich, so sehr nur möglich, alles einfindet, und das immer mit dem Rosenkranz beschlossen wird. An Sonn- und Feiertagen kommen alle, sobald das Morgenroth erscheint, in die Kirche, wo zuerst die christliche Lehre abgesungen wird, worauf die Verlöbnisse und Heirathen geschlossen werden, wenn derselben zu halten sind; und die Proselyten, ja auch sogar die Heiden dürfen den Ceremonien beiwohnen, wenn sich derselben zufällig in der Ortschaft befinden; weil man wahrgenommen hat, daß solche ihnen große Achtung für unsre heilige Religion einflößen. Auch verkündiget man die Feste und Fasttage, die in der Woche einfallen, und verliest auch bei dieser Gelegenheit die Anordnungen des Bischofs. Ist die Messe zu Ende, dann wird Erkundigung eingezogen, ob Niemand abwesend war, oder ob nicht irgend Unordnung vorfiel, welcher müßte abgeholfen werden. Die Taufe der Katechumenen und zuweilen der neugeborenen Kinder ist die erste kirchliche Function des Nachmittags; hierauf wird die Vesper gesungen, und gewöhnlich wird der Tag durch Gebet und den Rosenkranz beschlossen. Werden aber Congregationen gehalten, dann folgt auf die Vesper eine Ermahnungsrede.

Diese Congregationen sind beinahe auf dieselbe Weise eingerichtet, wie Diejenigen, die in fast allen Häusern der Gesellschaft Jesu bestehen; und sie werden in mehrere Classen eingetheilt. Eine derselben

besteht für junge Leute von zwölf bis dreißig Jahren, und diese steht unter dem Schutz des heiligen Michael; alle übrigen stehen unter dem Schutz der Mutter Gottes; es werden darin nur Solche aufgenommen, die durch ihre Nächstenliebe, durch ihren Eifer für die gute Ordnung, durch die Bekehrung der Ungläubigen und durch oftmaligen Zutritt zu den hh. Sacramenten sich auszeichnen. Die bloße Furcht, aus der Liste der Mitglieder der Congregation ausgestrichen zu werden, wäre hinreichend, sie in den engsten Schranken ihrer Pflichten zu erhalten. Eine einzige Unmäßigkeit, die, wenn auch noch so geringes Ärgerniß gegeben hätte, genügt, den Strafbaren zur Entfernung zu nöthigen; und dieß war das wirksamste Mittel, dieß Laster gänzlich auszurotten.

Ja, man flößte dadurch den Neubekehrten so großen Abscheu gegen die Trunkenheit ein, die der allgemeine Fehler Aller, und auch am schwierigsten auszurotten war, daß man nun, wie sehr man auch Jenen, die Gelegenheit haben, in die Städte zu gehen, Wein anbieten mag, es dennoch nicht dahin bringen kann, daß sie denselben auch nur kosten; und oft hörte man aus ihrem Munde, der Wein sei das Beste, was aus Spanien komme, doch sei es Gift für sie. Nicht geringere Vorsicht ward auch getroffen, sie von der Unenthaltsamkeit zu heilen, die eine der gewöhnlichsten Folgen der Trunkenheit ist, und der geringste Fehler dieser Art würde hinreichen, als unwürdig zu gelten, den Dienern der Königinn der Jungfrauen beigezählt zu werden.

Den Personen des weiblichen Geschlechtes ward mit Hilfe der Gnade Gottes ein so großer Abscheu vor der Unreinigkeit eingeflößt, daß sie wegen der geringsten Freiheit, die sie hierin sich erlaubten, den demüthigsten Bußwerken sich freiwillig unterwerfen. Oft sah man, daß Mädchen sich lieber von den Heiden tödten ließen, als in die Sünde willigten. Es wird nicht geduldet, daß beide Geschlechter unter einander vermischt seien, nicht einmal in der Kirche. Dort sind die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Sie sind sogar, je nach ihrem Alter, in Classen eingetheilt; und jede Classe hat Aufseher, die darüber wachen, daß alle in den Schranken der strengsten Sittsamkeit sich bewahren. Endlich sind auch in der Kirche zu beiden Seiten Pforten, damit beide Geschlechter ein- und ausgehen können, ohne sich unter einander zu vermengen.

Es ist begreiflich, daß die Missionäre den natürlichen Geschmack dieser Indier an der Musikweise benützten, die Heiden, welche der Vorwitz oder irgend eine andere Ursache in die Reductionen führte, zum Christenthum anzuziehen; und in Jenen, die bereits Christen waren, größere Liebe zum göttlichen Dienste zu erwecken. Darum auch brachten sie die ganze christliche Lehre in Musik, und befanden sich wohl dabei. Ein so entschiedener Geschmack setzt sogar große Anlagen voraus; und dieß bewog die Väter, in jeder Ortschaft eine Schule des Choralgesanges zu errichten. In derselben lernen die Knaben auch alle musikalischen Instrumente spielen, deren

Gebrauch in der Kirche erlaubt ist. Es ist in der That erstaunlich, wie diese einfachen Indier durch die bloße Anschauung dieser Instrumente, die man hatte aus Spanien holen lassen, dieselben vollkommen nachmachen lernten, und es auch mit leichter Mühe dahin brachten, solche so vollkommen als ihre Meister zu spielen. Sie lernten die schwierigsten Arien nach Noten singen, und man möchte beinahe glauben, sie singen gleich den Vögeln aus angebornem Triebe. So wie sie aber selbst bei dieser gottesdienstlichen Musik von tiefer Andacht durchdrungen sind, erwecken sie auch dadurch die nämlichen frommen Empfindungen in den Herzen aller Zuhörer.

50.

Feier der Festtage, zumal des Schutzpatrons der Kirche und des Frohnleichnamsfestes.

Die hohen Festtage werden mit großer Pracht gefeiert, zumal das Fest des Schutzpatrons der Kirche und das Frohnleichnamsfest. Zu dem ersten werden die nächsten Ortschaften eingeladen, und der Zulauf ist ungemein groß. Das Fest beginnt am Vorabend durch einen prächtigen Marsch, bei welchem die Reiterei ausrückt und der Fahnenträger auf einem herrlich geschmückten Rosse die große königliche Fahne trägt. Nachdem nun alle in guter Ordnung unter dem Schall der Trommeln und anderer Instrumente kriegerischer Musik durch die Hauptstraßen hindurchgezogen sind, steigen sie bei der Kirche

ab, wo der königliche Fahnenträger seinen bestimmten Platz in einer Kapelle einnimmt. Dann beginnt die erste Vesper, nach welcher man die Kinder auf dem großen Platze tanzen läßt, wo alle Zuschauer in schönster Ordnung sich niedersetzen. Hierauf kehrt die Reiterei abermal an den Ort zurück, von wo sie ausmarschirt war; und am Abend werden in mäßigen Entfernungen von einander Feuer angezündet und alle Gassen beleuchtet. Am Morgen des folgenden Tages wird auf dieselbe Weise, wie am Vorabend zur Vesper, feierlich in das Hochamt gegangen; zu Mittag bewirthet man die Fremden, und jeder erhält einen Trunk Weines. Nach der Vesper des Nachmittags wird ein sogenanntes Ringelrennen abgehalten, welchem die Missionäre mit allen Oberhäuptern und Beamten beiwohnen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, den Siegern die Preise zu ertheilen, und das Zeichen zum Schlusse des Spieles zu geben.

Nichts aber läßt sich mit der Feier des Frohnleichnamsfestes vergleichen, und man kann mit Wahrheit sagen, daß dieselbe, ohne Reichthum und Pracht, einen Anblick gewährt, der beinahe alles überbietet, was man an andern Orten nur Reiches und Prächtiges sehen kann. Es werden dabei auch Tänze aufgeführt, wie ungefähr in der Provinz Quito; doch alles dabei athmet Zierde und Andacht. Ob aber auch keine Pracht dabei herrscht, sind dennoch alle Schönheiten der einfachen Natur dabei in so lieblicher Manchfaltigkeit angebracht, daß dieselbe in ihrem

höchsten Glanze sich entfaltet. Ja sie selbst ist hier gleichsam lebendig zugegen in den Blumen und Baumzweigen, aus welchen die Triumphbogen bestehen, unter welchen das göttliche Sacrament hindurch zieht; man sieht auf denselben Vögel aller Farben umherfliegen, die an langen Fäden mit den Füßen gebunden sind, und also frei scheinen, gleich als ob sie selbst freiwillig herbei geflogen wären, mit ihren Stimmen in das Concert der Sänger und des ganzen Volkes einzufallen, und auf ihre Weise Denjenigen zu preisen, dessen Vorsehung unablässig für sie sorgt.

Alle Gassen sind mit schön gearbeiteten Vorhängen spallirt, die durch Blumengewinde und grüne Teppiche in trefflicher Simmetrie von einander gesondert sind. In mäßigen Entfernungen von einander stehen wohlgefesselte Löwen und Tiger; und sehr schöne Fische spielen in großen und angefüllten Brunnenbecken. Kurz, lebendige Geschöpfe aller Art erscheinen dabei gleichsam als Abgeordnete, dem Gott-Menschen in seinem erlauchten Sacramente zu huldigen, und die allerhöchste Oberherrschaft zu erkennen, die sein ewiger Vater Ihm über alles, was da lebt, gegeben hat. Überall, wohin die Procession ihren Zug nimmt, ist die Erde mit Rohrflechten bedeckt, und mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bestreut. Alle, sogar die kleinsten Kinder arbeiten an diesen Verzierungen; auch wird sogar das frisch geschlachtete Fleisch und alle Speisen, die an diesem großen Freudenfeste vorgesetzt werden, die Erstlinge

aller Ernten und die Samenkörner der künftigen Aussaat herbeigebracht und dem Herrn geopfert, damit Er seinen Segen darüber spende. Der Gesang der Vögel, das Brüllen der Löwen und Tiger, die Stimmen der Sänger, der vollstimmige Gesang des Chors wird daselbst ohne Verwirrung gehört, und bildet ein Concert, das wahrlich ganz einzig in seiner Art ist.

Hinter dem Sacramente wird die große königliche Fahne getragen; der Kazike, der Corregidor, der Regidor und die Alkaden tragen den Thronhimmel. Das Militär zu Pferd und zu Fuß mit seinen Fahnen zieht dabei in glänzenden Reihen auf. Wie prächtig aber immerhin dieser Anblick ist, ist dennoch die Frömmigkeit, Sittsamkeit, die Ehrfurcht und ein Ausdruck der Heiligkeit sogar, auf allen Angesichtern, der höchste Glanz dieses Festes, und nirgend ist der Triumph des Welterlösers vollständiger als in diesem wilden Lande, wo vor kaum einem Jahrhundert sein Name noch nicht genannt ward. Sobald das göttliche Sacrament zur Kirche zurückgekehrt ist, werden den Missionären alle eßbaren Dinge überreicht, die auf seinem Wege ausgesetzt waren. Diese senden dann das Beste den Kranken, das Übrige aber wird unter die Inwohner der Ortschaft vertheilt. Abends wird ein Feuerwerk abgebrannt, was an allen hohen Feiertagen und Volksfesten geschieht.

Die Kirchhöfe sind immer nahe bei den Kirchen. Es sind große viereckige Plätze, von niedrigen

Mauern eingeschlossen, und rings mit Palmen und Cypressen besetzt, die sich zu einer erstaunlichen Höhe erheben. Sie sind der Länge nach in schöne Alleen abgetheilt, die mit Citronen- und Pomeranzenbäumen begränzt sind. Die mittlere Allee führt zu einer Capelle, wo man jeden Montag des Jahres Processionsweise sich hinbegibt, eine Messe für die Abgestorbenen zu feiern; worauf an jedem Kreuze, die in den vier Ecken des Kirchhofs angebracht sind, ein Libera abgesungen wird. Es wurden auch in einiger Entfernung von jeder Ortschaft Capellen erbaut, die das Ziel der Processionen sind, die an den Bitttagen, oder zur Zeit allgemeiner Drangsale, oder um Gott für besondere Wohlthaten zu danken, abgehalten werden. Alle wohnen diesen Processionen bei, Diejenigen ausgenommen, die durch Krankheiten oder nothwendige Arbeiten daran verhindert sind.

51.

Genaue Zucht und Ordnung in dieser Republik. Religiosität und Nächstenliebe. Oeffentliche Lustbarkeiten.

Alles ward aufgeboten, die genaueste Zucht und Ordnung in dieser Republik einzuführen. Zu einer bestimmten Stunde muß Alles zu Hause seyn; und dann beginnt die Schaarwache alsbald im Orte umherzugehen, und hält die ganze Nacht hindurch die Runde. Hierzu werden nur Männer gewählt, auf die man mit Sicherheit rechnen kann; und diese werden alle drei Stunden abgelöst. Diese Vorsicht wird

aus zweifacher Ursache angewendet; erstens zu verhüten, daß Jemand bei Nacht ausgehe, ohne daß man wisse, was ihn dazu nöthiget, und wohin er geht; zweitens um sich vor den Überfällen der Feinde zu verwahren; weil es allenthalben Streifzüge von umherirrenden Indiern gibt, gegen die man auf der Hut seyn muß. Man trifft bei der Wahl Derjenigen, denen man die Ordnung und öffentliche Sicherheit anvertraut, die nämlichen Maßregeln wie bei der Wahl Derjenigen, die zu Ämtern oder zum Dienste der Kirche bestimmt werden.

Diese Maßregeln bestehen darin, daß man Diejenigen, bei welchen man Anlagen zu irgend einem besondern Amte wahrnimmt, von Kindheit auf dazu vorbereitet und ihnen eine Erziehung gibt, die sie dazu geeignet macht. — Ehemals konnten die Guarani's so wie überhaupt alle Indier dieser Provinzen nur an den Fingern und Zehen der Füße zählen; eine Anzahl zu bezeichnen, die die Zahl zwanzig übersteigt, gebrauchten sie den Ausdruck **viel**. Jetzt sind alle Neugetauften im Stande, alle Rechnungen zu machen, deren sie bedürfen; und mehr wird auch von ihnen nicht verlangt; man weiß, wie weit ihre Fähigkeit reicht, und fordert nichts darüber. Sie werden in ihrer alten Einfalt erhalten, von welcher man bloß entfernte, was sie Lasterhaftes und Barbarisches an sich hatte. Kurz gesagt, diese Republik ist eigentlich das Reich der evangelischen Einfalt; und um dieselbe nicht zu trüben, hielt man diese neuen Gläubigen so fern als möglich von allem

Umgang mit den Europäern. Denn es hat die Erfahrung erwiesen, daß alle christlichen Gemeinden der neuen Welt, die von ihrem ersten Eifer abfielen, denselben nur darum verloren, weil sie zu nahen und zu oftmaligen Umgang mit den alten Christen hatten.

Aus dem nämlichen Grunde auch sind auf allen ihren Reisen, so wie nicht minder während ihres Aufenthaltes in den Städten, und die ganze Zeit über, die sie entweder im Kriege oder in Arbeiten für den König zubringen, ihre Missionäre immer um sie, lassen sie niemals aus dem Gesichte, wachen aufmerksam, daß sie ihre Pflichten und Andachtsübungen genau vollbringen, und besprechen sich oftmals mit ihnen über Gott und Gegenstände der Frömmigkeit; und sie hatten bis nun den Trost, daß sie nicht aus der Ordnung weichen, daß alles, was sie sehen und hören, wäre es auch noch so sehr geeignet, Ärgerniß zu geben, ihnen nur größern Abscheu gegen alle Laster einflößt, daß nie ein ungeziemendes Wort über ihre Lippen kommt, und daß sie sich gleichsam von selbst zu ihren Andachtsübungen angezogen fühlen. Indessen haben in den entfernteren Reductionen, aus welchen sie sich seltener hinweg begeben, der Eifer und die Einfalt eine merklichere Bestimmtheit als in den übrigen; und in diesen letztern müssen die Missionäre ihre Aufmerksamkeit bei allem was vorgeht, verdoppeln.

Übrigens stellt wohl heut zu Tage Niemand im ganzen mittägigen Amerika in Abrede, daß man bei

diesen Indiern keine Spur ihrer ehemaligen Gemüthsart mehr findet, die sie zur Rache, zur Grausamkeit, zur Unabhängigkeit und zu allen groben Lastern antrieb; mit Einem Worte, daß sie ganz andere Menschen sind als sie früher waren; und, was bei dem ersten Anblick auffällt, daß ihre Herzlichkeit, ihre Sanftmuth, ihre Eintracht und die Liebe, die bei ihnen vorherrschend ist, alle Ungläubigen einnimmt und sie dahin stimmt, das Christenthum zu lieben. Die Zartherzigkeit, mit welcher sie einander gegenseitig in ihren Nöthen helfen, und ihre Freude, wenn sie sehen, daß die Anzahl der Anbeter Jesu Christi zunimmt, geben keinem Zweifel Raum, daß die wahre Nächstenliebe und der Eifer für Gottes Ehre und das Heil der Seelen bei ihnen zur herrschenden Leidenschaft geworden ist. Es gibt auch in der That nichts, das sie nicht bereit wären zu thun und zu leiden, um das Reich Gottes auszubreiten; wie wir dessen in der Folge Beispiele zur Genüge sehen werden. Es herrscht unter ihnen großer Wetteifer, den neuen Missionären die Erlernung ihrer Sprache zu erleichtern; und man sah einen Kaziken, der das Spanische erlernte, um fromme Bücher zu übersetzen; was er auch wirklich gethan hat. Wenn es gilt, eine neue Reduction zu gründen, dann tragen alle mit großem Eifer und unbegränzter Großmuth dazu bei.

Die öffentlichen Lustbarkeiten, die man ihnen von Zeit zu Zeit gestattet, hat man als nothwendig erachtet, theils ihre Gesundheit zu bewahren, theils

auch den frohen Sinn bei ihnen zu unterhalten, welcher der Tugend nicht nur nicht schadet, sondern auch dahin wirkt, daß dieselbe geliebt und vermehrt werde; zumal wenn bei solchen Erholungen das Augenmerk vorzüglich auf das himmlische Vaterland gerichtet wird. Auch hatte man dabei die Absicht, alle Glieder dieser Republik durch noch innigere Bande zu vereinigen; und der Erfolg bewies, das man sich hierin nicht irrte. Die Frauen sind bloß Zuschauerinnen, und die Gegenwart der geistlichen Hirten erhält alle in den Gränzen der Wohlanständigkeit, die kein Christ überschreiten soll. Die geringste ungeziemende Freiheit würde auf der Stelle bestraft werden.

Aus allem bisher Gesagten erhellt, daß nirgend eine so vollkommne Glückseligkeit angetroffen wird, als diese neue Kirche genießt; und Muratori nannte die Schilderung derselben mit Fug und Recht: das glückselige Christenthum. Was bliebe auch wohl Christen zu wünschen übrig, die versichert sind, daß es ihnen niemals am Nothwendigen fehlen wird, auf das sie sich beschränkten; und die nach dem Beispiel des Apostels sowohl in Überfluß als in Dürftigkeit leben können, ohne erstern zu mißbrauchen und über letztere zu klagen; noch auch je versucht werden, der Vorsehung zu mißtrauen, die in allen unvorgesehenen Fällen dafür sorgt, daß sie Hilfe finden; die mit Herz und Sinn der Religion gemäß leben, unter der Leitung Derjenigen stehen, denen sie alle Wohlthaten verdanken, deren sie genießen,

und die alle Vorzüge der Subordination und Abhängigkeit haben, ohne die Beschwerlichkeit derselben zu empfinden!

52.

Waffen und kriegerische Uebungen. Lebensunterhalt und Tauschhandel. Völkerschaften, aus welchen diese Republik besteht. Grund ihrer schlechten Bevölkerung. Krankheiten und Liebe zu ihren Missionärs.

Noch glücklicher wären diese Indier allerdings geworden, wenn sie den Krieg auch nicht einmal dem Namen nach hätten kennen dürfen; doch erfuhren sie leider im Anbeginn ihrer Vereinigung alles Schreckliche desselben, wie wir bald sehen werden; und dann haben sie auch Nachbarn, von welchen sie weder Frieden noch Waffenstillstand zu hoffen haben, außer in sofern sie im Stande sind, ihnen Furcht einzuflößen. Nothwendig war es also, sie zu waffnen, zum Kriege anzuüben und eine Kunst zu lehren, die die schwerste Geisel des Erdkreises ist; doch führen sie keine Kriege, um Länder zu erobern, noch, durch die Beraubung anderer Völkerschaften sich zu bereichern. Da die übrigen Indier und andere Feinde, die ihnen einst so schwere Übel zufügten, es nun nicht mehr wagen, sie anzufallen, hatten sie seit längerer Zeit keine andere Ursache zum Kriege als den Dienst des Fürsten, dem sie Gehorsam geschworen haben; und auf solche Weise heiligt die Pflicht bei ihnen eine Handthierung, in welcher die Tugend so oft Schiffbruch leidet.

Jede Ortschaft unterhält ein Corps Reiterei und Fußvolk. Letzteres führt außer der Keule, Bogen und Pfeilen, noch Schleuder, Säbel und Flinte. Die Reiter haben Säbel, Lanzen und Musketen, da sie auch, gleich unsern Dragonern, zu Fuße streiten. Sie selbst machen sich ihre Waffen und ihre Kanonen, die ihnen nur dazu dienen, ihre Nachbarn in Furcht zu erhalten; so wie auch die Feldstücke, die sie mit sich führen, wenn sie für den Dienst des Königs beordert werden. Es ward schon früher erinnert, daß sie keines dieser Waffenstücke im Hause behalten, außer wenn sie etwa einen Überfall befürchten, oder sich in denselben üben sollen. Außerdem ist der Soldat von dem gemeinen Inwohner nicht verschieden; und diese tapfern Streiter, welche die Republik sichern und oft mit Lorbern geschmückt zurückkehrten, sind, sobald sie die Waffen aus den Händen legen, allen Übrigen ein Vorbild durch ihre Frömmigkeit und ihren Gehorsam.

Jeden Montag hält der Corregidor der Ortschaft Musterung auf dem öffentlichen Platz und läßt sie exercieren. Dann theilen sie sich in zwei Parteien ab, die einander angreifen; und dieß geschieht zuweilen mit so großem Eifer, daß man zum Rückzug blasen muß, damit nicht etwa ein Unglück geschehe. Es werden auch von einer Zeit zur andern Preise für die Bogenschützen, die Lanzenführer, Schleuderer und Scharfschützen ausgesetzt. Die Übung mit der Lanze ist unter allen diejenige, die die meiste Ergetzung gewährt; die Übung mit der Schleuder

erweckt Bewunderung wegen der Richtigkeit, mit welcher die Schleuderer das Ziel treffen; und gewiß können in ganz Amerika keine Truppen weder vor ihnen noch vor Denjenigen bestehen, welche die Lanze führen. Man sagt auch nicht zu viel, wenn man behauptet, daß diese ganze Miliz, wenn sie mit gleichen Waffen angegriffen wird, unüberwindlich ist; doch mußte sie lange Zeit hindurch, und muß zum Theil auch noch jetzt durch spanische Officiere geübt werden. Übrigens ist sie sehr gelehrig, weicht nie zurück, und sammelt sich auf den ersten Befehl mit großer Leichtigkeit, wenn sie etwa getrennt ward.

Überfälle und heimliche Nachstellungen, die diesen Indiern im Anfang so großen Schaden brachten, gelingen nun ihren Feinden nicht mehr, da sie immer auf ihrer Hut sind. Beständig streift ein Corps Reiterei in den Umgegenden umher, und gibt von allem Nachricht, was es wahrgenommen hat. Die engen Päße, durch die man in ihr Land eindringen könnte, sind scharf bewacht; da es aber dennoch möglich wäre, daß ungeachtet aller dieser Vorsicht feindliche Parteien durch die Wälder hereinbrechen könnten, während sie in der Kirche wären, wird, sobald nur die geringste Besorgniß eintritt, den Kriegesleuten erlaubt, ihre Waffen dahin mitzunehmen, damit sie beim ersten Lärm den Feind aufhalten, und die Inwohner Zeit gewinnen, sich gehörig zur Wehr zu setzen.

Diese Republik nimmt einen großen Theil des Landes ein, dessen Clima überhaupt feucht, doch ge-

mäßigt ist. In einigen Gegenden, die weiter gegen Mittag hin gelegen sind, ist der Winter ziemlich strenge; doch ist das Erdreich allenhalben fruchtbar und bringt alles hervor, was zum Lebensunterhalt nothwendig ist; ja es trägt nicht nur die natürlichen Erzeugnisse des Landes, sondern es gedeihen auch alle Sämereien, die man aus Europa dahin gebracht hat. Die Baumwollernte beträgt in jeder Ortschaft jährlich zweitausend Arroben. Es wird auch viel Tabak, etwas Zucker, Honig und Wachs gewonnen; welche letztern bloß die Mühe kosten, sie im Walde einzusammeln. Hat man auf die Seite gelegt, was zum Unterhalt für das ganze Jahr und für die Aussaat genügt, dann wird das Übrige sammt dem Paraguaykraut nach Santa-Fé gebracht, um solches gegen andere Waaren einzutauschen und auch gegen baares Geld zu verkaufen, mit welchem man den Tribut bezahlt und solche Dinge kauft, die man nicht durch Tausch erhalten kann.

Lange Zeit hindurch bestand diese Republik bloß oder doch größten Theils aus Guarani's; auch gehören die Meisten noch jetzt zu dieser Nation. Nach ihnen sind die Tapez, welche die nämliche Sprache sprechen, und wahrscheinlich des nämlichen Ursprungs sind, die zahlreichsten. Oft wird in den Schreiben der Könige von Spanien die ganze Nation mit diesem Namen benannt. Es gibt aber wenig Völkerschaften zwischen dem Parana, der Provinz Uruguay und Brasilien, die diese Reductionen nicht durch einigen Zuwachs vermehrt hätten. Dazu

sind auch oft Missionäre mit ganzen Schaaren Neubekehrter auf dem Lande, neue Bekehrungen zu unternehmen, und selten kehren sie ohne einige Proselyten zurück. Am schwersten sind die Guenoa's zu gewinnen, von welchen anderswo die Rede seyn wird, weil sie nicht nur sehr ausschweifend sind und sich fürchten, daß man sie zur Arbeit zwinge, sondern auch weil ihr Geblüt mit dem der Spanier vermischt ist, von welchen zuweilen Einige sich zu ihnen flüchten, den Händen der Gerechtigkeit zu entkommen; und die dann durch ihre bösen Beispiele nur dahin wirken, daß sie eben keine Neigung zum Christenthum bekommen. Indessen gibt es dennoch je zuweilen Einige, welche die Neugier und die Lust ihre Landsleute wieder zu sehen, dahin locken, und auf welche die Freundlichkeit, mit welcher sie aufgenommen werden, so tief wirkt, daß sie bei ihnen zurück bleiben. Dasselbe ergibt sich auch bei andern Indiern und sogar bei den Charua's, einem umherirrenden und wilden Volke, das bei den ersten Niederlassungen der Spanier zu Buenos-Ayres und an andern Orten eine große Anzahl derselben ermordete. Nach den Guarani's und den Tapez aber trugen die Guannanna's, die zwischen dem Parana und Brasilien wohnen, am meisten bei, die Lücken auszufüllen, welche durch Kriege und Krankheiten ziemlich oft in den Reductionen einrissen. Da sie Feldbau treiben, keine Überläufer bei sich aufnehmen, arbeitsam und ziemlich gelehrig sind, kostet es weniger Mühe, sie zu gewinnen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß eine so wohl eingerichtete Republik, wo mit so großer Behutsamkeit dahin gesehen wird, daß allem vorgebeugt werde was der Gesundheit der Inwohner schaden kann, sich nicht besser bevölkere. Allein abgesehen davon, daß diese Neubekehrten lange Zeit hindurch Revolutionen und Kriege zu überstehen hatten, die derselben eine endlose Zahl hinwegrafften, konnte man bis zur Stunde noch kein Mittel finden, sie vor gewissen ansteckenden Krankheiten zu bewahren, die zuweilen die Ortschaften bis auf die Hälfte ihrer Bewohner verminderten. Und dieß auch ist's, was so Viele zum Irrthum verleitete, die, wenn sie die Liste eines Jahres sahen und in Gemäßheit derselben auf die Summen schlossen, die in den folgenden Jahren durch den Tribut in die königliche Casse eingehen sollten, nicht wußten oder nicht wissen wollten, daß die Anzahl Derjenigen, die denselben bezahlen sollten, nicht nur nicht zugenommen hatte, wie sie dieß voraussetzten, sondern sogar bedeutend geringer geworden war.

Die gewöhnlichsten dieser Krankheiten, die man oft mit dem Namen Pest zu benennen pflegte, weil sie in kurzer Zeit allgemein wurden, sind die Blattern, der Friesel, böse Fieber und eine vierte, von welcher wir bloß wissen, daß sie von den heftigsten Schmerzen begleitet ist. Alle diese Krankheiten sind um so gefährlicher, als diese Indier keine nothwendigen Vorkehrungen treffen und auch nur sehr schwer dahin verhalten werden, solche Mittel zu nehmen,

die denselben zuvorkommen oder ihre Fortschritte aufhalten; überdieß auch weder Ärzte noch Wundärzte haben, einige Laienbrüder der Jesuiten ausgenommen; und man bisher weder Spitäler noch gute Apotheken errichten konnte. Die Missionäre ersetzen diesen Mangel, je nach Möglichkeit, durch ihre Sorgfalt, durch ihren Fleiß und durch alles was die zarteste und sinnreichste Nächstenliebe für die Linderung der Kranken einflößen kann; und es ist leicht abzusehen, daß zwei Männer und oft auch nur Einer, die verpflichtet sind, zu gleicher Zeit für die Bedürfnisse des Leibes und der Seele zu sorgen, und überdieß noch oft auf das Land gehen müssen, wo die Hut der Herden einen Theil der Menschen beschäftigt, die daselbst von der Krankheit befallen werden, dazu auch oft Tag und Nacht nicht Einen Augenblick Ruhe finden, unmöglich Allen genügen können. Es ist sogar erstaunlich und ein wahres Wunder, daß sie, die ohne Unterlaß eine verpestete Luft einathmen, immer beschäftigt sind, den Kranken zu dienen, den Sterbenden die Sacramente zu spenden und die Todten zu begraben, äußerst selten von diesen Krankheiten befallen werden.

Die Neubekehrten sehen dieß alles sehr wohl ein, und nichts wirkt tiefer auf ihre Gemüther und rührt auch die Heiden mehr, aus welchen nicht selten Manche Zeugen sind, als diese Liebe, die allem sich unterzieht, allem sich aussetzt, nichts verweigert und sich durch nichts abschrecken läßt. Man darf sich also nicht wundern, daß sie, die gar wohl wissen, welch

ein großer Unterschied zwischen ihrer Lage und der Lage anderer Indier Statt findet, die dem persönlichen Dienste der Spanier unterworfen sind, diesen Vätern mit so großer Liebe anhangen, denen sie ihre Freiheit verdanken; und daß sie, so oft man ihnen andere Hirten geben wollte, sich alsbald anschickten, sich zu zerstreuen, wie dieß in der That auch öfters geschah. Die Missionäre hinwieder lieben sie mit einer Zartherzigkeit, die alles übertrifft; diese wird ihnen zumal durch das kindliche Vertrauen eingeflößt, das diese armen Neubekehrten ihnen bei jeder Gelegenheit bezeigen, so wie durch ihre Geduld und Ergebung in ihren Krankheiten; in welchen, ob es ihnen auch nicht selten an aller Linderung gebricht, die man nicht im Stande ist, ihnen zu reichen, und trotz der schmerzlichsten Leiden, es dennoch etwas Seltenes ist, eine Klage aus ihrem Munde zu hören. Alles nehmen sie von der Hand Gottes mit Unterwürfigkeit, oft sogar mit Danksagung an, und seufzen nur nach dem himmlischen Vaterlande.

53.

Vorgebliches Königreich der Jesuiten. Schutzschrift des Bischofs von Buenos-Ayres.

Dieß also ist jenes vermeintliche Königreich, dessen Könige die Jesuiten sind, und aus welchem sie so reichliche Schätze beziehen, daß sie ihre ganze Gesellschaft damit bereichern können. Doch, fügt man bei, hüten sie sich ängstlich, Jemand Zutritt in

dasselbe zu gestatten, daß man nicht etwa entdecke, wozu sie so großen Reichthum verwenden; und fände man nur den Weg, dahin einzudringen, so würde man sie bald daraus vertreiben. Noch sagten wir nichts von der christlichen Republik der Chiquiten, welche die nämlichen Jesuiten von Paraguay vor etwas mehr als sechzig Jahren in der Provinz Santa Cruz de la Sierra stifteten, und wovon später die Rede seyn wird. Sie ist von der Republik der Guarani's, die ihr zum Vorbilde diente, nur dadurch verschieden, daß die Chiquiten früher gebildet wurden, weil sie arbeitsamer sind, und auch ihre Missionäre lange Zeit selbst unterhielten, die keine Pension vom Hofe bezogen, da diese neuen Christen der spanischen Krone sich noch nicht unterworfen, und folglich auch keinen Tribut zu bezahlen hatten.

Wir können diese Schilderung der christlichen Republik, die bei den Flüssen Parana und Uruguay liegt, nicht besser als durch folgendes Schreiben beschließen, das Dom Pedro Faxardo aus dem Orden der Erlösung der Gefangenen, Bischof zu Buenos-Ayres, im Jahr 1721 nach einer strengen Visitation der Reductionen seines Bisthums an Philipp V. richtete, und das lautet wie folgt:

Sire!

Ein Schreiben, das ich aus der Hauptstadt von Paraguay erhielt, und in welchem man meiner Person eben nicht sonderlich schonte, bewog mich zur Freiheit, an Eure Majestät zu schreiben. Wenig

liegt mir daran, was gegen mich gesprochen wird; doch darf ich auf keine Weise verhehlen, daß dieß Schreiben von falschen und verleumderischen Beschuldigungen gegen die Missionäre dieser Provinz strotzet. Da man nun darin erklärt, man werde in eben demselben Styl an den königlichen Rath in indischen Angelegenheiten schreiben, wäre ich alles Tadels werth, dafern ich es unterließe, Eurer Majestät die Bosheit dieser Schreiber zu entdecken und Allerhöchstdenselben die weise und kluge Leitung dieser wahrhaft apostolischen Männer zu berichten, gegen welche sie mit so großer Wuth geifern; und ich kann versichern, daß der Streich dieser wahnsinnigen Lügen sehr schmerzlich auf mich zurückfiel.

Es ist nicht das erste Mal, Sire, daß dem höchsten königlichen Rath ähnliche Klagen gegen die Missionäre eingesandt wurden; diese Väter aber, die nichts als die Ehre Gottes und den Wachsthum ihrer blühenden Missionen suchen, ertrugen alle diese Anfälle mit einer Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit, die mich wundersam erbaute. Mehr als dieß aber erregt meine Bewunderung, daß sie zu allen diesen Streichen, die gegen sie geführt werden, nicht nur gleichsam fühllos scheinen, sondern auch so schwere Beleidigungen nur durch eine beständige Reihe von Wohlthaten erwiedern. Wie viele Arme in der Hauptstadt von Paraguay leben bloß von ihren Liebesgaben! Mit wie großem Eifer verwenden sie sich zu dem Dienste der Inwohner dieser Stadt! Sie trösten sie in ihren Trübsalen, verkündigen ihnen die

Wahrheiten des Heiles, stehen in ihren Krankheiten ihnen bei, unterrichten ihre Kinder, schlichten ihre Zwiste, versöhnen ihre Feinde, und sind immerdar bereit, allen Menschen Gutes zu erweisen.

Aber so viele Tugenden, die ihnen die Achtung und Zuneigung dieses Volkes gewinnen sollten, dienen nur dazu, dasselbe noch empfänglicher für alle boshaften Eindrücke der Verleumdung zu machen. Ich darf es wohl sagen, diese Väter hätten weniger Feinde, wenn sie minder tugendhaft wären. Ich habe ihre Missionen oft besucht, und ich kann es Eurer Majestät bezeugen, daß ich nie und nirgend mehr Ordnung noch vollkommnere Uneigennützigkeit sah als bei diesen Religiosen, die sich nicht des Mindesten dessen, was ihren Neubekehrten angehört, weder zu ihrer Kleidung noch zu ihrem Unterhalt aneignen. Es herrscht unter diesen zahlreichen Völkerschaften, die aus Indiern bestehen, welche von Natur aus zu Lastern aller Art geneigt sind, eine so große Unschuld, daß ich glaube, es werde daselbst keine einzige Todsünde begangen; da die Wachsamkeit der Hirten die geringsten Fehler vorhersieht und denselben zuvorkommt. Ich war an einem Festtage unsrer Lieben Frau in einer ihrer Ortschaften und sah daselbst achthundert Personen zur heiligen Communion gehen. Darf man sich hiernach noch wundern, wenn der Feind des menschlichen Heiles so viele Stürme gegen ein so heiliges Werk erweckt und seine ganze Kraft aufbietet, dasselbe zu zerstören? Wahr ist's freilich, die Missionäre wachen mit

besonderer Aufmerksamkeit, daß ihre Indier keinen Umgang mit den Spaniern pflegen; doch haben sie dazu auch wichtige Gründe; denn dieser Umgang wäre ihrer Unschuld eine verderbliche Pest, und würde Ausschweifungen und Verderbniß unter ihnen einführen. Wir haben dessen ein sehr anschauliches Beispiel an dem Leben, das die Indier der vier Völkerschaften führen, die in der Nähe dieser Stadt sind.

Auch ist es wahr, daß diese Indier eine vollkommne Unterwürfigkeit gegen ihre geistlichen Väter haben; und wunderbar ist's, daß man bei diesen Barbaren, die vor ihrer Bekehrung Zweifel erregten, ob sie vernünftige Menschen wären, mehr Dankbarkeit findet als selbst bei Denjenigen, die im Schooß der Kirche geboren wurden. Was ihre vorgeblichen Reichthümer betrifft, konnte man wahrlich nichts Alberneres ersinnen. Was sie durch ihre Arbeiten verdienen, reicht kaum hin, ihnen täglich ein wenig Fleisch, Maïs, einiges Gemüse, schlechte und grobe Gewande und die nothwendigen Bedürfnisse der Kirche zu verschaffen. Wenn diese Missionen den Jesuiten so große Vortheile gewährten, wären ihre Collegien dann wohl so arm, daß sie darin kaum kärglich zu leben haben?

Ich, der ich genau von Allem unterrichtet bin, was in diesen heiligen Missionen vorgeht, kann mich nicht erwehren, auf die Gesellschaft Jesu jene Worte der Weisheit anzuwenden: »Wie schön ist ein keusches Geschlecht mit dem reinen und feurigen Eifer der Liebe,« das so viele Heiden in wahre Kinder

der Kirche umwandelt, sie in der Furcht Gottes erzieht, zu christlichen Tugenden heranbildet, und die schwärzesten Verleumdungen geduldig erträgt, um sie in der Frömmigkeit zu erhalten und vor der Verderbniß der Laster zu bewahren. »Ihr Andenken ist unsterblich vor Gott und den Menschen;« zumal aber vor Eurer Majestät, welcher diese Provinz so große Wohlthaten verdankt.

In ihrem Namen, Sire, habe ich die Ehre dieß Memorial Eurer Majestät vorzulegen, und die nämliche Bitte zu thun, die einst dem Kaiser Domitian für einen seiner Unterthanen gethan ward. Ich habe einen Feind, sprach dieser einst zu diesem Fürsten, der sich äußerst über alle Gnaden betrübt, die Du mir erweisest! Aber ich bitte Dich inständig, erzeige mir derselben mehrere, damit sein Verdruß um so größer sei. Da Caesar tanto tu, magis ut doleat. Und dieß hoffe ich von der Großmuth Eurer Majestät für diese armen Indier, und flehe zum Herrn, daß Er Eure Majestät für das Wohl dieser Monarchie erhalte.

Zu Buenos-Ayres am 20. Mai 1721.

Fr. Pedro Bischof zu Buenos-Ayres.

Inhalt.

Seite

Vorbericht.
Vorwort des Verfassers 1
1. Von dem Lande Paraguay 7
2. Von den Völkern, Thieren und Producten des Landes überhaupt 10
3. Von dem Paraguay-Kraut 16
4. Von andern Naturproducten. Bienen, Schlangen, Caymane und Chamäleone 19
5. Von Löwen, Tigern, Hirschen, Anta's und Geflügel 26
6. Erste Entdeckung des Paraguay und unglückliches Schicksal der Entdecker 29
7. Entdeckungsreise des Sebastian Gabot . . . 33
8. Fortsetzung. Meineid eines Kaziken. Unglückliches Schicksal Lara's. Tapferkeit Moschera's . . 41
9. Carl V. sendet den Dom Pedro Mendoza als Statthalter nach dem Paraguay. Unwürdige That desselben. Gründung der Stadt Buenos-Ayres. Krieg mit den Indiern 45
10. Wunderbares Schicksal der Indierinn Maldonata 50
11. Die Hungersnoth hält zu Buenos-Ayres an. Entdeckungsreise des Dom Ayolas. Trauriges Ende des Statthalters Dom Pedro de Mendoza . . 53
12. Abfahrt einiger Schiffe aus Spanien. Erste Gründung der Stadt Assumtion. Großes Elend zu Buenos-Ayres. Unwürdige That des Dom Galanos. Rache der Wilden 56
13. Rückkehr des Dom Irala. Er wird zum provisorischen Statthalter ernannt. Geheime Absichten desselben 62
14. Anschläge der Wilden während einer Prozession zu Assumtion. Irala verurtheilt die Kaziken zum Tode 65
15. Der Kaiser ernennt Dom Alvarez de Vaca Cabeça zum Statthalter im Paraguay. Edler Charakter dieses Mannes. Was sich während seiner Seereise ereignete 67
16. Fortsetzung. Sonderbarer Empfang des Dom Alvarez zu Assumtion. Sein Edelmuth . . . 73
17. Erste Anordnungen und Vorkehrungen des Statthalters für die Verbreitung der christlichen Religion und die Sicherheit des Landes . . . 78
18. Zug wider die Guaycurrus. Dom Alvarez schlägt dieselben 81
19. Von wilden Völkerschaften, die theils den Spaniern sich unterwerfen, theils sich ihnen widersetzen. Eigenheiten und Gebräuche der Guaycurrus . 88

Seite

20. Dom Alvarez besiegt die Agazen und andere Völker. Rückkehr der Spanier von der St. Katharinen-Insel. Unglücksfälle 94
21. Neue Entdeckungsreisen des Dom Irala und des Statthalters 97
22. Fortsetzung. Frommer Eifer des Statthalters. Von der Paradies-Insel im See Xarayes. Die Soldaten des Statthalters wollen daselbst verbleiben . 102
23. Aufruhr einiger indischen Völkerschaften. Abermalige Entdeckungsreisen des Statthalters. Feindseligkeiten der königlichen Beamten gegen ihn. Der Schlangentempel. Weisheit des Dom Alvarez. Rückkehr des Fernando de Ribera. Sonderbares Abenteuer desselben 107
24. Mißliche Lage des Dom Alvarez. Verschwörung gegen ihn. Er wird verhaftet und schwer mißhandelt. Aufruf. List einer Indierinn. Bosheit des Dom Irala. Folgen der Verschwörung . . . 115
25. Dom Alvarez wird nach Spanien eingeschifft. Anschlag, ihn unter Weges zu vergiften. Sturm auf der See. Strafe Gottes an seinen Feinden . 129
26. Betragen des Dom Irala. Er findet Widerstand. Entdeckungsreise des Nuflo de Chaves und des provisorischen Statthalters Dom Irala. Cabale zu Assumtion gegen Francesco de Mendoza. Klägliches Ende dieses Mannes 136
27. Dom Diego de Abreu will sich als Gouverneur bestätigen lassen. Irala läßt ihn nach seiner Rückkehr tödten. Gewaltthätigkeiten Irala's. Dom Diego de Centeno. Irala schlägt die Tapez. Ränke und Despotismus dieses Officieres . . . 144
28. Der Kaiser sendet einen neuen Statthalter nach dem Paraguay. Erster Bischof in diesem Lande. Neue Entdeckungsreisen. Tod Irala's . . . 152
29. Ehrsüchtiges Treiben des Nuflo de Chaves. Er baut die Stadt Santa Cruz de la Sierra. Krieg mit den Wilden. Dom Vergarra zu Lima . . 158
30. Philipp II. bestätigt den neuen Statthalter. Ende des Nuflo de Chaves. Uneinigkeiten zu Assumtion. Erbauung der Stadt Xeres 163
31. Beschreibung der Provinz Tucuman, ihrer Inwohner und Producte. Dom Juan Nunnez de Prado, Gouverneur daselbst. Erbauung der Stadt St. Michael und anderer Städte 167
32. Schilderung der Provinz Chaco. Inwohner. Producte. Thiere 175

Seite

33. Bevölkerung Chaco's. Von zwei sonderbaren Völkerschaften. Sprache, Eigenheiten, Sitten und Gebräuche dieser Indier 184
34. Von einer friedlichen Völkerschaft. Unglücklicher Versuch, dieß Land der spanischen Krone zu sichern. Von den Commenden. 194
35. Wiederherstellung des Seehafens Buenos-Ayres. Lage dieser Stadt. Eifer der spanischen Könige für die Verbreitung der katholischen Religion im Paraguay. Missionen Anfang der Jesuiten im Paraguay . 201
36. Aufnahme der Jesuiten in Tucuman. Ihr eifriges Wirken. Abenteuer einiger dieser Väter auf ihrer Seereise. Sie werden auf besondere Weise von der göttlichen Vorsehung beschützt 209
37. Begebenheiten zu Corduba. Die Spanier mißhandeln die unterjochten Indier. Folgen davon. Thätiger Eifer der Missionäre. Sie kommen zu den Guarani's. Sitten und Gebräuche dieser Völker. Trauriger Stand der Religion zu Ciudad Real und zu Villarica. Pest daselbst. Verschwörung gegen die Missionäre. Sie lassen sich zu Villarica nieder. Ihr Wirken daselbst und bei den Wilden. P. Barsena unter den Calchaqui's 215
38. Völkerschaft der Lullen. Missionen unter ihnen. Völkerschaft der Frontonen und der Mognosa's . 228
39. Missionen unter den Omaguaca's. Feindseligkeit dieses Volkes gegen die Spanier. Apostolische Reisen der Missionäre. Collegium der Jesuiten zu Assumtion 233
40. Fortgang der Missionen unter den Omaguaca's. P. Monroy bei dem Kaziken Piltipicon. Folgen seiner Unterredung mit ihm. Tod des letzten Prinzen aus dem Hause der Inca's. Apostolische Arbeiten und Leiden der Missionäre, insbesondere des P. Ortega 238
41. Die Stadt Santa-Fe verlangt Jesuiten. Fernere Missionsreisen. P. Romero bei den Diaguiten. Es kommt ein Visitator aus Rom. Seine Conferenzen mit den Missionären 247
42. Verleumdung gegen die Jesuiten. Reiseabenteuer einiger Missionäre. Die Jesuiten nehmen die Indier in Schutz und ziehen sich dadurch die Feindschaft der Spanier zu 259
43. Wuth der Wilden um Buenos-Ayres. Abermalige Gehässigkeiten gegen die Jesuiten, weil sie die Indier beschützen 265
44. Aufnahme der Missionäre bei den Calchaqui's. Stö-

Seite

rung dieser Missionen durch die Habsucht der Spanier. Decrete des Königs zu Gunsten der Indier. Neue Missionen bei den Wilden in Guayra. Reductionen 270

45. Aufblühendes Christenthum in dieser Barbarei und Umwandlung dieser Wilden durch die Religion. Die Könige von Spanien beschützen sie. Schlingen, welche die Feinde der Jesuiten diesen Vätern legen 277

46. Innere Ordnung in den Reductionen. Anzahl derselben. Die Missionäre wehren den Spaniern den Eintritt in dieselben. Fähigkeiten dieser Indier. Ihre Liebe zur Musik. Künste und Handwerker unter ihnen. 283

47. Lebensweise der Indier in den Reductionen. Polizei. Waffen und Feuergewehre. Handel. Ackerbau. Ortschaften 290

48. Fehler dieser Indier. Aufseher. Eintracht. Besuche der Bischöfe, des Gouverneurs, der Commissäre und Visitatoren daselbst 295

49. Kirchenbußen, Frömmigkeit, Kirchen, Andachtsübungen und Congregationen in den Gemeinden dieser Indier 303

50. Feier der Festtage, zumal des Schutzpatrons der Kirche und des Frohnleichnamsfestes 311

51. Genaue Zucht und Ordnung in dieser Republik. Religiosität und Nächstenliebe. Oeffentliche Lustbarkeiten. 315

52. Waffen und kriegerische Uebungen. Lebensunterhalt und Tauschhandel. Völkerschaften, aus welchen diese Republik besteht. Grund ihrer schlechten Bevölkerung. Krankheiten und Liebe zu ihren Missionärs 320

53. Vorgebliches Königreich der Jesuiten. Schutzschrift des Bischofs von Buenos-Ayres 327

Recht, Werke, die er zur Verbreitung geeignet glaubt, der Congregation vorzuschlagen.

Die Subscriptions-Beträge der Theilnehmer und Mitglieder können auch in halbjährigen Raten entrichtet werden.

Die Congregation der PP. Mechitaristen wird es sich unter Beirath der Mitglieder dieses Vereines angelegen seyn lassen, besonders solche Werke erscheinen zu lassen, welche durch ihren Inhalt abwechselnd erbauen, belehren und unterhalten, um dadurch dem geistigen Bedürfnisse jeder Art zu entsprechen.

Die Congregation der PP. Mechitaristen übernimmt die Hauptleitung. Sie bestimmt aus ihrer Mitte und aus dem Verzeichnisse der Mitglieder die Beurtheiler, die zu entscheiden haben, ob ein Werk für den Zweck geeignet sei oder nicht; sie läßt die Bücher durch ihre Officin drucken, und besorgt die Verbreitung durch ihre Buchhandlung (welche zuvörderst in ihrem Locale in der Singerstraße Nr. 896, dem deutschen Hause gegenüber, Subscription annimmt) und auf andere Wege.

Sie ladet die Hochwürdigsten Herren Erzbischöfe und Bischöfe, wie auch die Hochwürdigen Stifter, Klöster, Pfarrherren und alle geistlichen und weltlichen Obern der verschiedenen Bezirke des österreichischen Kaiserstaates zur geneigten Unterstützung dieses Vereines ein, indem sie Dieselben bittet, zu erlauben, daß in ihren respectiven Consistorien und Kanzelleien Subscription angenommen, und auch die erscheinenden Bücher daselbst in Empfang genommen und ausgeliefert werden.

Zu Anfang eines jeden Jahres wird in dem zuerst abgelieferten Werke das Namen-Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder und Theilnehmer sowohl, als auch eine Uebersicht der ganzen Wirksamkeit dieser Anstalt mitgetheilt werden.

An alle Familienväter, an alle geistlichen und weltlichen Vorsteher, die in diesem Unternehmen Gelegenheit finden, schädliche Bücher aus dem Kreise der Ihrigen zu entfernen, dagegen Geist und Herz derselben durch gute Lectüre zu nähren, wie überhaupt in mannigfacher Richtung Segen und Heil zu verbreiten; — an alle Bemittelten, die gern beitragen möchten, zur Aufrechthaltung frommer Gesinnungen und reiner Sittlichkeit, an Alle, die ihr eigenes Verlangen nach gediegener Lectüre zu befriedigen wünschen, ergehet somit die Einladung, dieses wohlgemeinte und nützliche Werk durch ihren Beitritt zu befördern.

Die PP. Mechitaristen-Congregation.

K. IX. h. 1.

Verzeichniß
der
im ersten Jahrgang 1830
erscheinenden Werke und zwar:

I. Im Monate Februar:

Der Geist des heil. Franz v. Sales, Fürstbischofs von Genf. Gesammelt aus den Schriften des Johann Peter Camus, Bischofs von Belley. Nebst einem kurzen Abrisse von dem Leben dieses Heiligen. Nach dem Französischen. 1. Band.

II. Im Monate April:

Geschichte von Paraguay und den Missionen der Gesellschaft Jesu daselbst. Nach dem Französischen des P. Franciscus de Charlevoix, weiland Priester der Gesellschaft Jesu.

III. Im Monate Juni:

Der Geist des heil. Franz v. Sales: 2. Band, der dieses Werk beschließt.

IV. Im Monate August:

Früchte des Geistes Jesu in zwei Jünglingen, von Seb. Job.

V. Im Monate October:

Geschichte von Paraguay. 2. Band. Dieser Band beschließt ebenfalls das Werk.

VI. Im Monate December:

Sieben Fastenpredigten. Als Anleitung zum Anfange und zur Vollendung des Heiles. Gehalten in der Stadtpfarre zu den neun Chören der Engel am Hofe, von Jos. Handschuh.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charlevoix, Pierre-François-Xavier <<de>>,

Geschichte von Paraguay und den Missionen der Gesellschaft Jesu in diesen Ländern

Bd.: 1

Wien 1830

Am.a. 3040 y-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253689-4